

Hansische Umschau

In Verbindung mit *Norbert Angermann, Karsten Brüggemann, Volker Henn, Carsten Jahnke, Sarah Neumann, Ortwin Pelc, Anja Rasche, Anti Selart, Maik-Jens Springmann* u. a.

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Allgemeines

Robert Huggins und Piers Thompson, *A Behavioural Theory of Economic Development. The Uneven Evolution of Cities and Regions* (Oxford 2021, Oxford University Press, 310 S., 22 Abb., 29 Tab.) – Die sehr unterschiedliche Entwicklung von Städten und ganzen Regionen ist eine spannende Frage der Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Der hier besprochene Band legt dazu einen Ansatz aus der Verhaltenstheorie vor. Das Interesse des Bandes ist deutlich auf moderne Entwicklungen ausgerichtet; die vorgelegte Erkenntnis, dass die ungleichen Entwicklungen von Städten und Regionen auf langfristige historische, evolutionär entstandene Verhaltensprozesse zurückzuführen seien, macht den Band allerdings anschlussfähig für die Hansegeschichte.

Kurz gesagt geht es um kollektive Verhaltensprofile in ihrer Auswirkung auf Wirtschaftsentwicklung. In zehn Kapiteln wird die These nachverfolgt, dass Unterschiede in menschlichem Verhalten eine ungleiche Entwicklung zwischen Städten und Regionen verursachen. Verhaltensgewohnheiten größerer Gruppen von Akteuren bzw. ihre Unterschiede werden in den Blick genommen, um verschiedene wirtschaftliche Entwicklungskurven zu erklären.

Im vorgestellten Modell sind diese so prägenden Verhaltensunterschiede mitbestimmt durch zwei Schlüsselfaktoren: (1) sozio-räumlicher Kultur als sozialen Eigenschaften und Beziehungen, welche die vorherrschenden Denkweisen und Lebensweise an Orten ausmachen; (2) Persönlichkeitspsychologie, um Unterschiede in Persönlichkeitsmerkmalen zwischen Individuen zu verstehen und zu messen. Laut Modell soll eine Beziehung zwischen sozio-räumlicher Kultur und der aggregierten Persönlichkeitspsychologie innerhalb von Städten und Regionen bestehen. Das Zusammenspiel zwischen psychologischen und kulturellen Elementen stellt die Grundlage für räumlich gebundene psycho-kulturelle Fußabdrücke einer Stadt oder Region. Es prägt wiederum die Verhaltensintentionen von Akteuren. Institutionen moderieren die Interaktion zwischen Verhaltensintentionen und tatsächlichem Verhalten (aufbauend auf der Neuen Institutionenökonomik). Wichtig ist im hier vorgestellten Erklärungsmodell aber v. a., dass das Handlungsvermögen von Akteuren prägender Faktor in der Wirtschaftsentwicklung ist.

Der Band ist stark mit Modell- und Theoriebildung befasst. Direkt anwendbar auf historische Daten und Situationen sind die vorgestellten Überlegungen sicherlich nicht. Eine Übertragung verlangt zwar nach starken Anpassungen – könnte aber vielleicht zur Diskussion beider Fachbereiche einen interessanten Beitrag leisten. Dabei gibt es natürliche Anknüpfungspunkte an die Hanseforschung: Die Einhaltung sozialer Regeln wird etwa als wichtig hervorgehoben, um Aktivitäten zu koordinieren und damit wirtschaftliche Effizienz zu steigern. Als wichtige Faktoren für die Entwicklung von Wirtschaften werden auch

Vertrauen und Sozialkapital hervorgehoben, wobei beide tief verwurzelt in den kulturellen Charakteristiken eines Ortes sein sollen. Gerade auf Regionen bezogen ließen sich vielleicht ausgehend von dem Modell die Verbindungen von Hanseforschung und Regionalgeschichte erneut diskutieren. In jedem Fall finden sich hier neue Ideen zur Frage nach regionaler Wirtschaftsentwicklung, die auch die Hanseforschung bewegt.

Angela Huang

Rudolf Holbach und Henning Steinführer (Hgg.), *Hansestädte und Landesherrschaft* (Hansische Studien XXVIII=Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Braunschweig 5, Wismar 2020, callidus. Verlag, 211 S., 6 s/w-Abb.) – Nur die wenigsten Hansestädte waren freie Reichsstädte wie Lübeck. In aller Regel gingen sie auf landesherrliche Stadtgründungen zurück. Das damit begründete Abhängigkeitsverhältnis bestimmte das Agieren dieser Städte maßgeblich. Die Beteiligung an den Aktivitäten der Hanse, vornehmlich durch Besuch der Hansetage und Umsetzung der dort getroffenen Beschlüsse, war für sie deshalb nur ein Handlungsfeld. Diese Erkenntnis ist nicht neu und das Thema Hansestadt und Landesherrschaft wird dementsprechend schon lange in der Forschung behandelt. In einer weiteren Perspektive gehört es zum Thema Hansestädte und Umland bzw. Region. Zuletzt hat Oliver Auge noch mal darauf aufmerksam gemacht, dass Hansegeschichte auch als Regionalgeschichte behandelt werden kann und sollte.¹ Die 2016 in Braunschweig stattgefundene Pflingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins hat sich explizit dem Thema Hansestädte und Landesherrschaft gewidmet, woraus der vorliegende Sammelband hervorgegangen ist. Er präsentiert die Druckfassungen der meisten gehaltenen Vorträge. Räumlich decken sie ein Gebiet ab, das vom Nordwesten des Reichs bis zum Herrschaftsbereich des Deutschen Ordens im Osten und südlich bis zu den welfischen Herzogtümern und zum Erzstift Magdeburg reicht. Bemerkenswerterweise bleibt der Bereich des Wendischen Quartiers an der südlichen Ostseeküste von Holstein bis Pommern ausgeklammert. Eine Konzentration auf den Nordwesten, insbesondere auf die welfischen Territorien, ist unverkennbar.

Vorangestellt ist eine Einleitung des Hg. Rudolf Holbach, in der die verschiedenen Aspekte des Themas vorgestellt werden. Sie ist zugleich ein Überblick zur einschlägigen Literatur, den man als Einstieg gerne annimmt. Die folgenden Beiträge kann man aus unterschiedlicher Perspektive zu Gruppen zusammenfassen. Von den acht Beiträgen haben sechs eher einen Überblickscharakter zu einzelnen Territorien bzw. Herrschaftsgebieten. Die beiden anderen, Jochen Rath und Ines Weßels/David Weiss, thematisieren

¹ Oliver Auge, Die Hanse in der Region und Regionalgeschichte, in: JbfRegGesch 37 (2019), S. 37–56.

tisieren einzelne Konflikte. Raths Beitrag ist zudem der Einzige, der explizit in der Spätzeit der Hanse, dem beginnenden 17. Jh., angesiedelt ist. Alle anderen bewegen sich schwerpunktmäßig im 14. und 15. Jh., lediglich Henning Steinführer bezieht das 16. und 17. Jh. in seine Betrachtung mit ein.

Die behandelten Landesherrschaften sind von Rang und Machtfülle her sehr verschieden. Sie reichen von den friesischen Häuptlingen des 14. und 15. Jh.s, denen Holbach den Status einer Landesherrschaft im vollen Sinne noch abspricht, über die Grafen von Hoya, die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen bis zu den Markgrafen von Brandenburg und dem Deutschen Orden. Auch die behandelten Städte decken die ganze Bandbreite ab, wobei spezielle Beziehungen und/oder Konflikte doch eher am Beispiel größerer und damit wirtschaftlich potenterer Städte wie Braunschweig, Bremen, Halle oder Magdeburg behandelt werden. Die kleineren Städte tauchen eher in den überblicksartigen Darstellungen auf, z. B. in den Beiträgen von Jürgen Sarnowsky zum Deutschen Orden oder Klaus Krüger zur Mark Brandenburg.

Während die meisten Beiträge eher aus der Perspektive der Städte geschrieben sind bzw. diese in den Mittelpunkt stellen, ist es bei André R. Köller genau andersherum, indem er die Handlungsspielräume der Grafen von Hoya thematisiert.

Insgesamt ist ein gelungener Band veröffentlicht worden, in dem viele zum Leitthema Hansestädte und Landesherrschaft gehörende Fragen behandelt werden. Erschöpfend kann auch er natürlich nicht sein, weder räumlich noch von den Fragestellungen her. Zu den Letzteren wäre eine mehrere Landesherrschaften vergleichende Analyse zu zählen. Ebenso könnte man sich eine Erweiterung auf das Thema Landstände vorstellen, denn eine sich unter einer Landesherrschaft befindliche Hansestadt war in aller Regel auch Teil der jeweiligen landständischen Korporation, womit sich ein weiteres Handlungsfeld öffnet. Aber das wäre vielleicht schon wieder ein Thema für eine eigene (Pfingst)Tagung.

Wer sich künftig mit dem Thema des Tagungsbandes beschäftigt, wird an ihm kaum vorbeikommen. Der Direktor des Archivs einer größeren Hansestadt mit einem speziell landesgeschichtlich ausgerichteten Forschungsinteresse hat ihn jedenfalls mit großem Gewinn gelesen.

Dirk Schleinert

Der 39. Band des *Jahrbuchs für Regionalgeschichte* (2021) bietet in vier Beiträgen wertvolle Einblicke in aktuelle Themen der vornehmlich mittelalterlichen Landes- und Regionalgeschichte: Den Auftakt macht der programmatische Beitrag von Andreas Rutz, der vor dem Hintergrund gegenwärtiger Globalisierungs- und Heimatdiskurse die Landesgeschichte zum einen als Experte für ganz unterschiedlich geartete „Heimaten“ in besonderem Maße gefordert

sieht, diese Debatten kritisch zu begleiten, und zum anderen insgesamt für ein stärkeres gesellschaftspolitisches (Selbst-)Bewusstsein der Landesgeschichte plädiert, die aktuellen Themen die nötige historische Tiefenschärfe zu verleihen vermag (*Zwischen Globalisierungsdiskursen und neuer Heimatrhetorik. Herausforderungen für die Landesgeschichte im 21. Jahrhundert*, 17–36). – Henning Andresen kann am Beispiel von Lübeck und Ratzeburg zeigen, dass bfl. Burgen ihre Bedeutung für die Durchsetzung der bfl. Interessen v. a. aufgrund ihrer Funktion als Wirtschafts- und Verwaltungszentrum entfalteten, aber auch als Wohnsitze und Rückzugsorte wichtig waren. Die militärische Funktion der Burgen erscheint hingegen wenig relevant (*Bischöfliche Burgen im Norden. Die Beispiele Lübeck und Ratzeburg*, 37–66). – Gerhard Fouquet zeigt am Beispiel der Bistümer Bamberg, Naumburg und Würzburg im 14. Jh., dass zahlr. Faktoren wie z. B. die mangelnde Vertrautheit mit dem kanonischen Recht, Uneinigkeit innerhalb des Domkapitels oder fehlende Absprachen mit den Fürsten, die Eingriffsmöglichkeiten von Kurie und Kaiser bei Bischofswahlen begünstigten. Dies leistete aber gleichzeitig einem Lernprozess Vorschub, der langfristig zu einem effektiven Risikomanagement bei Bistumsbesetzungen führte (*Bischofswahlen im 14. Jahrhundert. Kontinenz oder Management des Risikos in Bamberg, Naumburg und Würzburg*, 67–91). – Oliver Auge und Nina Gallion führen die Notwendigkeit einer systematischen Analyse städtischer Regressionsprozesse vor Augen, der sich ein gemeinsames Forschungsprojekt der landesgeschichtlichen Lehrstühle an den Universitäten Kiel und Mainz widmet. Die Identifizierung von Ursachen und Mechanismen für Deurbanisierung verspricht wichtige Erkenntnisse zum Wesen der vormodernen Stadt, die hier gleichsam von ihrer Kehrseite her betrachtet wird (*Im Schatten der Urbanisierung. Städtische Regression im römisch-deutschen Reich des Mittelalters und der Frühen Neuzeit*, 92–112). S. N.

Waffenbesitz war in der Stadt der Vormoderne einerseits Bürgerpflicht mit Blick auf die Verteidigung des Gemeinwesens nach außen, barg aber andererseits immenses Gewaltpotenzial für die Austragung innerstädtischer Konflikte. Dieses Spannungsfeld lotet der aus einer Sektion des Historikertages von 2018 hervorgegangene Band *Ein bürgerliches Pulverfass? Waffenbesitz und Waffenkontrolle in der alteuropäischen Stadt*, hg. von Werner Freitag und Martin Scheutz (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen 102, Wien-Köln-Weimar 2021, Böhlau Verlag, 227 S., Orts- und Personenindex), anhand von vier Oberthemen aus und spannt dabei den zeitlichen Bogen bis ins 19. Jh. Im ersten Komplex beleuchten drei Beiträge Gebrauchsaspekte von „Waffen in den Händen der Stadtbürger“: Regula Schmid zeigt am Beispiel von Schweizer Städten alltägliche Praktiken von Verwahrung, Wartung, Weitergabe dieses materiell wertvollen und zugleich auch prestigeträchtigen

Besitzes (*Die Rüstung im Schlafzimmer. Zu ‚Ort‘ und Bedeutung persönlicher Kriegsausrüstung in der Stadt des Spätmittelalters*, 19–31), der – wie Michael Prokosch und Martin Scheutz überzeugend darlegen, soziale und geschlechtliche Rollenvorstellungen maßgeblich prägte (*Bürgerschuss, Flinte und Hellebarde. Bürgerrecht und Waffenbesitz im Spiegel von Bürgerbüchern österreichischer Städte in der Frühen Neuzeit*, 33–54). Ergänzt wird dieser Befund durch die Beobachtungen von Hiroyuki Saito und Gerd Schwerhoff, die am Beispiel Kölns und Leipzigs für das 15. bis 17. Jh. eine ständeübergreifende jugendliche Gewaltkultur nachweisen, die (auch) rückgebunden ist an ein Ideal von wehrhafter Männlichkeit (*Waffengebrauch und Gewaltpraktiken in der alteuropäischen Stadt: Köln und Leipzig am Beginn der Neuzeit*, 55–75). – Mit Geistlichen und Juden stehen im zweiten Komplex zwei städtische Gruppen im Mittelpunkt, die nach landläufiger Vorstellung nicht über Waffenrecht verfügten. Enno Bünz (*Kleriker und Waffengebrauch in der spätmittelalterlichen Stadt. Neue Perspektiven anhand der päpstlichen Pönitentiareregister*, 79–96) kann jedoch nachweisen, dass auch Kleriker sich in das Bild vom erhöhten Aggressionspotenzial der spätmittelalterlichen Gesellschaft einfügten und durchaus Waffen führten. Dies gilt auch für Juden, denen die Waffenfähigkeit niemals abgesprochen wurde und die entsprechend wehrhaft waren, wie Markus J. Wenninger (*Juden und Waffengebrauch im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, 97–126) zeigt. – Die Rolle der Stadtoberkeit rückt im Themenkomplex „Waffenkontrolle und Orte der Waffen“ verstärkt in den Blick: So zeichnet Holger Th. Gräf die Bestrebungen zur Etablierung eines obrigkeitlichen Waffenmonopols seit dem ausgehenden Mittelalter nach, die in speziellen Gebäuden wie Pulvertürmen oder Zeughäusern ihren sinnfälligen Ausdruck fanden (*Orte der Waffen in der Stadt. Pulvertürme, Zeughäuser und Schießstätten*, 129–144). Letztere sind Gegenstand der Untersuchung von Martin Scheutz, die die Entwicklung dieses Bautyps vom 15. bis zum 18. Jh. und ihre Bedeutung für die städtische Identität durchsichtig macht (*Zeughäuser in österreichischen Städten. Bürgerliche Genese, Funktionswandel im Staatsbildungsprozess und Musealisierung eines frühneuzeitlichen Bautyps*, 145–184). Vor dem Hintergrund der Revolutionswellen von 1830 und 1848, die das obrigkeitliche Gewaltmonopol empfindlich infrage stellten, wurde die bürgerliche Waffenkultur stark eingeschränkt und Waffengebrauch v. a. an feierliche Anlässe gebunden, wie Dagmar Ellerbrock in dem den Band abschließenden Beitrag aufzeigen kann (*Die städtische und ländliche Waffenkultur Württembergs im frühen 19. Jahrhundert. Zur Verbreitung und Regulierung privater Feuerwaffen*, 187–203). Das „bürgerliche Pulverfass“ war damit freilich noch lange nicht entschärft und es ist das Verdienst dieses Sammelbandes, die mit dem Waffenbesitz verbundenen Zuschreibungen

umfassend erhellt, damit implizit die Konturen der alteuropäischen Wafenkultur nachgezeichnet und ihre Beharrungskraft durchsichtig gemacht zu haben. S. N.

Katharina Wolff, *Die Theorie der Seuche. Krankheitskonzepte und Pestbewältigung im Mittelalter* (Stuttgart 2021, Franz Steiner Verlag, 445 S.). – Die nun gedruckt vorliegende Dissertation aus dem Jahr 2019 beschäftigt sich mit dem Auftreten von Seuchen, der Gewinnung von Erkenntnissen hinsichtlich ihrer Bekämpfung und inwieweit eine Seuche die mittelalterliche Stadtgesellschaft prägte, wobei im Wesentlichen nur die Pest Berücksichtigung findet. Vf.in möchte den von ihr ausgemachten deskriptiven Ansatz in der bisherigen Pestforschung erweitern und um die Fragestellung „Warum geschah es so?“ ergänzen (30). Beginnend mit einer Übersicht zur historischen Seuchenlehre, die die verschiedenen Erklärungsmuster und Bekämpfungsstrategien zur Pest beschreibt, fokussiert sich die Vf.in im Fortlauf auf „Krankheitskonzepte und ihre Rolle im individuellen Pestalltag“ und rückt damit Pestschriften in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen (88). Um ihren Forschungsansatz am konkreten Beispiel zu beleuchten, wendet sie sich den Städten Nürnberg, Augsburg und München zu. Abschließend präsentiert Vf.in eine Überblicksdarstellung zur Geschichte der Mikrobiologie, in die auch aktuelle Erkenntnisse einfließen.

Herausgehoben werden muss die detaillierte Auswertung der verwendeten Pestschriften, wünschenswert wäre es allerdings gewesen, hätte man der Publikation die Pestschriften in Gänze als Digitalisat beigelegt. Auch soll in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, dass für die sachgerechte Erschließung von Policeyordnungen das Max-Planck-Institut für Rechtsgeschichte und Rechtstheorie Frankfurt/M. über das entsprechende Instrumentarium verfügt.

Zwar umschifft Vf.in den Hanseraum weiträumig, gleichwohl bietet ihre Arbeit genügend Vergleichsmaterial aus dem süddeutschen Raum, das für spätere Forschungen durchaus nützlich sein könnte. Jörg Zapnik

Einen wichtigen Einblick in die Rechtsprechung im Mittelalter gibt die Edition von Daniel Luger, *Das ‚Königliche Gerichtsbuch‘ des Michael von Pfulendorf aus den Jahren 1442 bis 1451. Zu den Anfängen des Kammergerichts am römisch-deutschen Königshof* (Quellen und Forschungen zur höchsten Gerichtsbarkeit im Alten Reich 77, Wien-Köln-Weimar 2022, Böhlau Verlag, 324 S.) – Das Vorwort des Nestors der Reichsgerichtsforschung Bernhard Diestelkamp ordnet den Fund Lugers in die bisher bekannte Überlieferung zwischen den Achtbüchern Sigmunds und Friedrichs III. am Hofgericht und den Protokoll- und Urteilsbüchern des Königlichen Kammergerichts ein und schätzt ein, dass er die Quellengrundlage für die Erforschung des königlichen

Kammergerichts „in überraschender Weise vergrößert“ (7). Der Kanzleisekretär Michael Rentz von Pfullendorf hat Aufzeichnungen über Sitzungen zwischen 1442 und 1451 notiert, bei denen er selbst anwesend war und ergänzte die Urkundenüberlieferung damit um die Besetzung des Gerichts, den Gang des Verfahrens und die dort getroffenen Entscheidungen. In seiner Einleitung stellt Vf. die in der Bibliothek des niederösterreichischen Benediktinerstifts Göttweig gefundene, aus 124 Folien und fünf eingelegten Zetteln bestehende, von nur einem Schreiber erstellte Papierhandschrift genauer vor. Pfullendorf, der sich gleich auf der ersten Seite als Schreiber zu erkennen gibt, nennt als Motiv für die Erstellung dieses Manuskripts den Nutzen für die *res publica*, die sein Manuskript als *authenticum registrum* dienen möge (13). Pfullendorf stammt aus einer bekannten Familie, sein Vater Jos gilt als Autor der um 1430 verfassten Rottweiler Hofgerichtsordnung. Der offenbar ebenfalls an italienischen Universitäten ausgebildete Schreiber selbst ist seit dem Sommer 1442 in der Kanzlei Friedrichs III. nachweisbar und fertigte in dieser Zeit in Frankfurt/M. die *Reformatio Friderici*, einen Landfrieden aus. Die Überlieferung zur Tätigkeit Pfullendorfs ist erstaunlich dicht und steht im Zusammenhang mit mehreren Auftraggebern bzw. zu seiner Kapitalanlage von 2.000 fl. in die Große Ravensburger Handelsgesellschaft. Humanistisches Interesse lässt sich durch die Beschreibungen seines italienischen Kollegen Enea Silvio Piccolomini nachweisen. Im Gerichtsbuch sind die Sitzungen chronologisch verzeichnet. Der Ort der Gerichtssitzung ist ebenso genannt wie die jeweiligen Kammerrichter und Beisitzer. Es folgen protokollartige Notizen zu Urteilen, Ladungen, Kommissionen und Mandaten, Vorträgen und Eingaben von Parteien, Botenrelationen, Kanzleibefehlen und -vermerken. Inhaltlich geht es v. a. um vermögens- und lehnsrechtliche, grundherrliche und strafrechtliche Fragen. Vf. stellt eine breite regionale Streuung der Prozessparteien fest, die über die „königsnahen Landschaften“ deutlich hinausgeht und charakterisiert das Gerichtsbuch damit als „erstrangige Quelle für die Rechts- und Verwaltungsgeschichte des spätmittelalterlichen Reiches“ (21). Diese regionale Vielfalt verdeutlicht er an der ausführlicheren Darstellung eines zwischen 1444 und 1456 laufenden „Alltagsprozesses“ zwischen Hermann von Linden und der Stadt Osnabrück, an dem auch das personelle Ineinandergreifen zwischen Kammer- und Hofgericht gezeigt wird (21–23). Weitere Aussagen betreffen den Gerichtsbetrieb und das Botenwesen.

Es folgt die Edition des königlichen Gerichtsbuches (31–211) mit 690 Einträgen sowie von fünf Zetteln mit unterschiedlichen Inhalten. Vier Abbildungen zeigen die saubere Handschrift Pfullendorfs, an die schließt sich ein tabellarisches Sitzungsverzeichnis an, das für alle Sitzungen Datum, Ort, Richter und Prozessparteien benennt (219–243). Eine für die Auswertung sehr hilfreiche Verfahrensliste benennt für alle 277 nachweisbaren Verfahren die Parteien und

ihre Vertreter, die Vorinstanz, den im Gerichtsbuch angegebenen Zeitraum des Verfahrens und die Nummern der Einträge im Gerichtsbuch.

Nach dem Quellen- und Literaturverzeichnis erschließt ein mit zuverlässigen Querverweisen versehener Orts- und Personenindex das verdienstvolle Werk und liefert Nachweise zu den Hansestädten Braunschweig, Bremen, Coesfeld, Danzig, Deventer, Frankfurt/O., Gollnow, Herford, Kampen, Köln, Lemgo, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Münster, Nijmegen, Nördlingen, Osnabrück, Quedlinburg, Rostock, Soest, Stargard, Tangermünde, Wismar, Zwolle und ihren Bürgern sowie zum Deutschen Orden, Holland, Preußen und seinem Hochmeister Jobst von Venningen und zeigt einmal mehr, wie interessant schon zu dieser Zeit die Reichsjustiz auch für den Norden und Osten des Reiches war. Eine systematische Auswertung der Hansestadtbetreffe dieses Gerichtsbuches wäre sehr wünschenswert. Schon ein erstes Blättern zeigt, welches Potenzial der Band birgt, wenn etwa 1448 versucht wird, Hans Werlemann und Gesellen mit den Städten Lübeck, Rostock, Wismar und einer weiteren ungenannten Stadt zu vergleichen. Leider erfährt man aus dem Protokoll nicht, worum es dabei ging und ob der Vergleich letztendlich gelang, aus der urkundlichen Überlieferung in den Städten sollte das jedoch im Sinne des Diestelkampschen Vorworts zu erschließen sein und könnte damit das Wissen aus den Urkunden u. a. um die Zusammensetzung des Hofgerichts anreichern. Gleiches gilt für dutzende andere Nennungen aus anderen Hansestädten, die die Forschung zur Rechtsgeschichte im Hanseraum beflügeln könnten und damit sehr willkommen wären.

N. J.

Von der Ostsee zum Mittelmeer. Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte für Wolfgang Huschner, hg. von Sebastian Roebert, Antonella Ghignoli, Cornelia Neustadt und Sebastian Kolditz (Italia Regia 4, Leipzig 2019, Eudora Verlag, 544 S., zahlr. Abb.). – Etwas verspätet soll die opulente Festschrift zum 65. Geburtstag des gebürtigen Wismarers Wolfgang Huschner angezeigt werden, die im breiten Spektrum der 37 Beiträge auch einige hansische Themen bereithält. Der Jubilar wird einleitend von den Hgg. kurz und prägnant vorgestellt, wobei v. a. sein Weg vom Geburtsort Wismar über den Studienort Berlin an die Orte seiner zahlr. Forschungsaufenthalte in Italien skizziert wird, aus denen seine in drei Bänden veröffentlichte Habilitation über die Wechselwirkungen zwischen nord- und südalpiner Eliten der ottonisch-salischen Zeit resultierte. Aber auch die Forschungen Huschners v. a. zu vielfältigen Themen der mecklenburgischen Landesgeschichte werden angemessen gewürdigt, insbesondere seine Beschäftigung mit den Klöstern in diesem Territorium, aus der das viel und zu Recht gelobte *Mecklenburgische Klosterbuch* resultierte. Aus letzterem Spektrum des „Mecklenburgica“ benannten 5. Schwerpunkts des Bandes sind auch die Beiträge, die hier

wenigstens angezeigt werden sollen. Matthias Hardt stellt *Zentrale Orte und frühe Klöster in Mecklenburg* (421–430) vor und geht dabei v. a. auf die namensgebende Mecklenburg sowie Rethra und Broda ein. Hans Ulrich Schmid beschäftigt sich mit *Sten und Stein, Erven und Erben. Sprachen und Sprachwechsel auf Inschriften in Greifswald, Stralsund und auf Rügen* (431–439) und untersucht dabei ausgehend von den vom Jubilar in Sachsen und Sachsen-Anhalt betreuten Inschriftenbänden die für Greifswald, Stralsund und Rügen vorgelegten Verzeichnisse v. a. hinsichtlich der Grabinschriften und Epitaphe. Bei den Grabinschriften stellt er häufig Sprachmischung zwischen hoch- und niederdeutsch fest und untersucht, seit wann das Hochdeutsche in beiden Inschriftentypen überwog. Brigide Schwarz untersucht den *Mord an dem Propst von Bernau am 16. August 1324 in Berlin und Heinrich II. von Mecklenburg* (441–454). Thomas Rastig stellt *Ein Benefizienregister für das Archidiakonat Rostock. Das Verzeichnis des Otto Bocholt von 1470* vor und fordert dazu auf, dessen Potenzial für die mecklenburgische Landesgeschichte zu nutzen (455–466). Wolfgang Eric Wagner stellt den „Prügel-Propst“ von Güstrow vor und untersucht *Wie sich Johannes Mileke (1462–1497) von einem Gewaltvergehen in seinen Rostocker Studententagen durch die päpstliche Pönitentiarie für unschuldig erklären ließ* (467–483). Sandra Groß analysiert in *In altissima paupertate altissimas divitias sapientiae thesaurizatas. Die Bibliothek des Rostocker Franziskanerklosters im Spiegel des Visitationsprotokolls von 1566* (485–496) und folgt dabei den einzelnen Pulten und den für sie nachweisbaren Bänden. Sie zeigt dabei, dass auf den einzelnen, insgesamt 20 Pulten meist thematisch ähnliche Bücher lagen und kann für Rostock eine mit ca. 1.100 Bänden sehr umfangreiche Bibliothek nachweisen. Ernst Münch widmet sich schließlich in *Rostock und Wismar. Erfahrungen und Ergebnisse bei der Edition frühneuzeitlicher Stadtbücher* (497–504) als einziger einem genuin hansischen Thema und wertet seine Erfahrungen bei der Edition der Grundbücher beider Städte *Das Rostocker Grundregister (1600–1820)* und *Das Wismarer Grundbuch (1677/80–1838)* aus, die zu den meistgenutzten Editionen in beiden Stadtarchiven gehören. Vf. benennt das Bedürfnis nach Erleichterung der Verwaltungsarbeit als Motiv für die Anlage dieser und anderer Grundregister in Hansestädten und stellt die Kompilatoren beider Bücher kurz in ihrer Zeit vor, den Rostocker Ratssekretär Joachim Petraw und den Wismarer Bürgermeister und Assessor am Tribunal Anton Scheffel. Die Verdienste beider angemessen würdigend, schreibt er Scheffel mit der Vielfalt der von ihm gemachten Angaben doch die größere Bedeutung für die Stadtgeschichte und das seinerzeitige Verwaltungshandeln zu. In der Auflistung der in beiden Registern gelieferten Angaben wird implizit auch noch einmal die große editorische Leistung des Vf.s deutlich, der die eigentlichen Register um Angaben aus den Schoß- und anderen Steuerregistern angereichert hat.

Wichtig ist v. a. der Abschnitt des Beitrags zu den Nutzungsmöglichkeiten der Grundregister und ersten Ergebnissen ihrer Auswertung, in der Vf. u. a. interessante Bemerkungen zur Bedeutung beider Städte im Vergleich hinsichtlich der Häuser und Buden, Bevölkerung, Brauhäuser, Mühlen oder wüsten Stellen macht. Er weist darauf hin, dass seit dem 17. Jh. die Effekte, die durch das Bestehen der Universität in Rostock erzielt wurden durch das Wismarer Tribunals als oberstem Gerichtshof für die schwedischen Lehen im Alten Reich aufgewogen wurden. Die Hoffnung des Vf.s, „dass seine zeitraubende Arbeit an diesen Quellen auch über die Grenzen und Mauern der behandelten Städte hinaus von Nutzen sein kann“, kann man nur bestärken und weitere Forschungen im von ihm skizzierten Sinne anregen.

Die würdige Festschrift deckt das breite Spektrum der wissenschaftlichen Interessen des Jubilars sehr gut und qualitativ ab, hoffen wir, dass er noch lange sein segensreiches Wirken fortsetzen und v. a. für die Hilfswissenschaften und von ihm betreute Akademieprojekte weiterhin so erfolgreich eintreten kann.

N. J.

Residenzstädte im Alten Reich (1300–1800). Ein Handbuch. Abteilung III: Repräsentationen sozialer und politischer Ordnungen in Residenzstädten. Teil I: Exemplarische Studien (Norden), hg. von Jan Hirschbiegel, Sven Rabeler und Sascha Winter (Ostfildern 2020, Jan Thorbecke Verlag, 686 S., Tafelteil mit 200 überwiegend farb. Abb.). – Ein reich bebildeter Band eröffnet diese 3. Abteilung des neuen Handbuchs zu Residenzstädten im Alten Reich. Exemplarisch und in fünf Kapiteln werden Barth, Dresden und Schwerin unter der Überschrift „Zeiten und Prozesse: Kontinuitäten – Zäsuren – Transformationen“, Mansfeld unter dem Stichwort „Räume und Beziehungen: Orte – Verortungen – Bezüge“, Freiberg und Oldenburg unter der Rubrik „Praktiken (1) – Bauen und Ordnen: Ideen – Planung – Gestaltung“, Braunschweig, Lüttich und Ziesar unter „Praktiken (2) – Präsentieren und Veranschaulichen: Darstellungen – Zeichen – Performance“, schließlich Eisenach, Bernburg und Eutin unter „Praktiken (3) – Vermitteln und Überliefern: Medialität – Imagination – Erinnerung“ vorgestellt.

Auch wenn diese Aufteilung zunächst etwas verwirrt, weil sie einem klassischen Handbuch zunächst scheinbar widerspricht, das üblicherweise nach einem bestimmten Muster in einzelnen Abschnitten die immer wieder gleichen Punkte für einzelne Städte aufrufen und beantworten sollte, erschließt sie sich doch rasch. Die Hgg. erklären in ihrer Einleitung die Herangehensweise in dieser Abteilung des Handbuchs und empfehlen die hier veröffentlichten Beiträge zum einen als Vertiefung des Kurzaufsatzes in Abteilung I, zum anderen als Ausgangspunkt für weitere Studien, als eine Art Fragenraster, das man mit Gewinn an die Geschichte der Residenzstädte stellen kann.

Ganz bewusst knüpft der Band an den enzyklopädischen Überblick des 1. Bandes der 1. Abteilung an, konzentriert sich aber auf architektur-, kunst- und kulturgeschichtliche Themen im interdisziplinären Zugriff von Kunstgeschichte und Geschichtswissenschaft. In der 2. Abteilung der Reihe soll es hingegen vorrangig um sozial-, wirtschafts- und politikgeschichtliche Perspektiven gehen – alle drei Reihen zusammen könnten einst ein nützliches Nachschlagewerk für „eine für die Urbanisierungsgeschichte des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit wesentliche Gruppe von Städte(n)“ (IX) ergeben. Bemerkenswert ist, dass die Reihen zunächst alle im 1. Band jeweils den Norden, im 2. Band dann den Süden des Reiches behandeln. Die jeweils abschließenden Bände dienen „der systematischen Beschreibung des Gegenstandes in Form von Sachartikeln“ (X).

Bewusst setzt man den Ausgangspunkt in der 3. Abteilung beim „sich wandelnden Verhältnis zwischen den Sozialformen „Stadt“ einerseits, „Herrschaft“, „Hof“ und „Staat“ andererseits. Dabei ist den Hgg. die Vielfalt und Unterschiedlichkeit innerhalb der Gruppe der Residenzstädte sehr deutlich bewusst und wird von ihnen produktiv gemacht. Das wird in der überzeugend begründeten Auswahl sichtbar: Der Bischofsstadt Lüttich, der Handelsmetropole Braunschweig und der bedeutenden Residenz Dresden wird eine Auswahl der „vielen kleinen urbanen Formen“ gegenübergestellt. Auch in ihnen finden sich natürlich Eigenschaften der großen, berühmten Residenzen, es macht aber den Reiz des Werkes aus, dass genau nach diesen Unterschieden gefragt wird, gleichzeitig Gemeinsamkeiten herausgearbeitet werden. Neben Chancen für einzelne Residenzstädte durch den Aufstieg ihrer Dynastien (Oldenburger von Grafen zu Herzögen im Falle Oldenburgs, Albertiner von Kurfürsten von Sachsen zu Königen von Polen in Dresden) geht es auch um den Verlust der Residenzfunktion (Eisenach oder Barth) oder die längere Vakanz (Bernburg).

Überzeugend erklären die Hgg. die Forschungsperspektiven, die sie mit ihren fünf Kategorien eröffnen wollen und die die weitere Residenzenforschung beflügeln werden. Deutlich wird auch, dass natürlich alle Autoren die Gesamtperspektive des Bandes im Blick haben, auch wenn sie ihre Artikel unter einem bestimmten Aspekt verfasst haben. Somit wird auch in diesem Band wieder der hohe Anspruch der Reihe sichtbar.

Der Band wird mit einem Artikel zu Barth von Melanie Ehler eröffnet. Wie alle anderen Beiträge auch beginnt er mit einem Auszug aus dem ebenfalls von ihr verfassten Artikel im Handbuch (I, 1). Schon in ihrer Einleitung kündigt Vf.in an, sich nicht nur auf die stadtbildprägende und bisher immer im Fokus stehende Residenzzeit Bogislaw XIII. konzentrieren, sondern auch die mittelalterliche Gründung durch die Rügenfürsten in den Blick nehmen zu wollen. Sie erklärt, dass die pommerschen Herzöge nur Modifikationen und Ergänzungen im Stadtbild vorgenommen hätten, das Stadtgefüge aber

bereits im 14. und 15. Jh. voll ausgebildet gewesen sei. Da sich davon aber keine Abbildungen erhalten hätten, sondern die frühe Bebauung erst durch archäologische Forschungen wieder deutlich wird, sei dies aus dem öffentlichen Bewusstsein weitgehend verschwunden. V. a. dem Rügenfürsten Wizlaw III. weist sie mit dem Bau von Schloss, Marienkirche, Rathaus und Stadtmauern eine stadtbildprägende Funktion zu, die von den Herzögen Wartislaw VI. und Barnim VI. im Mittelalter ergänzt wurde. Da von diesen Bauten nur die Marienkirche erhalten ist, ist die Darstellung der frühen Geschichte entsprechend schwierig. Nachdem Wizlaw I. und sein Sohn Jaromar I. mehrfach in Barth geurkundet hatten, war es dann v. a. Wizlaw III., der Barth zur Residenz mit Burg und aufwendiger Hofhaltung, aber auch mit einer Schule ausbaute. Mit einem regelmäßigen, im rechten Winkel in diesen Jahren angelegten Straßennetz entwickelte sich die Stadt in den folgenden Jahrhunderten – in der Stadtmitte die repräsentativen Bauten der reicheren Bewohner, zur Peripherie hin eingeschossige Häuser, Buden und Keller der Handwerker und der Stadtermut. Die zwischen 1245 und 1388 errichteten Bauten, das Rathaus, die Marienkirche und der Papenhof, werden kurz und prägnant vorgestellt, bevor die Residenzzeit Bogislaws XIII. als nächster zeitlicher Schwerpunkt betrachtet wird. Hier treten die Gründung der berühmten Druckerei, die überregionale Bedeutung erlangte, der Bau des Schlosses und der Ausbau Barths zu einem Zentrum der Reformation in Pommern in den Fokus der Betrachtung. Resümierend stärkt Vf. in noch einmal ihr Argument, die Blütezeit Barths nicht nur am Übergang vom 16. zum 17. Jh. zu suchen, sondern v. a. die Zeit unter Wizlaw III. stärker in den Blick zu nehmen.

Christian Katschmanowski äußert sich zu *Vorstellungen und Maßnahmen der Stadtverschönerung* (145–189) in Oldenburg im 18. Jh.. Er erklärt die Hintergründe für die städtebauliche Aufwertung der Stadt, die im Tauschvertrag von Zarskoje Selo 1773 liegen, in dessen Zuge die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst über den Großfürsten Paul von Russland an die jüngere Holstein-Gottorfer Herzogslinie kamen, die das neu gegründete Herzogtum Oldenburg übernahm und anstelle des alten Bischofssitzes Eutin eine neue Residenz in Oldenburg fand. Die Stadt wurde damit mehr nach 100 Jahre nach dem Tode des letzten Grafen Anton Günther wieder zur Residenz und hatte städtebaulich einiges aufzuholen. Vf. schilderte diese Bemühungen umfassend und sehr interessant, die aber, weil sie in die nachhansische Zeit fallen, hier nicht berücksichtigt werden können.

Sven Rabeler analysiert im Anschluss unter der Überschrift *Herrschaftsmittelpunkt ohne Residenz* (289–336) die Entwicklung Braunschweigs zwischen dem 14. und 17. Jh.. Wie viele andere Städte auch konnte sich die schnell wachsende Hansestadt „des unmittelbaren Einflusses ihrer fürstlichen Herren im 14. Jh. entledigen“, bildete aber trotzdem „stets einen zentralen

Bezugspunkt der Welfendynastie“ (289). Durch Heinrich den Löwen seit der Mitte des 12. Jh.s zu einem „komplexen Herrschaftsmittelpunkt ausgebaut, ... unter Fortentwicklung vorhandener und Schaffung neuer (früh)städtischer Strukturen“ blieb die Stadt auch in der Mitte des 13. Jh.s vor Lüneburg das wichtigste Herrschaftszentrum der Welfen. Durch das dynamische Wachstum der Dynastie, die immer neue Linien mit entsprechenden Residenzen ausbildete, schwand die Bedeutung Braunschweigs seit 1267 als Residenz. Das Selbstbewusstsein der aufstrebenden Hansestadt und ihrer Bürger wuchs auch durch die Überlassung fürstlicher Gerechtsame auf gerichtlichem wie fiskalischem Gebiet, die 1345 in der Huldigungsordnung mündete. Seither behielten die Welfen zwar die unbestrittene Oberhoheit über die Stadt, hatten dem Rat aber faktisch wenig zu sagen. Am Ende des 15. Jh.s versuchten die Herzöge dies im Rahmen der „Großen Braunschweiger Stadtfehde“ zu ihren Gunsten zu verändern, hatten aber erst 1671 Erfolg. Ungeachtet dieser Konflikte blieb Braunschweig im Berichtszeitraum der Hauptort der „Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg“. Vf. stellt diese Entwicklungen unter verschiedenen Aspekten auf der Höhe der Forschung dar, äußert sich u. a. zu den inneren Konflikten in Braunschweig, stellt das Burgareal vor, fragt bei den Herrschaftszeichen, ob es eine Konkurrenz der Wappen zwischen Herzogs- und Stadtwappen gegeben habe und stellt dann detailliert und lesenswert dar, inwieweit der Konflikt zwischen Herrschern und Stadt bei Huldigungen, Einzügen und Prozessionen sichtbar wurde.

Vor uns liegt ein sehr gelungener Band, der immerhin drei Hansestädte in unterschiedlichen Facetten im Reigen der norddeutschen Residenzstädte vorstellt. Endlich wird die Entwicklung dieser drei Städte auf diese Weise in größere, den Norden des Reiches umfassende und erschließende Zusammenhänge eingebunden, neue Rückschlüsse und Perspektiven werden möglich. Auf die weiteren Bände der hochwertig ausgestatteten Reihe darf man sehr gespannt sein.

N. J.

Martin Scheutz und Alfred Stefan Weiss, *Das Spital in der Frühen Neuzeit. Eine Spitallandschaft in Zentraleuropa* (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsbd. 64, Wien-Köln-Weimar 2020, Böhlau Verlag, 725 S.). – Eine ältere Definition umschreibt das Substantiv „Spital“ in knapper Form: „veraltet für Krankenhaus, Altersheim, Pflegehaus“ (Duden-Lexikon in drei Bänden, 3. Bd.: P–Z, Mannheim 1965, S. 2094). Damit ist schon angedeutet, dass es sich bei den Spitälern um vormoderne, vom Zweck her vielseitige Kranken-, Pflege- und Sozialeinrichtungen handelte, bevor sich das moderne Krankenhaus im heutigen Sinne im 18./19. Jh. herauskristallisierte. Im Süddeutschen und in der Schweiz hat sich der Begriff als Synonym für das Krankenhaus bis heute erhalten, aber hier geht es um

den älteren Typus. Nicht selten deuten städtische Straßennamen wie „Spitalstraße“ oder „Spittelmarkt“ auf frühere Standorte hin, da viele historische Spitäler inzwischen verschwunden oder deren oft unscheinbare bauliche Überreste nicht mehr erkennbar sind. In anderen Fällen haben historische Spitalbauten und nicht zuletzt -kirchen bis heute die Zeitläufe überstanden und sind günstigenfalls als touristisch sehenswerte Baudenkmäler erschlossen. Dies gilt nicht zuletzt für den hansischen Raum. Das Heilig-Geist-Hospital in Lübeck (ab 1286) hat geradezu ikonische Bedeutung gewonnen, zu nennen sind aber auch die gleichnamigen Hospitalbauten in Wismar (ab etwa 1250), Stralsund (ab 1256) und das ehemalige St.-Spiritus-Hospital in Greifswald (ab dem 13. Jh.). Allein diese Aufzählung, die keinerlei historische Vollständigkeit beansprucht, aber eine im Sinne des Untertitels „Spitallandschaft“ widerspiegelt, unterstreicht die Bedeutung des Themas auch für die Hansegeschichte. Wenn hierzu ein äußerlich wie wissenschaftlich gewichtiges Werk aus einem anderen geografischen Einzugsfeld erschienen ist, ist es – im Ergebnis sei es vorausgreifend gesagt – in seiner inspirierenden und hoffentlich wegweisenden Vorbildfunktion in dieser Zeitschrift unbedingt anzuzeigen.

Hier geht es um die Präsentation eindrucksvoller Ergebnisse jahrelanger akribischer Forschungen zu vormodernen Spitälern auf dem Territorium der heutigen Republik Österreich. Neben einer Einleitung zum Forschungsstand, zur Methodik und Quellenkunde (15–53) fächert der differenziert und diskussionsoffen, aber eben nicht in dogmatischer Rechthaberei gestaltete typologische Abschnitt (55–219) die verschiedenen Spitaltypen auf: Bürgerspitäler, Leprosenhäuser, Bruderhäuser, Herrschaftsspitäler, Pestspitäler, Waisenhäuser, frühe Krankenhäuser (18. Jh.) sowie Armen- und Versorgungshäuser. Allein dadurch wird die Vielfalt an Fragestellungen, die man an das Thema stellen kann, deutlich, und das äußert sich in der Gliederung der nachfolgenden Abschnitte: Leitungsebene (221–277), Personal- und Organisationsformen (279–358), Spitalordnungen (359–402), Speisen und Verpflegung (403–487), zum Leben der Insassen (489–526), zu den wirtschaftlichen Verhältnissen (527–586) und zur medizinischen Versorgung (587–595). Zahlr., hier nicht zu referierende Unterkapitel schlüsseln den Stoff noch weiter auf. Es folgen ein Resümee (597–606), ein zusammenfassender Tabellenteil über Spitäler in Österreich (607–622), ein den hohen Anforderungen entsprechende Verzeichnisse der Quellen, Literatur, Tabellen, Grafiken, Abbildungen und schließlich ein Orts- und Personenregister (711–725). Wie in jedem hochwertigen wissenschaftlichen Werk, so ermöglicht auch hier eine äußerst durchdachte Struktur einen gezielten Zugriff unter den unterschiedlichsten Fragestellungen, und zwar ohne mühsame Durchforstung des gesamten Werkes. Allein volkscundlich, sozial-, medizin- und baugeschichtlich ist das Buch in seinem Materialreichtum und seiner detaillierten Akribie eine wahre

Fundgrube. Ebenso kann man auf Antrieb den gegenwärtigen Kenntnisstand zur Geschichte einzelner Spitäler herausziehen. Die Interpretationen kommen ohne modische ideologische Klischees aus und sind damit überzeugend, sodass sie für künftige Forschungen eine solide Diskussionsgrundlage bilden. Soziologische Schemata wie das „ganze Haus“, die „totale Institution“ oder auch der „kasernierte Raum“, nicht selten in den akademischen Debatten als definitorische Durchbrüche gepriesen, werden kritisch wie differenziert auf ihre Anwendbarkeit hin untersucht (279–285). Der überörtliche Vergleich, in diesem Fall mit anderen Spitälern v. a. im süddeutschen Raum, zählt auch hier zum bewährten historiografischen Werkzeugkasten. Nur an einer Stelle kann man sich mit einem Seitenhieb auf das nassforsch, wirtschaftslibertär und populistisch bei den Nationalratswahlen 2013 kurzfristig in Erscheinung getretene „Team Stronach“ einen Ausflug in die österreichische Tagespolitik nicht ganz verkneifen (197).

Die gut recherchierten Abbildungen bestehen aus aufschlussreichen, oft entlegenen zeitgenössischen Bildquellenbelegen sowie aus aktuellen Gebäudeaufnahmen vor Ort, die eine Reisetätigkeit und damit ein zusätzliches Engagement der Autoren dokumentieren. Der inhaltlich anspruchsvolle Text ist in einem flüssigen Schreibstil verfasst. Es fehlt zum Glück der gestelzte, wichtigtuersche und pseudoakademische, letztlich aber stilistisch unbeholfene Jargon so mancher anderer wissenschaftlicher Veröffentlichungen unserer Tage.

Man kann diesem überragenden wie als Vorbild künftige Standards setzenden Werk nur die gebührende Aufmerksamkeit wünschen: etwa bei vergleichbaren Untersuchungen für Süddeutschland und die Schweiz, für den gesamten geografischen Einzugsbereich der einstigen österreich-ungarischen Doppelmonarchie (wo etwa im heute kroatischen Dubrovnik in Gestalt der Lazareti eine Quarantäneanlage aus dem 17. Jh. noch erhalten ist) aber eben auch für den hansischen und Ostseeraum.

Christian Ostersehlte

Dörte Eriskat, *Baumwollhandel und Barchentproduktion im Westen des Reiches (14. bis 16. Jahrhundert)* (Studien zur Regionalgeschichte 25, Bielefeld 2021, Verlag für Regionalgeschichte, 248 S., 3 Abb.). – Der Band behandelt den Handel mit Baumwolle und die Entstehung und Entwicklung des Barchentgewerbes insbesondere in Oberdeutschland im 15. und 16. Jh. Damit wird eine Industrie in ihren Anfängen beleuchtet, die Teil einer allgemeinen Entwicklung in Nachfrage und Textilherstellung seit dem 14. Jh. ist: die Differenzierung des Textilsektors für einen immer breiter werdenden kommerzialisierten Textilkonsum.

Sechs Kapitel widmen sich dem Thema der frühen europäischen Baumwollindustrie: Zunächst wird ausführlich die Ausbreitung des Baumwollhandels und der Baumwollproduktion in der Levante, in Nordafrika, auf der Iberi-

sehen Halbinsel, auf Sizilien, in Oberitalien und Nordfrankreich behandelt. Nachfolgend wird näher auf Barchent eingegangen: auf die Terminologie eines differenzierten Produkts und die Einordnung des Gewebes in die ‚textile Kultur‘, hier tatsächlich breiter gesellschaftlich verstanden. Für die Nachfrage nach Barchent werden dabei die guten Färbeeigenschaften hervorgehoben, bei einem festen und strapazierfähigen, zugleich leichten Gewebe, das vielseitig eingesetzt wurde und als beliebtes Produkt des breiteren Absatzes einzuordnen ist. Verflechtungen zwischen Oberitalien als Ausgangspunkt für den Baumwollhandel und die Herstellung eines standardisierten Massenprodukts und Oberdeutschland kann Vf.in für das 14. Jh. (v. a. zweite Hälfte) vielfältig nachzeichnen. Neben dem Import von Baumwolle und Barchent aus Italien stellt Vf.in auch die italienische Nachfrage nach Kupfer und Baumwolle als Teil der wirtschaftlichen Verbindungen beider Räume heraus.

Im zweiten Teil des Bandes geht es schließlich – mit einigen der Quellenlage geschuldeten Exkursen – speziell um die Entwicklung des oberdeutschen ‚Barchentreviers‘. Für die zweite Hälfte des 14. Jh.s kann Vf.in einen ‚weite[n] Vertriebsradius‘ nachzeichnen (140): nach Italien, Wien, Prag; auch im Umschlag über Frankfurt am Main, nach Köln, Brügge und Antwerpen und weiter nach England (wie von Vf.in vermutet, nun aber auch über die von Stuart Jenks edierten, auf der Seite des HGV nutzbaren Londoner Zollakten nachweisbar) und bis nach Dänemark. Die Ulmer Industrie wird als Vorbild für zahlreiche andere Produktionsstätten herausgestellt. Hervorgehoben wird für den Erfolg des Produktionszentrums die Einbeziehung des Umlands in den Produktionsprozess, sowohl in der Weberei als auch beim Bleichen. Die Landweberei wurde durch den Rat, in dessen alleiniger Zuständigkeit die Produktionsorganisation lag, gefördert. Die Schau war wichtige Institution für die Qualitätskontrolle der Baumwolle und der fertigen Barchente. Auch das Bleichen war in städtischer Hand. Mit steigendem Produktionsumfang sei aber ‚eine deutlich erkennbare Verlagsabhängigkeit der Weber‘ beobachtbar. Vf.in geht speziell auf die hohe Bedeutung der Qualitätssicherung des Rohstoffes Baumwolle bzw. des Leinengarns ein. In der Untersagung der Zufuhr von ungenügendem Flachs aus Lübeck zeigen sich übrigens Bezüge zum hansischen Wirtschaftsraum. Auch wird auf weitere Gewerbe und Schritte im Produktionsprozess eingegangen, so auf die Herstellung von Webblättern und das Veredeln durch Bleichen und Färben. Vf.in stellt insgesamt fest, dass wir es hier mit einer Produktionslandschaft zu tun haben, die durch flexiblen Umgang mit der Rohstoffzufuhr, Spezialisierung und Arbeitsteilung eine ‚der jeweiligen Nachfrage quantitativ wie qualitativ angepasste Massenproduktion‘ hervorbringen konnte.

Hier und da gibt es kleine Hindernisse für Leser*innen: Die Einleitung zählt leider die Kapitel falsch auf; auch beschäftigt sich ein großer Teil des Bandes

mit knapp hundert Seiten nicht mit dem im Titel angekündigten Zeitraum, sondern setzt einen sehr weiten historischen Rahmen und diskutiert Barchent in der Zeit überwiegend des 11.–14. Jh.s; die Themen Rohstoff Baumwolle, Färben, der Verbrauch und der Handel könnten zwischen den Kapiteln miteinander stärker abgegrenzt sein.

Diese Punkte aber tun dem Wert des Bandes keinen Abbruch, insbesondere, da es breiter um Baumwollhandel und Barchentproduktion im Westen des Reiches im 14.–16. Jh. gehen soll (eine allerdings etwas lose räumliche Verortung). Es bietet sich eine detailreiche Lektüre, die das Thema recht breit einordnet. V. a. kann Vf.in überzeugend argumentieren, dass die Etablierung des oberdeutschen Barchentgewerbes früher einsetzte als bisher angenommen, nämlich schon vor der zweiten Hälfte des 14. Jh.s. Im Vergleich zu anderen Entwicklungen im (nord)europäischen Textilhandel ist das bemerkenswert, steigt doch das Leinengewerbe jenseits der Zentren für Luxusstoffe erst im späteren 14. Jh. zu einem nennenswerten Exportgewerbe auf. Weiterhin zeigt Vf.in, dass es keine „innovative Markenpolitik“ (wie bei von Stromer vorgelegt), sondern eben eher Imitation ist, die es oberdeutschen Unternehmern erlaubt, erfolgreiche Barchentmarken aufzubauen. Das passt gut in das gängige Muster der mittelalterlichen Produktentwicklung.

Man könnte sich wohl eine stärkere Inbezugsetzung zur allgemeinen Entwicklung des Textilhandels im Bearbeitungszeitraum wünschen, so z. B. zur angesprochenen parallelen Entwicklung der Leinenweberei. Allerdings handelt es sich bei dem detailreichen Band eben um eine Dissertation, die ihrem Anliegen durchaus gerecht wird und selbst darauf verweist, dass ein bislang nicht ausreichend untersuchter Bereich des europäischen Textilhandels in der Umbruchphase des 14. Jh.s noch der weiteren Erforschung bedarf. Die Ergebnisse in unser Wissen um die Entwicklung der vormodernen Textilindustrie einzufügen, bleibt ein nächster Schritt. Angela Huang

Valentin Leonidovič Portnych und Catherine R. Squires [Eka-
terina Ričardovna Skvajrs] fassen *Das Schicksal der mittelalterlichen
Beutemanuskripte und -dokumente aus den hansischen Städten* zusammen (Sud’ba trofejných srednevekových rukopisej i dokumentov iz ganzejskich gorodov, in: Vestnik Sankt-Peterburgskogo universiteta. Istorija 66, 2021, Nr. 4, 1334–1348). Der Aufsatz enthält eine gründlich bibliografierte Zusammenfassung der Informationen über die Transporte der mittelalterlichen Bücher und Archivalien in die Sowjetunion, ihre Aufbewahrung in den sowjetischen Bibliotheken und Museen sowie den Restbestand, der ungeachtet der bisherigen Rückführungen seit den späten 1980er Jahren immer noch verlagert geblieben ist. Die Materialien aus Lübeck, Hamburg, Bremen und Halberstadt wurden 1946 aus Deutschland nach Leningrad überführt. Ein Teil

von diesem Schriftgut kam Anfang der 1950er Jahre in die DDR, der andere aber wurde zwischen mehreren Städten in der Sowjetunion verteilt – wie und wann genau, ist bisher rätselhaft geblieben. Die Erforschung des Restbestandes in Russland war lange Zeit aus politischen Gründen unerwünscht, sie wurde erst nach 1998 möglich, als in Russland das Beutegut des Zweiten Weltkrieges als Kriegskompensation gesetzlich zum Eigentum Russlands erklärt wurde. Einige aus den Hansestädten stammende Manuskripte haben die russländischen Bibliotheken aus Privatbesitz erworben. Erwähnenswerte Kollektionen sind heute in der Nationalbibliothek in St. Petersburg untergebracht (hier befinden sich zum Beispiel zwei Manuskripte der Novgoroder Schra), ferner in Moskau sowohl in der Staatsbibliothek (Lübecker Oberstadtbuch) als auch im Staatsarchiv der Alten Akten (Dokumente aus der Ruthenica-Sammlung des Lübecker Archivs) und in der Bibliothek der Staatlichen Universität (Halberstädter Bestände und 11 Urkunden aus Bremen). In der Universitätsbibliothek zu Tomsk werden Quellen aus dem Lübecker Stadtarchiv aufbewahrt, im Museum zu Jur’evic der Bardewiksche Codex des Lübischen Rechts. *A. S.*

Vorhansische Zeit

Bearbeitet von *Felix Biermann*

Manfred Nawroth, Matthias Wemhoff, Nikolaj A. Makarov und Vladimir Jurievic Koval (Hgg.), *Archäologie in mittelalterlichen Städten. Russland und Deutschland – ein Vergleich* (Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte 25, Berlin 2020, 363 S., zahlr. Abb.). – Mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft konnte das Berliner Museum für Vor- und Frühgeschichte in den Jahren 2015/16 zwei Tagungen in Berlin und Susdal nordöstlich Moskaus durchführen, deren Gegenstand die vergleichende Betrachtung und Diskussion stadtarchäologischer Methoden, Probleme und Perspektiven in Deutschland und Russland war. Der gut vier Jahre später erschienene Band versammelt die Konferenzbeiträge in Form von 17 Aufsätzen, allesamt komplett auf Deutsch und Russisch sowie reich bebildert. Aus Russland werden Moskau, Novgorod, Jaroslawl, Wladimir, Kaliningrad und Bolgar an der Wolga vorgestellt, aus Deutschland Berlin, Göttingen, Münster, Paderborn, Köln, Ulm, München und Ingolstadt.

Die Darstellung der Fallbeispiele folgt meist einem ähnlichen Muster: Neben Informationen zur Forschungsgeschichte, zur Organisation und aktuellen Situation städtischer Bodendenkmalpflege stehen Ergebnispräsentationen, die sich auf die Entwicklung der jeweiligen Stadt oder auf besonders wichtige Grabungen und Projekte beziehen – bspw. erläutert Vladimir V. Sedov die Untersuchungen an der St.-Georgs-Kathedrale des Jurjew-Klosters in Nov-

gorod, Alexandr N. Chochlov konzentriert sich bei seinem Aufsatz über Kaliningrad auf neuere Ausgrabungen im Königsberger Hafeneck (Lastadie), Thomas Höltken gibt einen Überblick zur Kölner U-Bahn-Archäologie und Martin Kroker nimmt v. a. die Visualisierungen archäologischer Ergebnisse in Paderborn in den Blick. Das ermöglicht vergleichende Einsichten zu den Herausforderungen und Perspektiven der Stadtarchäologie in beiden Ländern, etwa hinsichtlich der Bewältigung der meist sehr kostspieligen und methodisch aufwendigen Ausgrabungen, des Umgangs mit den riesigen Fundmengen oder auch des Einsatzes privater Grabungsfirmen. Letzterem stehen die russischen Wissenschaftler eher kritisch gegenüber. „Zur wissenschaftlichen Analyse“, so bspw. Leonid A. Beljaev für Moskau, „ist das solcherart geborgene Material [...] kaum geeignet“, und zwar auch aufgrund der geringen „Qualität der Funde und Feldarbeiten“ (62). Hier hätte man allerdings gern genauere Informationen erhalten, warum die in vielen Ländern erfolgreiche Arbeit von Grabungsbüros in Osteuropa als problematisch erscheint. In Russland wie in Deutschland hat sich im Übrigen durchgesetzt, auch Relikte der Neuzeit archäologisch zu erfassen und als kulturgeschichtliche Sachzeugen zu würdigen.

Hier wie dort ergibt sich das Problem, dass die Auswertung und Publikation der Grabungsmaterialien nicht mit dem überwiegend von urbanen Neubauinteressen diktierten und daher sehr dynamischen Grabungsgeschehen Schritt hält. Matthias Wemhoff argumentiert nachvollziehbar dafür, gleichwohl alle Bauvorhaben archäologisch zu erforschen, „auch wenn eine weitgehende Auswertung zurzeit nicht möglich erscheint“, und zwar zwecks „Erhalt von Forschungs- und Anschauungspotential“ (226). „Mit Blick auf Berlin ist festzustellen“, so der Berliner Landesarchäologe, „dass in wenigen Jahrzehnten kaum noch Flächen bestehen, an denen gebaut und damit gegraben werden kann. Zukünftige Generationen sind auf die Funde in den Magazinen und die Qualität unserer Dokumentationen angewiesen“ (56). „Selbstzweifel“, ob Stadtarchäologie „auf Dauer möglich“ sei und ob „wir irgendwann die Grenzen des Erkenntnisgewinns erreicht“ haben, seien kein Argument gegen die Weiterführung und Verstärkung der Bemühungen, denn die „Individualität jeder Stadtentwicklung“ erfordere umfangreichste Einblicke (56). Dass dieses Vorgehen tatsächlich alternativlos sein dürfte, veranschaulichen von Betty Arndt geschilderte Beispiele aus Göttingen, wo noch in den 1970er Jahren ganze historische Straßenzüge abgerissen und die der Neubebauung vorangehenden Erdarbeiten ohne archäologische Ausgrabung verblieben. Die Schäden am Kulturerbe sind unersetzlich. Über ähnlich dramatische Kulturgutverluste berichtet Nikolaj A. Makarov aus dem Russland der 1990er Jahre, als dem postsowjetischen Bauboom Vieles zum Opfer fiel: „Zwar existierten Gesetze zum Denkmalschutz [...], doch interpretieren die städtischen Machthaber und

die Investoren Grundstücke im Stadtzentrum häufig nicht als archäologische Denkmäler und waren nicht an [...] Ausgrabungen interessiert“ (20). In der Sowjetepoche sei die Situation teilweise sogar besser gewesen als in der Nachwendezeit.

Die interessanten Einsichten, die die Lektüre der Beiträge vermittelt, stehen allerdings letztlich disparat nebeneinander. Eine gemeinsame Aussage ergibt sich nicht von selbst, und auf ein zusammenfassendes Resümee mit der Darlegung des Erkenntnisgewinns des Bandes haben die Hgg. verzichtet. Das ist ein bedauerliches Manko, denn auch die Einführungen beziehen sich jeweils nur auf die Stadtarchäologie in Deutschland (Matthias Wemhoff) und Russland (Nikolaj A. Makarov), ohne den großen binationalen Vergleich zu wagen. So verbleibt selbst der Ausgangspunkt der Organisatoren und Hgg. nur vage nachvollziehbar, weshalb nämlich gerade die Stadtkernforschung in Deutschland und Russland einen Vergleich erfordert und lohnt.

Das Buch bildet insofern doch in erster Linie eine Sammlung von Texten über mittelalterlich-neuzeitliche Stadtgeschichten in Mittel- und Osteuropa, die viele instruktive Informationen zu einzelnen Städten, Befunden und Funden vermitteln. Naturgemäß erbringen die russischen Beiträge dem deutschen Leser mehr Neues als die Kompilationen aus dem eigenen Land. Wiederkehrende Fragestellungen in Russland sind die Anfänge der Urbanisierung in der skandinavisch geprägten Kiewer Rus', die Herausbildung der charakteristischen Gliederung in den „Kreml“ genannten befestigten Zentren und die von hölzernen Gehöften geprägten Stadtviertel, die oftmals gewaltigen Kulturschichtenpakete mit eindrucksvollen Holzkonstruktionen und die einschneidenden Brüche infolge der mongolischen Einfälle der 1230er Jahre. Letztere können besonders in Jaroslawl und Wladimir als brutale Gewaltereignisse nachgewiesen werden, in Form großer Massengräber, an Skeletten mit schweren Verletzungen, durch Waffenfunde und ausgedehnte Zerstörungshorizonte. In Wladimir wurde überdies ein 1238 beim Mongolensturm verbrannter Holzkeller freigelegt, der eine große Menge baltischen Rohbernsteins als Warenlager eines Fernhandelskaufmanns enthielt. Ferner verdeutlichen Silberschätze die Not jener Zeit (Asja Engowatowa, Sergej Ivanovic Milovanov, Olga Selenzova).

Bemerkenswert sind aber auch einzelne vorgestellte Befunde, etwa ein „Kasten“ („porub“) genanntes Gefängnis aus Novgorod in Form eines Blockbauschachtes aus dem 11. Jh., den man zunächst nicht von einer Brunnen- oder Latrinengrube unterscheiden könnte (Petr G. Gajdukov, Oleg Olejnikov). Tatsächlich bleibt die Funktionszuweisung des Bauwerks etwas unklar, auch wenn sein Zweck in drastischer Weise geschildert wird: „Der Aufenthalt in einem solchen Gefängnis war hart und schmerzhaft. In dem geschlossenen Raum gab es weder Frischluft noch Licht, es stank nach Unrat, zudem herrschte eine

niedrige Temperatur“ (99). Im Novgoroder Jurjew-Kloster verdient das Grab der beiden Fürstensöhne Isjaslaw und Rostislaw Jaroslawitsch Erwähnung, die im Frühjahr 1198 so kurz nacheinander starben, dass man aus dem zunächst einfachen steinernen Grabgehäuse durch Unterteilung und Verlängerung einen Doppelsarkophag erstellen musste (Vladimir V. Sedov). Dem als Basar bezeichneten spätmittelalterlichen Marktgebäude von Bolgar, einem bereits im warägisches-orientalischen Handel überaus bedeutenden Zentralort an der Wolga, ist desgleichen besondere Beachtung zu zollen (Vladimir Jurievic Koval, Denis Badeew), nicht zuletzt aufgrund etlicher dort gehobener Sachzeugen mitteleuropäischer Handelsverbindungen – u. a. flämische Tuchplomben und ein Gefäßrest aus „einer frühen Form des ‚Steinzeugs‘“ aus Deutschland (194), das allerdings leider nicht näher erläutert oder gezeigt wird. Historische Verbindungen zwischen Mittel- und Osteuropa belegen auch Grabsteine deutscher Bewohner der Stadt Moskau, etwa das anrührende Monument für den dort im Jahre 1653 verstorbenen Säugling Thomas Kellermann, „dessen Seele bey Gott im Himmel und dessen Coerperlein allhie die Erde bedeckt“ (79). Derlei Beziehungen sind natürlich besonders in Novgorod mit seinen starken hansischen Bezügen nachhaltig und hätten vielleicht stärker in den Fokus gerückt werden sollen, um die gegenseitige Verknüpfung der bekanntlich recht unterschiedlichen Urbanisierungsmodelle im deutschen und russischen Raum aufzuzeigen. Bei den deutschen Fallbeispielen fehlen in diesem Sinne auch solche aus dem östlichen Deutschland, die die Entwicklung aus der slawischen Burgstadt zum Zentralortsmodell westlicher Tradition vertreten und besondere Möglichkeiten des Vergleichs ergeben hätten.

Das Buch ist in hoher Qualität hergestellt und ansprechend bebildert, doch unzureichend redigiert worden. Rechtschreib- und Flüchtigkeitsfehler verursachen nicht selten Sinnverzerrungen – aus Rettungsgrabungen wird „Rettungsgraben“ (26), aus kultureller Präsenz „Präsens“ (26), aus Aurelia wird „Angela Dickers“ (15), aus Jonathan wird „Jochen Scheschkewitz“ (16) und dergleichen mehr. Abbildungsunterschriften sind oft zu kurz und auch missverständlich – eine Ansicht freigelegter Hausbefunde lässt den Betrachter mit der Bildunterschrift „Bebauung im Steinbruch Paderborn“ ratlos zurück (50), ein Luftbild eines größeren Teils der Lübecker Altstadt mit mehreren Sakralbauten und einer großen Ausgrabung wird auf „die Lübecker Marienkirche“ reduziert (53), zu einem Sammelbild frühmittelalterlicher Funde heißt es in verwirrender Weise: „Danilow-Kloster 10.–12. Jahrhundert: Die älteste slawische Siedlung in der Stadt Moskau aus dem 17. Jahrhundert“ (73). Die Abbildungsnachweise sind uneinheitlich und fehlen oft ganz, ebenso wie ein Verzeichnis der Mitarbeiteradressen, das gerade bei einem Band mit so vielfältiger Autorenschaft zur Orientierung des Lesers wichtig wäre. Die Anmerkungen sind hier übersetzt und dort nicht. Sicherlich macht ein zweispra-

chiger Band dieser Art besondere Mühe und birgt große Fehlerrisiken, aber die genannten und weiteren Unzulänglichkeiten wären mit einer abschließenden Korrekturlesung recht einfach zu vermeiden gewesen. Im Ganzen handelt es sich um ein Buch mit interessanten Beiträgen, dass das analytische Potenzial seiner Themenstellung aber nicht voll ausschöpft. *Felix Biermann*

Andrzej Janowski, *Grodziska wczesnośredniowieczne w dorzeczu Regi (Die früh- und hochmittelalterlichen Burgwälle im Flussgebiet der Rega)* (Scripta Historica Europaea 3; Wrocław 2020, Uniwersytet Wrocławski, 500 S., 336 Abb., 4 Tab.). – Hinterpommern ist durch eine große Zahl und Vielfalt slawischer Burgwälle gekennzeichnet. Das liegt daran, dass hier Burgen nahezu in der gesamten Slawenzeit vom 8. bis 12./13. Jh. errichtet wurden, des Weiteren an dem vielgestaltigen Landschaftsbild, das zum Bau verschiedener Befestigungstypen veranlasste. Die Forschung reicht hier bis in die Mitte des 19. Jh.s zurück. Bis zum Zweiten Weltkrieg ist sie mit namhaften Wissenschaftlern wie L. Giesebrecht, R. Virchow, A. Stubenrauch und H. J. Eggers verbunden, die mit Beschreibungen, kleineren Ausgrabungen und gebietsweisen Aufnahmen der Wehranlagen die Grundlagen der hinterpommerschen Burgwallforschung schufen. In der Nachkriegszeit wurde diese von der polnischen Archäologie fortgesetzt. Einen Meilenstein bildeten dabei die in den 1960er von W. Łosiński durchgeführten Untersuchungen an frühgeschichtlichen Befestigungen im Tal der Persante (Parseta). Daneben gab es weitere bedeutende Einzeluntersuchungen, v. a. aber entstanden Siedlungs- und Burgencorpora für einzelne Regionen, in deren Zuge viele Anlagen systematisch mit kleineren Sondagen untersucht wurden. Mit der Arbeit von Janowski, zu der es im Rahmen des Forschungsprojekts „Polska i Pomorze w kształtowaniu cywilizacji europejskiej (od słowiańskich plemion do przełomu XII/XIII wieku)” („Polen und Pommern im Rahmen der Entstehung der europäischen Zivilisation (von den slawischen Stämmen bis zur Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert)”) kam, liegt nun eine neue Burgwallstudie vor, die in Zielsetzung und Methodik an die frühen polnischen Corpora anschließt. – Die Arbeit hat die slawischen Befestigungen im Einzugsgebiet des Flusses Rega zum Gegenstand. Die hier bekannten Burgwälle waren bislang weitgehend unerforscht. Die der neuen Studie zugrunde liegende Bestandsaufnahme ergab insgesamt 52 Fundplätze – altbekannte slawische Burgwälle, aber auch solche, die früher als lediglich wahrscheinlich slawische oder allgemein mittelalterliche Befestigungen galten. Zudem wurden im Laufe des Projekts drei bislang unbekannte Befestigungen – Łabuń Wielki (Labuhn), Uniestowo (Gut Nestau) und Zwierzynek (Schwerin) – entdeckt sowie zwei vor 1945 bekannte, danach aber in Vergessenheit geratene Burgwälle Łęczna (Henningswalde) und Tarnowo (Tarnow) wieder lokalisiert. – Die Untersu-

chung dieser Fundplätze erfolgte zunächst durch die Auswertung von Archivalien, Literatur und Altfunden sowie von eigens erstellten Lidar-Scans und Höhenschichtenplänen. Zusätzlich wurden auf 29 Fundplätzen kleine Ausgrabungen und Bohrungen durchgeführt. Die Bohrsondagen – 20–80 Einzelbohrungen je Fundplatz – wurden in den meisten Fällen ineinander kreuzenden Achsen über die Anlagen gelegt. Die 4 x 1 m großen Grabungs-sondagen befanden sich in der Regel am Innenfuß des Walls, „an für die Klärung der Funktion und Chronologie der Burgen strategischen Punkten“ (37). Im Ergebnis dieser Untersuchungen konnte ein umfangreicher Fundplatzkatalog erstellt werden, der in vier Abschnitte gegliedert ist: Die ersten beiden Teile umfassen alle zweifelsfrei slawischen Burgen, der dritte Teil behandelt mutmaßlich slawische Anlagen, der vierte v. a. vorgeschichtliche oder spätmittelalterliche Fundplätze. Grundlage für weiterführende Untersuchungen bildeten mithin 34 archäologisch näher erforschte slawische Burgwälle und acht Anlagen, die möglicherweise dem frühen oder hohen Mittelalter zuzurechnen sind. – Der analytische Teil der Arbeit, der dem Katalog vorangestellt ist, definiert zunächst die Begriffe „gród“ (Burg) und „grodzisko“ (Burgwall). Unter „Burg“ versteht der Autor eine „ständig oder zeitweise bewohnte, mit einer beständigen Konstruktion aus Erde, Holz, Holz und Erde oder Steinen umwehrte Siedlung“, die „verschiedene gesellschaftlich-politische, administrative, wirtschaftliche und militärische Funktionen erfüllte“; ein „Burgwall“ sei das Relikt einer solchen Anlage (10). Hierauf folgt eine kurze Vorstellung des Gegenstands und der Ziele der Arbeit: Im Vordergrund steht die Datierung der Anlagen, ferner geht es um die Lage, Größe und Gestalt, das Befestigungssystem, die Innenbebauung und die Funktion der Burgen. Abgeschlossen wird der einleitende Teil durch eine geografisch-geologische Beschreibung des Arbeitsgebiets und eine ausführliche Forschungsgeschichte. – Das zentrale Anliegen des Projekts, die Datierung der Burgwälle, wird im zweiten Kapitel behandelt. Da datierende Kleinfunde bis auf wenige Ausnahmen – u. a. drei Münzen, eine silberne Kaptorge und ein Geweihkammfragment – fehlen, stützt sich die Datierung weitestgehend auf kleinere Keramikkomplexe aus den Projekt- und älteren Forschungen. Zusätzlich wurden für 15 Anlagen C14-Daten gewonnen, die trotz ihrer relativ weiten Datierungsspannen, so meint Vf., „eine hervorragende Ergänzung für die auf Keramik und Kleinfunden basierende zeitliche Einordnung eines Fundplatzes bilden“ (56). Auf dieser Grundlage, der Kombination von Keramikchronologie und Radiokarbondatierung, werden für die meisten Anlagen vergleichsweise genaue Datierungen vorgenommen. Diese stützen sich aber vorwiegend auf die Keramik. Die Radiokarbondaten dienen nur zur groben Bestätigung der chronologischen Einschätzung der Tonware; passen sie nicht, werden sie teils als fehlerhaft ausgeschlossen oder die Proben als sekundär verlagert angesehen. – Im An-

schluss an eine ausführliche katalogartige Vorstellung der von den einzelnen Burgen vorliegenden Datierungsgrundlagen, die man zur besseren Handhabung direkt in den Katalog hätte setzen sollen, wird die Burgenentwicklung der Region nachgezeichnet, wobei der Autor vier Phasen vom 8.–11. Jh. bildet. 14 Anlagen mit ausschließlich Feldberger oder solcher und Menkendorfer Keramik werden allgemein in die zweite Hälfte des 8. und die erste Hälfte des 9. Jh.s datiert. Dass die Mehrheit dieser Burgen, wie der Forscher meint, bereits in der zweiten Hälfte des 8. Jh.s errichtet worden sei, ist allerdings weder auf Grundlage der Keramikinventare noch der C14-Daten, die vorwiegend das 8. und 9. Jh. umfassen, sicher zu sagen. Die meisten dieser frühen Anlagen wurden dann bis zur Mitte des 9. Jh.s (Phase 2) wieder aufgegeben. In dessen zweiter Hälfte entstand eine Reihe neuer Burgen, teilweise über offenen Vorgängersiedlungen. Insgesamt ließen sich 14 Anlagen im Wesentlichen durch vom Menkendorfer Typ dominierte Keramikkomplexe in diesen Zeitraum setzen. Diese Burgen wurden dann im Laufe des 10. Jh.s (Phase 3) aufgegeben, wobei einige Anlagen, von denen kleinere Mengen spätslawischer Tonware vorliegen, das späte 10. und vielleicht das 11. Jh. erreichten. Die jüngsten Burgen des Arbeitsgebiets entstanden noch in Phase 3, in der zweiten Hälfte des 10. Jh.s. Von diesen liegt v. a. spätslawische Keramik vor. Die vierte und letzte Phase, das 11. Jh., ist durch das Fortbestehen einiger im späten 10. Jh. errichteter Anlagen gekennzeichnet, von denen jedoch keine das 12. Jh. erreicht haben soll; neue Burgen werden in dieser Phase laut Vf. nicht mehr errichtet. Löst man diese Phasen auf, geben sich bei aller Vorsicht drei grundlegende Horizonte zu erkennen: 1. früh- und frühe mittelslawische Burgen des 8. und wohl v. a. der ersten Hälfte des 9. Jh.s, 2. mittelslawische Fortifikationen des späteren 9. und 10. Jh.s sowie 3. ab der zweiten Hälfte des 10. Jh.s entstehende Burgen der spätslawischen Zeit. – Diese allgemeine Dreiteilung wird auch in weiteren Charakteristika (Lage, Form und Größe) deutlich. Bezüglich der Gestalt der Befestigungen ist allerdings verwunderlich, dass der Vf. trotz umfangreicher Größenbestimmungen von Innen- und Gesamtflächen sowie der Aufstellung von Größengruppen (Tab. 4) zu dem Schluss kommt, dass sich bezüglich „der gegenseitigen Abhängigkeit zwischen der Innenfläche und dem Zeitpunkt der Entstehung einer Wehranlage keine Übereinstimmung“ zeige (102). Zwar gibt es tatsächlich in jeder Phase große, mittelgroße und eher kleine Anlagen, doch lässt sich in der Gesamtheit eine relativ klare Abfolge erkennen: So finden sich unter den in die frühe Burgenphase (8./frühes 9. Jh.) gesetzten Anlagen neben vier kleineren Ringwällen Łabuń Wielki (26 x 20 m), Zdroje (Vorwerk Spring, 50 x 45 m), Zwierzyniek (20–30 m), Starogard Łobeski (Stargardt, 53 x 35 m) auch einige Burgen mit großen Innendurchmessern, so die zweiteilige Anlage von Smorawina (Schmorow, 65 x 45 m + 80 x 70 m), die Höhenburgen von Ginawa (Gienow, 93 x 50 m)

und Wiewiecko (Henkenhagen, 70 x 40 m), der Abschnittswall von Wieleń Pomorski (Vehlingsdorf, Fpl. 1, 60 x 50 m) und der Ringwall von Resko (Regenwalde, 77 x 72 m). Zu diesen Großburgen zählen ggf. auch die vielleicht schon im frühen 9. Jh. errichtete Burg von Lubin (Lebbin), die eine Innenfläche von 75 x 50 m aufweist, und die zweiteilige Höhenburg von Słonowice (Schlönwitz, 52 x 40 m + 26 x 20 m), die aber auch schon in vorgeschichtlicher Zeit errichtet worden sein könnte. Bei den Anlagen des späteren 9. und 10. Jh.s handelt es sich dann v. a. um rundliche Ringwälle mit kleineren Innenflächen, so etwa in Brzeźniak (Rosenfelde, 45 x 32 m), Lipce (Liepzig, 42 x 47 m), Przytoń (Klaushagen, 50 x 40 m), Rusinowo (Rützenhagen, 65 x 38 m), Nętno (Nuthagen, 42 x 30 m), Niemierzyno (Nemmin, 55 x 45 m), Sielsko (Silligsdorf, 45 x 40 m) und Żółte (Schilde, 30 x 30 m). Diesem kleinen Typ ist eventuell auch die Niederungsburg von Łęczna hinzuzuzählen, die mit einem dreifachen Wallsystem zwar stattliche Gesamtmaße von 145 x 135 m erreicht, deren Kern aber ein kleiner Ringwall von etwa 37 x 37 m Innendurchmesser bildet. So etwas kann im Übrigen Resultat langer Nutzungszeit und mehrerer Ausbauphasen – hier: der Errichtung eines kleinen Ringwalls in einer älteren Großburg – sein. Ähnliches gilt für den Ringwall von Oleszno (Welschenburg) mit etwa 30 x 30 m Innenfläche, der zusätzlich von einem flachen Außenwall umgeben wird, grundsätzlich aber dem kleinen Ringwalltyp entspricht. Bei den spätslawischen Burgen, die dann ab der zweiten Hälfte des 10. Jh.s errichtet werden, handelt es sich hingegen erneut um größere Anlagen. Hierzu zählen die zweiteiligen Burgen von Bielikowo (Behlkow, 45 x 45 m + 100 x 55 m) und Bądkowo (Bandekow, 60 x 30 m + 50 x 50 m), die mindestens dreigliedrige Anlage von Dobra (Daber, 110 x 75 m + 80 x 80 m + 140 x 120 m) und die zweiteilige Burg von Karwowo (Karow, 103 x 72 m + 56 x 52 m). – Vom Vf. nicht weiter berücksichtigt, zeigen sich m. E. auch bezüglich der Anlageform und der Lage im Gelände zwischen den einzelnen Phasen deutliche Unterschiede. Mehrgliedrige Burgen wurden v. a. im frühen Burgenhorizont, Cieszyno (Teschenbusch), Słonowice, Smorawina, Wicimice (Witzmitz), und in der spätslawischen Zeit (Bądkowo, Bielikowo, Dobra, Karwowo) errichtet, während in der mittelslawischen Zeit eingliedrige Rundwälle dominierten (u. a. Brzeźniak, Lipce, Nętno, Oleszno, Przytoń, Żółte). Burgen in Höhenlage – auf Bergspornen, Moränenzügen und Flusshochufern – kommen v. a. in den beiden erstgenannten Phasen vor; im späteren 9. und der ersten Hälfte des 10. Jh.s handelt es sich im betrachteten Raum hingegen v. a. um Niederungs- und Inselburgen. Alles in allem lässt sich also auch für den Regaraum die für zahlr. andere Regionen an der südlichen Ostseeküste charakteristische Burgenabfolge erkennen: Den großen, teils mehrgliedrigen, häufiger in Höhenlage und in Anpassung an das Gelände eher über unregelmäßigem Grundriss errichteten Anlagen des 8. und der ersten Hälfte des 9. Jh.s, den sog.

Feldberger Burgen, folgen in der zweiten Hälfte des 9. und der ersten Hälfte des 10. Jh.s eher kleine, rundlich-ovale Niederungsburgen, die mittelslawischen Ringwälle, die dann ab dem späteren 10. Jh. von wiederum etwas größeren, mitunter mehrteiligen Wehrbauten der spätslawischen Zeit abgelöst werden. Hinsichtlich des frühen Burgenhorizonts des 8. und der ersten Hälfte des 9. Jh.s zeigt sich außerdem, dass sehr große Burgen von teilweise weit über 1 ha Innenfläche, wie sie insbesondere aus Ostmecklenburg und Vorpommern bekannt sind, im Regaraum nicht vorkommen. Insofern passen auch die Burgen dieses Gebiets zu dem allgemeinen Bild von größeren Feldberger Burgen westlich und kleineren östlich der Oder. – Zu Befestigungsform und Innenbebauung, die im Anschluss besprochen werden, ließen die kleinen Schnitte nur begrenzte Aussagen zu. Die Anlagen waren vornehmlich im Wall-Hinterfrontbereich bebaut. Auf einigen Burgen wurden dort eingetieft Objekte erfasst, die sicher richtig als Reste von Gebäuden gedeutet werden. Aussagen zu den Befestigungen konnten fast nur auf Grundlage von Oberflächenmerkmalen getroffen werden. Interessant sind drei Anlagen mit konzentrischen Doppelwällen (Cieszyno, Łęczna (mit Vorburgwall?), Oleszno) und die ovale Niederungsburg von Rusinowo mit komplexer Torsituation. Näher interpretierbare hölzerne Konstruktionsreste wurden nur in zwei Fällen angetroffen: auf dem frühen Burgwall von Smorawina in Form „verbrannter Balken“ auf der Wallkrone, die als Reste einer Palisade interpretiert werden (105) – gemeint ist hier wohl eine abgebrannte und umgestürzte Bretterwand einer palisadenartigen Brustwehr –, sowie auf dem mittelslawischen Burgwall von Nętno, wo sich mehrere Lagen Rundhölzer einer Rostkonstruktion fanden. Feldsteine in den Wallbereichen einiger Burgen könnten, wie Vf. vorschlägt, zu Frontblenden gehört haben, während ein „Wallkern aus Steinen“ (106) in Przybiernowo (Wendisch Pribbernow) auch angesichts des Befundfotos (Abb. 272) kaum nachvollziehbar ist. – In den letzten beiden Kapiteln werden die Burgen im Rahmen der Siedlungsentwicklung und hinsichtlich ihrer Funktion besprochen. Im Gegensatz zu älteren Forschungen, nach welchen der untere Regaraum bereits in frühslawischer Zeit ein mehr oder weniger eigenständiges Siedlungsgebiet zwischen der Wolliner Siedlungsgruppe im Westen und der Siedlungskonzentration im östlich anschließenden Persanteraum gebildet haben soll (W. Łosiński), sieht der Vf. angesichts der wenigen bekannten Siedlungsplätze des 7./8. Jh.s hier eher eine „Pufferzone“ (112). An der Rega sei vielleicht eine Grenze zwischen den beiden genannten Siedlungslandschaften zu suchen. Der Bezug der Wehrbauten auf diese Stammesgrenze ist gleichwohl wenig überzeugend, zumal die Burgen nicht zur gleichen Zeit bestanden haben müssen. Mit der Errichtung der ersten Burgen im späteren 8. Jh. und der ersten Hälfte des 9. Jh.s seien jedenfalls v. a. im mittleren Regaraum neue Siedlungsregionen erschlossen worden.

Im Verlauf des 9. Jh.s setzte dann eine Verdichtung des Siedlungsnetzes ein. In dieser Zeit entstanden Burgen erstmals auch im südlichen Abschnitt des Regaltals. Das wird v. a. mit der Bedeutungszunahme der Rega als Kommunikationslinie zwischen der Küste und dem Inland erklärt. Die Burgen werden dabei in Anlehnung an W. Łosiński plausibel als Zentren lokaler Kleinherrschaften verstanden, die mit den *civitates* des bayerischen Geografen zu verbinden seien. Im Verlauf des 10. Jh.s sei es dann zu starken Veränderungen in der Siedlungsstruktur gekommen, was sich einerseits in der steigenden Zahl offener Siedlungen, andererseits im Untergang der meisten Burgen zeige. Der Untergang der Burgen im Süden des Regaraums wird dabei mit dem Herrschaftsausgriff der frühen Piasten aus dem großpolnischen Raum nach Norden verbunden. – Im Allgemeinen haben die Burgen, so Vf., jeweils mehrere Funktionen erfüllt, wobei die militärische Nutzung, die in der Forschung lange Zeit betont worden sei, nicht zwangsläufig den Hauptgrund zu ihrer Errichtung gebildet habe. Vielmehr seien Burgen, wie es in der aktuellen Forschung häufig formuliert werde, v. a. politisches Symbol, in welchem sich die Macht einer Herrschaft manifestiere (137). Dabei seien insbesondere die frühen Objekte wahrscheinlich nicht als militärische Anlagen errichtet worden, was sich auch darin zeige, dass die Wälle nur einen geringen Verteidigungswert besäßen und „im Höchstfall Schutz vor Wildtieren boten und das Entfliehen von Haustieren verhinderten“ (130). In Anlehnung an andere Burgen wie Haćki, Szeligi und Gostyń (Gustau), deren Gestalt und Funktion in der Forschung teils kontrovers diskutiert werden, seien auch sakrale und magische Aspekte von großer Bedeutung. So dienten die Wälle als „Elemente der Aufgliederung des Siedlungsraums“, der Abgrenzung von *profanum* und *sacrum* (131). Hierbei handelt es sich meistens um hypothetische Erörterungen, die nicht durch eigene Ausgrabungsbefunde belegt und übrigens vielfach auch nicht besonders überzeugend sind. Ein großer Findling, der am inneren Wallfuß des Burgwalls von Zwierzyniek gefunden wurde, könnte Ausdruck einer sakralen Nutzung der Anlage sein: Der auf kleinen Steinen gelagerte, rechteckige, mit flacher Oberfläche nach oben zeigende und bearbeitete Felsblock (ca. 1 x 0,7 x 0,5 m) könne, so der Vf., als Altar oder als Inthronisationsstein gedient haben (132). Die militärische Funktion stünde v. a. bei Anlagen mit gegliederten Wall-Graben-Befestigungen im Vordergrund, außerdem bei den stark befestigten kleinen Ringwällen wie Lipce und Oleszno (133). – Das Hauptanliegen des Projekts, die slawischen Burgwälle der Region zu erfassen, zu datieren und deren allgemeine Merkmale vorzustellen, wurde im Großen und Ganzen erreicht. Weitergehende Aussagen zu Wallkonstruktionen, Bebauungsstruktur und Funktion der Burgen waren angesichts der begrenzten Untersuchungsflächen von vornherein nicht zu treffen. Hinsichtlich der Datierung wäre es besser gewesen, wenn man versucht hätte, mittels Dendrochronologie exakte Baudaten zu gewinnen; dies

hätte sich v. a. bei den Objekten in Niederungslage angeboten, bei welchen man im Wall-Graben-Bereich im Allgemeinen gute Chancen hat, auf datierbare Bauhölzer zu stoßen. Ohne diese kommt man nicht über allgemeine, teils auf sehr kleinen Komplexen basierende Keramikdatierungen hinaus, die auch durch die gewonnenen C14-Daten nicht präziser oder sicherer werden. Kritisch anzumerken ist des Weiteren, dass der gesamte Band keine einzige Fundzeichnung enthält. So ist der Leser auf die Einschätzungen des Vf.s angewiesen und kann sich kein eigenes Bild machen. Dem besseren Verständnis hätte außerdem gedient, wenn man die Beschreibungen der Befunde um entsprechende Zeichnungen ergänzt hätte; die zahlr. publizierten Befundfotos gleichen das nicht aus. Fraglich bleibt auch, warum man die Ergebnisse der Bohrungen nicht zur Darstellung von Gesamtstratigrafien verwendet hat. – Insgesamt handelt es sich gleichwohl um eine gelungene Studie, in der ein für die mittelalterlich-slawische Burgwallforschung bislang nur peripher erschlossener Raum auf breiter Grundlage vorgestellt wird. Von besonderem Wert ist dabei der umfangreiche, mit instruktiven Lidar-Scans, Höhenschichtenplänen und Geländefotos reich bebilderte Burgenkatalog, der einen ausgezeichneten Überblick zu den Burganlagen bietet und für zukünftige archäologische Forschungen eine gut fundierte Ausgangsbasis bilden wird.

Andreas Kieseler

Schifffahrt und Schiffbau

Bearbeitet von *Maik-Jens Springmann*

Die forschungsgeschichtliche Perspektive des HGV war schon immer – ja man darf wohl pointiert bemerken – ausschließlich auf den Seehandel ausgerichtet. Das hat Dietrich Schäfer als Vorsitzender des Vereins in den 1920er Jahren in seinem programmatischen Vortrag zu den Aufgaben der hansischen Seegeschichtsforschung wohl genauso unbewusst in das Stammbuch des Vereins geschrieben, wie es Fritz Rörig mit seinen Aussagen zur Meerbezogenheit und Meerbedingtheit des hansischen Kommerz' noch einmal nach dem Krieg bekräftigte. Die Vielzahl von Einzelbeiträgen über den europäischen Flusshandel, die durchaus auch hansische Themen tangierten und sich gar aus archäologischer Sicht schon bedeutsam ins Neolithikum verorten ließen, hat den Salzgehalt im HGV bis dato nicht mindern können. Dass Seehandel eng mit Flusshandel verknüpft war, bei dem Seeschiffe oft hunderte Kilometer die Flussläufe hinaufführen oder in dem Europa umspannende Seereisen in Häfen wie Köln schon – so z. B. im Zeitraum der ersten Kreuzzüge – starteten, hat diese differenzierte Betrachtung bis dato nur selten aufweichen können, und es sei hier bemerkt, auch in dem hier besprochenen Band erfährt man von dieser direkten Verzahnung nur selten. Dennoch ist es mehr als erfreulich,

dass sich der Verein auf seiner 133. Pflingsttagung im Jahr 2017 in Duisburg das erste Mal des Themas Flusshandel annahm und die Beiträge nun unter dem Titel *Alles im Fluss. Menschen, Waren, Häfen auf den Wasserwegen vom Rhein bis zur Weichsel* (hg. von Rudolf Holbach und Stephan Selzer, Wismar 2020, callidus. Verlag, 261 S.) versammelte. Damit folgt der Hansische Geschichtsverein einem dringenden Anliegen, den naturgemäß auf die Seewirtschaft ausgerichteten Fokus des hansegeschichtlichen Interesses nun auch auf den fluvialen Bereich auszudehnen, um deutlich zu machen, dass ohne Flusshandel das weitgespannte Netz der Hansestädte nie so eng hätte geknüpft werden können.

Neben der Einleitung ist der Band in drei geografische Bereiche gegliedert, wobei dem Rhein schwerpunktsetzend ein eigener Themenbereich gewidmet ist. Eine etwas aus dem Tagungsband – wenn auch nicht inhaltlich, so doch zumindest stilistisch – herausfallende Publikation wird mit der Edition des Nachlasses von Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (†) am Ende des Bandes präsentiert. Sie nimmt *Hamburgs Oberelbeschiffer um 1500* in den Blick, indem der Bearbeiter *Das Buch der Jacob-Bruderschaft der aufwärts-fahrenden Schiffer (1429–1537)* – also doch über einen Zeitraum von über 100 Jahren – auswertete (205–237). Will sich der interessierte Leser schnell einen Überblick über den Nutzen der Inhalte für seine eigene Forschung verschaffen, so kann er sich auf die dezidierte, aber auch akzentuierte, auf die Schwerpunkte gerichtete Vorbetrachtung von Rudolf Holbach, als einem der Hg., genauso verlassen, wie in der Zusammenfassung informieren, die der zweite Hg. Stephan Selzer in einer sehr strukturierten Form bietet. Diese Art von Herausgeberschaft sollte Schule machen, hatten beide doch in ihrer Funktion als Redakteur den besten Überblick über das programmatisch Verbindende und Trennende der Inhalte der einzelnen Beiträge, als auch über die thematischen Grenzen des Verschriftlichten, besonders, inwieweit eine auf das Thema bezogene, umfassende Darstellung gelang. Das ist deshalb bemerkenswert, da oft der textliche Beitrag von Hgg. nicht über ein allgemeines Vorwort hinausgeht. Damit erfährt ein Tagungsband – so wie in diesem Falle positiv beispielgebend – aber noch lange keine inhaltlich programmatische Einordnung in den gegenwärtigen Forschungskanon. Hier wird jedoch auch gleich ein Manko der Forschungsprogrammatur des Bandes, aber auch der gegenwärtigen Forschungsausrichtung des HGV im Allgemeinen deutlich. Denn bis auf den Beitrag des maritimen Archäologen Robert Domżał, der seit einigen Jahren nun in Nachfolge von Jerzy Litwin die Geschicke des Polnischen Meeresmuseums lenkt und der seine in zwei Einzelbeiträgen veröffentlichte und in der HU 2017 bereits besprochene Doktorarbeit eben auch der Sachkultur in der Weichselschifffahrt, mithin der differenzierten Technologie der Schiffe widmet, ist über diese notwendige technische Betrachtung des Flusshandels

so gut wie nichts im Band zu lesen. Die Kapazität des Flusshandels auch in seiner statistischen Perspektive ist aber doch entscheidend an die Metrologie der Fahrzeuge, resp. ihre auf den Flusslauf bezogene Geschwindigkeit und ihre Anzahl gebunden, nur dadurch wird Flusshandel doch erst in seiner Bedeutung verständlich. Durch Verlust dieser Perspektive im Band – Niels Petersen lässt in seinem Schluss auf S. 182 diese Kritik verständlicher werden – erkennt man, dass die Ära Ellmers im HGV endgültig zu Ende ging. Derzeit hält man sich im Verein ja eher an die Vergangenheitsbewältigung, ohne zu erkennen, was mit solchen Forschern wie Ellmers an Expertise für den HGV in der Gegenwart und in Zukunft verloren ging, insbesondere was die Verquickung von Wort-, Bild- und Sachgut anging, die Ellmers vorzüglich, wie kein Zweiter beherrscht. Da wird ein bis dato nicht gefülltes Vakuum deutlich, das sich schon im Titel abzeichnet. Denn von der Sachkultur, die den Flusshandel erst erlaubte und die neben einer natur-, auch eine kulturlandschaftliche Differenzierung der einzelnen Flussläufe darstellt, die durch die Unterschiedlichkeit von Flussgeschwindigkeit, Tiefe und Wegführung auch etwas über die Menschen, ihre handwerklichen Fähigkeiten, Gebräuche etc. also über soziokulturelle Perspektiven unterrichtet, ist kaum etwas zu lesen. Damit bleibt und verfällt der Band in althergebrachte Forschungsperspektiven des HGV, die zumeist auf Taxierung und die Konzentration auf Warengruppen und damit auf Wirtschaftlichkeit und Wirtschaftspolitik, flankiert durch den sich daraus ergebenden rechtlichen Rahmen vornehmlich ausgerichtet waren. Somit wird eine sehr abstrakte, ja unpersönliche Perspektive auf Geschichte eingenommen, obwohl doch Rudolf Holbach den facettenreichen Blick auf den Flusshandel in seiner Einführung eigentlich anmahnt, besser ankündigt (13). Wenn man in prosopografischer Perspektive selbst der Händlersicht nachgeht, so dürfte sich der hansische Kaufmann, der dem Landweg seine Waren anvertraute, wohl kaum von dem, der den Wasserweg bevorzugte, unterscheiden haben, wenn das in genere nicht auch ein und denselben Händlerkreis überhaupt meinte, wie es im Band auch manchmal deutlich wird, so auf S. 148 f. von Sascha Bütow. Ganz anders die differenziert, den einzelnen Flussläufen zuzuordnenden Schiffer, Flößer und Bootsbauer und die diese Personengruppen wie bspw. Treidler und Schleusenbetreiber flankierenden Gesellschaftsgruppen, die ja eigentlich erst Flusshandel mit ihren Fahrzeugen und die darauf abgestellte Infrastruktur bereit- und sicherstellten. Nicht zu vergessen die Fährleute, die wesentliche Alternativen zur Aufsuchung von Furten und damit zur Überquerung der Flüsse als Hindernisse gewährleisteten, aber auch die Schleusenwärter, die ihre Schleusen in Hinsicht auf bestimmte flussspezifische Gefäße ausrichteten oder die Schiffbauer vice versa. Auch von ihnen ist im Band – Robert Domżał bietet hier, wie beschrieben, eine, wenn auch sehr kursorische, aber doch auf den Weichselhandel gut strukturierte

Ausnahme (155–164) – so gut wie nichts zu lesen. Allgemein haben sich diese Sozietäten durch die Unterschiedlichkeit der Ausprägung der Flussläufe und damit u. a. auch unterschiedlicher Handwerkstraditionen, besonderer Gefäße bedient, die sich eben auch besonders und zuvorderst durch die Unterschiedlichkeit der Boots- und Schiffstypen und des Floßwesens je Flusslauf über die Zeiten spiegelt. Gerade durch ihre Differenziertheit und die Unterschiedlichkeit ihrer Handhabung wird auch die Unterschiedlichkeit im europäischen, aber auch dezidiert hansischen Flussverkehr deutlich. Doch schauen wir neben dieser generellen Kritik nun spezifisch auf die Beiträge:

Franz Irsigler geht unter Einbeziehung aller bedeutenden wirtschaftsgeschichtlichen Betrachtungen über den Rhein in seinem Beitrag auf den *Hansehandel auf dem Rhein im Hoch- und Spätmittelalter* (15–33) ein. Hier umfasst er auch den der maasländischen Kaufleute und schließt damit zwar nur begrenzt, aber wenigstens ansatzweise die Lücke, die eine ausschließlich auf die Maas gerichtete Betrachtung per se geschlossen hätte. Dabei berichtet er nicht nur über die berühmten Dinanderien, „die für die bedeutenden Messingzentren des späten Mittelalters, Aachen, Stolberg, Köln, Braunschweig und Nürnberg vorbildgebend werden sollten“ (18), sondern auch über die ostelbischen Kaufsklaven, die von jüdischen Händlern über den Rhein als Zwischenstation nach Marseille gebracht wurden, um dort – zumeist als „Eunuchen – ins muselmanische Spanien verkauft“ zu werden (20). Auch die auf dem Rhein aktiven flandrischen Kaufleute und die besondere Rolle der Kölner Kaufleute bei der Verlängerung der Rheinachse bis nach England finden Erwähnung, die letztere 1330 dafür sorgte, dass eine „echte hansische Nord-Südachse“ (29) entstand, die vom Londoner Kontor über Antwerpen bis nach Frankfurt am Main reichte. Damit wird dann auch auf einen wesentlichen Zufluss des Rheins verwiesen, der ebenso wie die Maas nicht im Band extra abgehandelt wurde. Auch auf die Bedeutung von Fernhandelsmessen für den fluvialen Hansehandel verweist er in einer Extrabetrachtung.

In seinem Beitrag *halden wij die oirdinancij, so sullen wij uwer gnaden toll verderven. Zollerhebung am Rhein um 1500: Norm, Praxis und Transaktionskosten im Diskurs* geht Friedrich Pfeiffer (35–59) besonders auf die Anspannungen im Rheinhandel durch oft willkürliche und über die Maßen belastende Zölle ein. Dass die Hansemitgliedschaft hier notament irgendwelche Vorteile zeitigte, erkennt der Vf. aber an keiner Stelle. Rudolf A. A. Bosch verweist in seinem Beitrag *Infrastruktur, wirtschaftliche Institutionen und Handel zwischen Zuiderszee, Ijssel und Rhein, ca. 1250–1550* (61–82) auf das komplexe Zusammenspiel zwischen landesherrlichen Bestrebungen, städtischen Eliten und Behörden und den Kaufleuten, um aufzuzeigen, wie städtische und landespolitische Wirtschaftsinteressen mit den größeren Handelsströmen über Rhein, Waal und Ijssel zu verknüpfen waren. Das macht Vf.

am speziellen Handel größerer Städte wie Deventer, Zutphen und Arnheim und ihren infrastrukturellen Verbesserungen, um diesen auszubauen, aber v. a. zu halten, deutlich. In einer dezidierten Binnensicht auf den Handel z. B. den mit schweren Weinfässern, stellt er uns die Kräne, die zur Hebung wichtigen technischen Einrichtungen, vor. In Zutphen und Deventer war schon Ende des 14. Jh.s ein Kran im Einsatz. Darüber hinaus wollte er uns mit dem Fischhandel von Harderwijk auf ein ansonsten im Band selten zu findendes Bsp. für die Verzahnung von See-, Land- und Flusshandel (75–78) geben, wobei er schon am Anfang seines Absatzes mit den auf Köln zu kaprizierenden wichtigen Absatzmarkt für Hering aus Schonen und Bergen und damit auch als Stapelmarkt und Distributionspunkt die Erwartungen entsprechend hochhält. Eine richtige Verzahnung mit dem Flussverkehr, dem dicht an der Küste befindlichen Harderwijk mit dem Hinterland wird dann aber nicht wirklich deutlich. Hiermit schließt sich der Kreis der explizit auf den Rhein bezogenen Beiträge.

Auch hier – explizit auf diesen so wichtigen Fluss für Europa bezogen – hätte der Blick bspw. auf die verwendeten Schiffstypen noch einen tieferen Einblick in die Besonderheiten des Flusshandels gegeben und nicht nur aus technischer Sicht. Denn wenn wir bspw. auf den Oberländer als Schiffstyp schauen – den D. Ellmers in seinem Beitrag von 2002 genauso behandelte wie schon K. Schwarz 1928 – dann gerät da nicht nur eines der faszinierendsten mittelalterlichen, originär rheinischen Flussfahrzeuge in Europa allgemein in den Blick, das vorzüglich die geringen Pegelstände im Sommer genauso meisterte wie die Fließgeschwindigkeiten bei der Passage von Stromschnellen, Flussdurchbrüchen und Flussschleifen im Frühling. Mit seiner inständigen Untersuchung hätte man auch aufzeigen können, wie man Technik dazu benutzte, Einfluss auf den Flusshandel zu nehmen, indem diese besonderen, flusstauglichen Allzweckfahrzeuge bspw. Köln nicht passieren durften, um die hinter Köln liegenden und in Konkurrenz zu der Metropole stehenden Städte kurz zu halten. Man kommt eben nicht an der Besprechung der Schiffe vorbei, wenn eine umfassende Sichtweise auf den Flusshandel besonders auf eine in Europa auszumachende Differenziertheit auch durch die verschiedenen Zeiten hansischen Handels gelingen soll. Besonders, was die sich aus naturlandschaftlicher Phänomenologie ergebenen, technosozialen Entwürfe als Antworten auf die Besonderheiten jedes Flusses angeht, hätte eine solche auf die Flussschiffe ausgerichtete Sichtweise die entworfenen Flussbilder wesentlich konturiert.

Um es kurz zu machen: Die Lösung für den HGV wäre in dem auf den Rhein gerichteten Falle recht einfach gewesen. Man hätte nur A. Fimpeler einladen müssen, die diesem Desiderat mit ihrer Expertise auf der Grundlage ihrer exzellenten Studie von 2008 schnell Abhilfe geschaffen hätte. Auch Ulrich Weidinger zeigt in seiner auf die Weser ausgerichteten Abhandlung

Die ‚Schlachten‘ an der Weser: Städtische Häfen als zentrale Bezugspunkte des Flussverkehrs (14.–16. Jahrhundert) (83–103), in seinen Stadtansichten zumeist auf Merian und Hogenberg zurückgreifend, überall Flussschiffe. In seinem Beitrag finden wir die bis auf die in drei Sätzen erwähnten, kiellosten Weserböcke und Kastenschiffe aber kaum näher vorgestellt (91 f.). Als Vf. des Beitrages von 1997 über die Koggen, die bis zum Marktplatz Bremens fuhren, und damit als ausgewiesener Kenner der seeseitigen Perspektive der Stadt, wäre die Beschreibung der Schnittstelle zwischen See- und Flusshandel, resp. wie die Waren von den Koggen und vice versa in die Flussschiffe gelangten, ein besonderes Bsp. der w. o. erwähnten Verzahnung. Doch auch hier erfahren wir von dieser zumindest für Bremen so vorteilhaften Ausgangssituation leider nichts. Die Bildhaftigkeit seines Beitrages, die für florierenden Handel spricht, kann die aus den Quellen sprechende Textnachricht also nicht unterstützen. Die geringen Eckdaten zum Flusshandel sind hier nicht nur aus schlechter Überlieferungslage zu erklären, sondern wohl auch, weil der Weserhandel nie sonderlich an Bedeutung gewann, auch für den hansischen nicht. Interessant ist natürlich die städtebezogene Perspektive, an der Vf. den Handel und die auch damit zusammenhängenden technischen Einrichtungen bespricht, auch wiederum exemplifiziert an den bereits erwähnten Stadtansichten. Nicht nur behinderte die natürliche Lage der Flüsse den Handel, sondern auch die durch Menschenhand geschaffenen Hindernisse wie Wehre und Steinsetzungen begrenzten ihn. Hier wird gut aufgezeigt, wie weit regional konzentrierte Bestrebungen, bspw. durch Wasserstandsregulierungen, um die städtischen Mühlen anzutreiben, in Konkurrenz zu überregionalen Handelsbestrebungen standen. Ohne Stapelrecht konnte so Hameln nur durch Umladegebühren und Niederlagegeld und der den Kaufleuten abgerungenen Verpflichtung, ihre Waren in der Stadt feilzubieten, ihr Stadtsäckel füllen.

Ortwin Pelc informiert uns mit seiner Betrachtung *Die Elbe. Handelsweg vom 13. bis 17. Jahrhundert* (105–124) gleich am Anfang über das große Einzugsgebiet des fast 1.100 km langen Flusses und macht das auch anhand einer Karte deutlich, die insbesondere auf die Wasserscheiden überwindenden Kanäle verweist. Diese hätte er gerne noch mit einer zeitlichen Einordnung ihrer Inbetriebsetzung erweitern können, zumal fast alle Kanäle nach der Hansezeit in Betrieb gingen und der Elbe-Lübeck-Kanal im Kontext zum Thema – wie im Text ja auch von ihm erwähnt – als Stecknitzkanal bezeichnet wird. Vf. geht im Besonderen auch auf die Ost-West-Richtung der die Elbe kreuzenden Landwege ein, die sie erst zu einem weitumspannenden Verkehrsnetz machten. Der Umfang des am Unterlauf nachweisbaren Schiffsverkehrs ab Mitte des 15. Jh.s bis zum Beginn des 16. Jh.s wird sehr übersichtlich anhand der Studie von N. R. Nissen u. a. in Form von Tabellen präsentiert. Leider werden auch hier keine Aussagen zu den Schiffen

selbst, ihre Veränderung über die Zeiten und ihre regionale Einordnung zum fast 1.100 Kilometer langen Fluss gemacht. Sascha Bütow folgt mit seiner Studie über die Oder mit dem Titel *ein schiffrich wasser und des reichs frye strasse. Die Oder als hansischer Verkehrsweg vom 13. bis zum 16. Jahrhundert* (125–153), indem er mit Vermerk auf die unterschiedlich akzentuierten Positionen bisheriger Forschungen darauf abstellt, dass die Oder durch ihre geografische Voraussetzung, Schlesien mit dem märkischen Oderraum und Pommern zu verbinden, durch im Beitrag verschiedenfach bemerkte geopolitische Zusammenhänge, nicht einlösen konnte. War der Verkehr von Schlesien nach Pommern vor der Gründung Frankfurts noch nachweisbar, so gelang in hansischer Zeit nur die Belebung der Fahrstrecke Frankfurt – Stettin, was Breslau vom Verkehr per se ausschloss. Als den Verkehr auf sich ziehender Zentralort agierte Frankfurt, wenn auch die Berliner Kaufleute mit Schwedt, Oderberg, Niederfinow bzw. Eberswald auch andere Umschlagsorte gen Stettin nutzten (135). Dieses klare Urteil wird durch seine Aussagen von durchgehenden Transporten von den Küstenstädten ins hansische Hinterland durch vornehmlich Breslauer Quellen aus dem 14. Jh. relativiert. Der Vf. verdeutlicht, dass „die genannten Zollstellen dennoch die hohe Bedeutung der Schifffahrt auf der Oder und ihren Nebenflüssen bis in die kleinsten Läufe hinein“ beweisen (139). Anders als bspw. bei der Weser konnten auf der Oder die Schifffahrt und die Wassermühlennutzung sinnträchtig vereinbart werden. Ansatzweise erfahren wir auch hier nur über einen rein hansisch determinierten bzw. über das Netzwerk beeinflussten, gar privilegierten Handel, wenn Vf. über den Briefverkehr hansischer Städte spricht, der auf die Beibehaltung der Weinpipengrößen der an der Oder befindlichen Städte einwirken sollte (145).

Nach dem w. o. schon erwähnten Beitrag von R. Domżał, wird mit Niels Petersens Studie *Salz-Wasser. Wasserbau und Schifffahrt im Hinterland zwischen Hamburg, Lübeck und Lüneburg* (165–183) der Blick auf den Verkehr kleinerer Flüsse geworfen, so z. B. den auf der Ilmenau mit Flößen unternommenen Holztransport aus Mecklenburg, aber auch die mit Eichenschiffen gewährleisteteste so wichtige Salzverschiffung aus den Salinen. Dabei nutzt er sehr übersichtliche Karten, so auf S. 170 und 174, die auch die Mühlenstationen und die Kanäle verorten. Insofern bietet er eine auch auf das Einzugsgebiet der Elbe bezogene Perspektive, die die Studie von O. Pelc quasi noch einmal dezidierter vertieft und flankiert. Er geht auch interessanterweise auf die Wasserhaltung und unterschiedlichen Pegelstände ein, die die saisonale Perspektive auf Flussverkehr deutlich macht, die in den anderen Beiträgen so gut wie nicht reproduziert wird. Damit ist auch eine dezidiertere Perspektive auf Wasserbaumaßnahmen – was auch den Abbruch von Mühlen zugunsten der Schifffahrt bedeuten konnte – überhaupt erst verständlich. Hier kommt

Vf. – neben kursorischen Betrachtungen, die er auf den Schaale-Kanal (178) und Alster-Beste-Trave-Kanal wirft (178–182) – natürlich nicht an der Stecknitz und dem 1398 ausgeschürften Stecknitzkanal vorbei, dem er einen eigenen, in seiner Ausführlichkeit von den anderen Schifffahrtsstraßen sich abzeichnenden Absatz widmet (173–178).

Henning Steinführer schließt mit seinem Beitrag über *Die Bedeutung der Oker für den Braunschweiger Fernhandel im Mittelalter* (185–203), die auf kleinere Flüsse konzentrierten Handelsbetrachtungen, dabei bemerkt er auf der Oker schon im 12. Jh. trotz sehr eingeschränkter Quellenlage auch anhand der Forschung von D. Ellmers einen regen Kommerz. Genauer greifbar wird der Handel auf ihr in der zweiten Hälfte des 15. Jh.s (198–203), auch wenn der dann schon eher rückläufig ist, bis er im 16. Jh. fast vollständig zum Erliegen kommt, was der Ausprägung des Braunschweiger Handels auf dem Landweg den Weg eröffnet. Die so wichtige Frage nach der Lage des Braunschweiger Hafens konnte Vf. auch nicht klären helfen und muss wohl weiterhin den Archäologen zur Aufgabe gestellt werden.

Der Band hält damit genau das, was er im Titel verspricht und bietet eine sehr gute Grundlage, um all den Fragen nun nachzugehen, die nicht auf der Konferenz abgehandelt werden konnten. Hierzu gehört die explizite Behandlung der Frage, inwieweit die Begründung der Hanse den Flusshandel beförderte oder gar begrenzte, wie auch die Notwendigkeit, eine mehr technikgeschichtliche Vorstellung vom fluvialen Kommerz zu erhalten, um den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der einzelnen Flüsse noch mehr auf die Spur zu kommen, auch in einer auf ganz Europa komparativen Sichtweise. *M.-J. Sp.*

Einer der als ominös geltenden Schiffstypen des Spätmittelalters meint Niklas Eriksson in seinem Beitrag *The Bellevue Wreck: A Recent Survey of a Large Late Medieval Shipwreck in Dalarö Harbour, Sweden: A Possible Hulk?* (International Journal of Nautical Archaeology 50, Nr. 1, 2021, 116–129) auf die Spur gekommen zu sein. Den hansischen Schriftquellen nach dürfte die Hulk besonders für die Baienfahrt mit Schüttgut, Getreide hin, Salz retour entwickelt worden sein. Sie dürfte damit Verkehrsgrundlage für einen besonders einträglichen hansischen Kommerz gewesen sein, der insbesondere Danzig zu einer ersten Adresse als hansischen Zentralort des ausgehenden Mittelalters machte. Als ominös galt sie in technischer Hinsicht, da man mit diesem Schiffstyp ursprünglich eine stevenlose Bugkonstruktion verband, die ähnlich wie bei Kaffenkähnen des Berliner Umlandes beschaffen war, aber auch durch Green Hill in Bangladesch anhand rezenter Baumerkmale bemerkt und beschrieben wurde.

Das Wrack liegt in der Nähe des Hotels Bellevue, nahe der Ortschaft Dalarö, nach dem es benannt wurde. Es befindet sich somit in der Hauptschifffahrts-

route nach Stockholm, die selbst schon im sog. Waldemars segellid, einer frühmittelalterlichen Segelbeschreibung aus dem Jahre 1230, Erwähnung findet. Die Wrackstelle ist schon seit den 1960er Jahren bekannt und wurde damals eher ins 16. Jh. datiert. Vf. unternahm in den Jahren 2018–2020 nochmalige Tauchgänge. Trotzdem er keine Grabung vornahm, weckten die sichtbaren Konstruktionsdetails, die sich vorrangig auf die gut erhaltene Steuerbordseite beschränkten, in ihm den Eindruck, dass es sich um Reste eines mittelalterlichen Schiffes handeln könnte, zumal die Außenhülle dieser Bordwand geklinkert war.

Vielmehr brachte Vf. die U-Form des ehemals wohl über 8,5 m breiten und über 29 m langen Schiffes, die eine besondere Verstärkung durch vier Querhölzer erfuhr, welche mit starken Kniehölzern an den Bordwänden befestigt waren, auf die Fährte einer Hulk, so wie wir es in Form und Konstruktion zumeist am Wrack mit der Bezeichnung U 34 – ebenfalls als vermeintliche Hulk gehandelt – erkennen konnten, aber inzwischen auch an anderen Wrackstellen ähnlicher Zeitstellung belegt wissen. Auch der Achtersteven weist ähnliche Konstruktionsdetails und Verbindungselemente aus wie das Schiff U 34 aus den Flevolands. Der obere Teil des konvexen Vorstevens – der sich in seiner Formgebung also ganz anders zeigt als der gerade Koggensteven – wurde schon 1964 geborgen, verschwand aber schon wenig später, nachdem ein Mitarbeiter des schwedischen Schiffahrtsmuseums zumindest eine Überblicksprospektion vornehmen und Fotos machen konnte. Frühere und in Zusammenhang mit der Forschung des Vf.s entnommene Dendroproben führten zu keiner brauchbaren Datierung. Ein Wiggle-Matching-Verfahren auf Grundlage einer C14-Radiokarbondatierung lässt in Verbindung mit den Dendrodaten nun vermuten, dass das Schiff um die Zeitenwende zum 16. Jh. im Zeitraum von 1492–1503 gebaut wurde und nach 1523 sank, also in einer ähnlichen Zeit auf Stapel gelegt und gesunken ist wie der schwedische Greif, den wir w. u. besprechen.

Durch die Nutzung von breiten Planken, die mit schmaleren abwechselnd eine nahezu ununterbrochene Innenwegerung ergab, dürfte dieses Schiff für den w. o. benannten Handel prädestiniert gewesen sein, für den Hulks den Quellen nach scheinbar besonders häufig eingesetzt worden waren. In seinem wichtigen und lesenswerten Beitrag hätte man vielleicht noch auf die schwedische Note, resp. den originär skandinavischen Kommerz mit dieser immer noch rätselhaften Schiffsform verweisen können, so berichtet J. Glete über den Einsatz einer großen Hulk die 1455 London erreichte und von dem schwedischen Thronanwärter Karl Knutsson Bonde (1408–1470) bereedert wurde, auch für später lassen sich Hulken im Handel der Natie der Holmfahrer nachweisen. Vf. sieht eine Doppelnutzung als Truppentransporteur und Handelsschiff. Den hansischen Quellen nach nutzte man im kriegerischen

Einsatz die Hulk zu Beginn des 16. Jh.s aber fast ausschließlich nur noch als Proviantsschiff. Interessant wäre, ob spätere Prospektionen den Einsatz als Schüttguttransporter nachweisen könnten. Wenn auch dieser Zusammenhang und damit die Einsatzmöglichkeit des Fahrzeugs im Bericht des Vf.s bis dato keine Erwähnung findet.

Löcher wie wir sie auch am Ebersdorf-Modell erkennen können, leiten den Vf. zu der Annahme, dass das BELLEVUE-Schiff ein Vorderkastell getragen haben könnte. Dies bekräftigt auch sein Siegelstudium von Ewes sorgfältig zusammengetragener Kompilation aus dem Jahr 1972. Hier könnte aber auch eine Galionsfigur befestigt gewesen sein, wie wir es am Studium dieser Kunstgattung erkennen. Im Weiteren setzt er sich mit den bisherigen, durchaus als kontrovers zu bezeichnenden Forschungen zur Hulk auseinander. Hier wäre die Betrachtung von Lehmann und Hoheisel (vgl. HGBll. 134, 2016, 207) in Kritik an der Aussage von D. Ellmers von 1972 über die kennzeichnenden Unterschiede der Hulk zur Kogge durchaus noch instruktiv gewesen, die sich eben nicht allein auf „die stark bogenförmige Vorschiffskonstruktion und das waagerechte Bergholz“ reduzieren lassen, sondern auch das wasserdichte Deck miteinbeziehen, welches für den Transport von Schüttgut, besonders Weizen, essenziell war.

Allgemein hat Vf. mit seinen Betrachtungen weitere Forschungen angeregt und schon jetzt einen wichtigen Baustein zum Puzzle über die rätselhafte Hulk beigetragen. *M.-J. Sp.*

Die archäologische Prospektion des Flaggschiffes des skandinavischen Unionskönigs Johann I. (1455–1513) – besser bekannt als König Hans – die 1495 in den Blekingen gesunkene GRIFFIN oder GRIPSHUNDEN, wurde schon einmal von mir auf der Grundlage der Besprechung einer vielleicht etwas entlegenen Publikation von Niklas Eriksson in der *Marinearkeologisk tidskrift* vorgestellt (vgl. HGBll. 136, 2018, 216). Inzwischen sind zwei weitere Beiträge auf Englisch erschienen, die dieses Wrack mit Sicherheit noch einem größeren Leserkreis auch international bekannt machen dürften, aber vielmehr noch auf die besondere Bedeutung dieses nach südeuropäischen Baumustern ca. 9 m breiten und 35 m langen Schiffes eingehen. Es ist für den hansischen Leserkreis insofern interessant, da es auf die Ablösung hansischer Bauformen und Bautraditionen im ausgehenden Mittelalter verweist. In der allgemeinen Vorstellung des Schiffes *The Danish Griffin: The Wreck of an Early Modern Royal Carvel from 1495* (*International Journal of Nautical Archaeology*, 2022, 1–27), in der wir uns zuerst umschauchen wollen, bezeichnen die beiden Vf. Jonathan Adams und Johan Rönby – beides Professoren für Maritime Archäologie, der eine in Southampton, der andere an der Södertörns högskola in der Nähe Stockholms forschend – den Wrackrest als

„key discovery“, die ihrer Meinung „a Mediterranean approach applied in a northern European context“ wie kein anderer, bisheriger Schiffsfund vorher symbolisiert. Damit ist nichts anderes als die Übernahme der Kraweelbauweise aus dem Mittelmeerraum im ausgehenden Mittelalter gemeint, die wir bis dato in hansischer Geschichtsschreibung gerne und ausschließlich mit dem Erscheinen der PIERRE DE LA ROCHELLE 1462, späterhin in Danzig nach Restaurierung als PETER VON DANZIG in Fahrt gebracht, zusammenbringen. Dieser Beitrag ist vorab digital nunmehr bei Taylor & Francis Online im International Journal for Nautical Archaeology publiziert worden, einem Verlag, der mit dem Mariners Mirror auch die vielleicht weltweit bekannteste Zeitschrift für Maritime Geschichte veröffentlicht und seit 2019 nunmehr auch dieses Journal herausgibt.

Gleich zu Beginn sei eine Zeitangabe in HGBll. 136 korrigiert, denn nicht, wie dort auf S. 216 angegeben, wurde das Wrack schon 2001 entdeckt, sondern bereits viel früher im Jahr 1971 durch lokale Taucher. Der Historiker I. Sjöblom vermutete schon 1997, dass dieses Wrack die Überreste der 1495 gescheiterten GRIBSHUNDEN sein könnte, ein Schiff, deren wirklicher Name wahrscheinlich nur GRIFUN, also GREIF war. Vorhergehende Untersuchungen brachten nicht nur Dinge des täglichen Bedarfs – angeblich hat König Hans hier sein „best Fatabur“, also seine besten Haushaltsgegenstände, verloren – sondern auch Artefakte zum Vorschein, die eindeutig weiblichen Passagieren, ja sogar Kindern zuzuordnen sind. Neben diesen profanen Dingen weisen elf Bocklafetten, aber auch Reste von Armbrüsten und eine Handfeuerwaffe auf ein armiertes Schiff hin. Letztere markiert nach Vf. den Übergang vom mittelalterlichen Kriegsgeschehen zu jenen Methoden, die wir anhand von neuer Kriegstechnik in der Frühen Neuzeit eingesetzt sehen. Dass es sich bei diesem prospektierten Wrackrest um ein größeres Schiff handelte, dürfte ihrer Meinung nach auch an der Dimension der Welle eines Gangspills ablesbar sein.

Nach dendrochronologischer Untersuchung ist die Eiche des ca. 30 m langen, kraweel beplankten Dreimasters im Winter 1482/83 auf der Nordseite der Ardennen im Einzugsgebiet der Maas geschlagen worden.

Dieses, ihrer Meinung nach „nordeuropäische Derivat“ südeuropäischer Bautraditionen bringt uns in Sachkultur nun das nahe, was wir mit Philipp von Burgund als Herzog von Flandern erkennen, und zwar als Verpflichtung eines portugiesischen Schiffbauers eine Nao und ein Kraweel für ihn in Brüssel im Jahr 1439 zu bauen, als schriftlichen Nachweis in diesen Teil Europas verortet sehen. Hier bezieht man sich auf A. Wegener Sleswijks Beitrag, wobei J. Paviot und É. Rieth in ihrem Aufsatz von 1988 schon im Jahr 1438 vom Bau zweier Kraweele für Philipp berichten.

Wir sehen an diesem Beitrag auch sehr gut, wie damaliges Netzwerken funktionierte, hielt sich doch Christian I. 1476 mehrere Monate in Brüssel

auf, bevor er über die Niederlande wieder nach Dänemark zurückkehrte. In Hinsicht der Analogien des iberischen Schiffbaus sind die Bemerkungen von R. Barker über die „Curiosities in Iberian shipbuilding, and the confused cog“ von 2017 sicherlich in weiterführenden Forschungen zu den „nordeuropäischen Derivaten“ von Interesse.

Um auf die konstruktiven Reste des Schiffskörpers nun direkt einzugehen, wird uns hier eine Art Mikado-Situation des Schiffesrestes präsentiert, die eine umfassende Prospektion in dem eng gesteckten Zeitrahmen unmöglich machte. Der Zerstörungsgrad und die unübersichtliche Lage dürften sich v. a. durch die aus schriftlichen Quellen ableitbaren Bergungsversuche, die schon im Jahr 1560 unternommen wurden, erklären. Sie zogen die Schiffskonstruktion in Mitleidenschaft und waren wohl auch dafür verantwortlich, dass bestimmte Decksträger nicht mehr auffindbar sind. Immerhin ließ sich der Achterbereich des Schiffes noch im Verbund erschließen. Hier finden sich nicht nur die mit dem Kiel immer noch verbundenen Heckpiekstücke, die das scharf geschnittene Achterschiff determinieren, sondern auch das unweit von ihnen aufgefundene, 6,5 m lange Ruder nebst teilweise erhaltener Pinne. Auch ein 4 m Rest des konvex geführten Vorderstevens ließ sich entdecken und verweist in seiner Form auf ähnlich große Schiffe, die sich als archäologischer Rest erhalten haben. Wahrscheinlich hat das Schiff ein eher dreieckiges Vorderkastell getragen, wie wir es auf dem Bild von Vittore Carpaccio von 1490 dargestellt sehen, das auch per se die Größenverhältnisse und Erscheinungsform der GRIFUN in gleicher Zeitstellung spiegelt. Interessant ist auch an diesem Schiffesrest, wie beim w. o. besprochenen BELLEVUE-Wrack, die passgenau gefertigte Innenwegerung, eine Innenbeplankung, die das Innenschiff fugenarm auskleidete, ähnlich, wie wir es auch am MUKRAN-Wrack erkennen können. Im Gegensatz zum BELLEVUE-Wrack wird hier aber kein konstruktiver Bezug zu evtl. vorrangig transportierter Ladung, evtl. Schüttgut hergestellt, wie wir auch allgemein keine eindeutige Stellungnahme finden, ob das Schiff auch als Handelssegler eingesetzt war. Billig kann die Infahrtbringung des Fahrzeugs, insbesondere zu rein militärischen Zwecken, für den König wohl aber nicht gewesen sein.

Da man hier nun die seltene Möglichkeit einer direkten namentlichen Ansprache für einen derart bedeutenden Wrackrest hat, nutzen die beiden Vff. diese auch für eine tiefere, aber durchaus nuancierte, historische Einordnung in das skandinavische Machtgefüge der in Auflösung befindlichen Kalmarer Union, aber auch für einen weiterführend europäisch-geopolitischen Bezug.

Ein Fund dieses Schiffes wird in den Forscherkreisen mit Sicherheit besondere Aufmerksamkeit finden: die Galionsfigur der GRIFUN, eine Art Drachenkopf, der etwas im Maul hat. Das Autorenkollektiv sieht das Wappen der Sforza Familie, das *biscione* als ihr bildhaftes Vorbild, zumal die Eltern des königlichen

Eigners die Sforzas auf ihrer Reise nach Italien trafen. Für den an hansischer Schiffahrtsgeschichte interessierten Leser dürfte dieser Fund besonders auch dadurch interessant sein, weil auch durch ihn eine Art Paradigmenwechsel in der Symbolhaftigkeit von Schiffen nachweisbar wird. M.-J. Sp.

Insofern wollen wir hier anhand dieser Galionsfigur nicht nur mit *Figureheads and Symbolism Between the Medieval and the Modern: The ship Griffin or Gribshunden, one of the last Sea Serpents?* (The Mariner's Mirror 106, Nr. 3, 2020) auf einen weiteren Beitrag von Niklas Eriksson verweisen, sondern auch auf den Band *Imagery of the Sea. Figureheads and Symbols* (hg. von Kurt Almqvist und Svante Helmbäck Tirén, Stockholm 2019, Bokförlaget Stolpe, 262 S.) eingehen, der schwedische Galionsfiguren, insbesondere aus schiffsarchäologischen Grabungen allgemein vorstellt.

Schauen wir zuerst auf den Beitrag Erikssons im Mariner's Mirror und im Vergleich auf die von Ewe 1972 beispielhaft kompilierten Siegel der Hansestädte, resp. der dort uns symbolhaft entgegretenden Schiffsabbildungen, so erkennen wir, dass den Koggen scheinbar diese Symbolhaftigkeit und damit auch der Prestigecharakter – zumindest was die Galionsfiguren angeht – vielleicht durch Konzentration auf wirtschaftlichen Pragmatismus verlustig gegangen ist. Mit den vom skandinavischen Forscherteam um Rönby und Eriksson nun 2019 entdeckten Drachenkopf, der GRIFUN, erscheint eine vendelzeitliche Reminiszenz dieser Figuren nachweisbar, die uns nun auch erstmals am Schiffsrest selbst bewusst wird, was wir ansonsten nur anhand bild- oder modellhaften Ausdruck, so bspw. am bekannten Schlüsselfeldmodell erkennen können. Vf. geht auf diese Traditionslinie ein, konzentriert sich aber hier eher auf die wikingerzeitlichen Abschnitte der Schiffahrtsgeschichte, die sich – auf Elchköpfe reduziert – eigentlich, wie w. o. bezeichnet sogar bis ins Neolithikum im Ostseeraum zurückverfolgen lassen. Soweit geht er jedoch in diesem Beitrag nicht zurück, verweist aber auf die Traditionen in der altnordischen Literatur, beispielhaft an der legendenhaften Segelregatta der beiden Halbbrüder Olav und Harald Hardråde, wobei er hier den Bezug zur bildhaften Ausschmückung und der Namensgebung herstellt. Hier wäre der Bezug zur Arbeit von W. Vogel, „Die Namen der Schiffe im Spiegel von Volks- und Zeitcharakter“ von 1912, sicherlich noch instruktiv gewesen, um gerade auf die Forschungsfrage zu verweisen, die eng mit dieser Emblemik zusammenhängt, nämlich die, warum diese lange, vom Neolithikum über die Bronzezeit hin zur Wikingerzeit nachweisbare Tradition des Führens von Galionsfiguren als Bugzier in der Hansezeit bei den über 300 Jahre omnipräsenten Koggen scheinbar verloren geht.

In seiner Betrachtung von der Wikingerzeit bis ins 17. Jh. sieht er die skulpturale Evolution dieser Figuren motivisch als auch semiotisch in drei Phasen

vollziehen. Die erste lässt das sich quasi spiegelnde Bugmotiv am Achterstegen wiedererkennen, was den wikingerzeitlichen Schiffen in der allegorischen Repetition von Kopf und Schwanz eine animalische Form verleiht. Die zweite findet er im Mittelalter unterhalb des Vorderkastells ausgeprägt. Im Hoch und Mittelalter sieht er diese Symbolhaftigkeit verschwinden, für das er u. a. die Einführung des Christentums verantwortlich macht, aber auch funktionale oder technische Gründe erkennt, ohne auf diese näher einzugehen, deren tiefere Betrachtung er zukünftiger Forschung anheimstellt. In der frühneuzeitlichen dritten Phase erkennt er nun einen Sujetwechsel vom Drachen zu löwenartigen Verzierungen als Bugzier. Im Mittelalter ist der Greif allerdings christologisch oder besser eschatologisch bestimmt, als Sinnbild des über Himmel und Erde bestimmenden Christus und als Wächter und Schutzwesen, wobei diese Emblematisierung in den Bestarien andere Tiere und den Menschen überwindet. Der Greif ist also keinesfalls der Bildgeschichte abhandengekommen. Die Tatsache, warum keinerlei Galion den Bug einer Kogge ziert – was durch Vf. nicht weiter problematisiert wird – muss also andere Gründe haben. Nach Ingeborg Flagges Dissertation über den Greif hat ein solcher schon den Bug eines Sonnen- und Totenschiffes in der 18. ägyptischen Dynastie geschmückt, geht also schiffahrtsgeschichtlich noch weiter zurück, als es der Vf. erkennt.

Im Ausgang kommt Vf. noch einmal auf die Bedeutung des menschenverschluckenden Drachenkopfes des Greifs zu sprechen. In diesem Beitrag hatte der Vf. wohl noch keine Kenntnis vom Sforza-Wappen, das nach Meinung von Adams und Rönby wahrscheinlich das konkrete Vorbild für die Galionsfigur des GRIFUN gewesen war, zumal der schreiende Kopf im Maul des Untiers sehr augenscheinlich darauf hindeutet. Nach diesem Autorenkollektiv dürfte die Bedeutung der Galionsfigur in der Abschreckung liegen, wobei man das Motiv auch in der Dämonenabwehr nicht völlig außer Acht lassen sollte. Wenn wir uns alte Seekarten vor Augen führen, wissen wir, wie sich die Seefahrer die Bewohner der Meere vorstellten. Wir dürfen ihre Bedeutung also vielleicht auch im Sinne der Gargoyles, die als Wasserspeier der Gotteshäuser in ihrer Figürlichkeit die Wetterdämonen abwehren sollten, im Sinne einer *similia similibus curantur* (Gleiches wird durch Gleiches geteilt) wiederfinden, und schlechtes Wetter dürfte auch die GRIFUN in ihrer doch wahrscheinlich für diese Periode langen Fahrtzeit gekannt haben.

M.-J. Sp.

Auch wissenschaftlich verlegte Bücher können schön sein! Wir wissen, dass man dann eher von Ausnahmen spricht. Oft haben wir bebilderte Aufsatzbände vor Augen, bei denen man nicht genau weiß, ob man beim Studium der Beiträge vielleicht die falsche Brille aufhat und wenn das geklärt ist, sich

fragt, warum sie überhaupt bebildert wurden, vom Schriftsatz, Spalten- und Seitenumbruch etc. ganz zu schweigen. Wenn Rz. aber hier von Schönheit spricht, dann ist von einer bibliophilen Ästhetik die Rede, die das Buch in seiner gesamten Erscheinung im Auge hat. Es sei gleich vorweg bemerkt, dass wir hier einerseits nicht von in Leder gebundenen Werken, gedruckt auf Büttenpapier reden und andererseits auch nicht von Literatur der Physik und Mathematik, bei der es um gut lesbare Formeln geht, sondern von Drucken im Bereich der Kulturwissenschaften, wo der Druck an sich auch eine Kulturleistung sein kann oder er dieser zumindest als Anspruch folgen sollte. Schönheit – auch das sei hier einschränkend vorausgestellt – liegt bekanntlich im Auge des Betrachters, und insofern ist es sicherlich auch hier nur die persönliche Meinung des Rz., wenn er auch bei der ihm hier vorliegenden Publikation wiederum, wie auch schon anderweitig bei Besprechungen von skandinavischen Sachbüchern in der HU feststellen muss, dass es in genere den nordischen Verlagen – auch trotz immer höher werdender Druckkosten – besser gelingt, ein auch schönes wissenschaftliches Werk zu drucken, als wir es oft hierzulande bemerken. Davon wird die Leserschaft mit großer Sicherheit überzeugt sein, wenn sie das von Kurt Almqvist und Svante Helmbäck Tirén herausgegebene Buch *Imagery of the Sea, Figureheads and Symbols* (Stockholm 2019, Bokförlaget Stolpe, 262 S.) das erste Mal in der Hand hält. Die Ästhetik des Bandes unterstützt hierbei einen honoren Zweck der Finanziere des Buches, der Axel and Margaret Ax:son Johnson Stiftung, die schwedische Wissenschaftsergebnisse allgemein verständlich und wie wir an dem Bsp. erkennen, auch über die ihr innewohnende Ästhetik der allgemein interessierten Öffentlichkeit nahezubringen versucht. Dem Titel folgend, stellte sie das vor keine allzu großen Hürden. Zur Teilnahme an diesem Projekt musste die Stiftung wohl nicht lange überredet werden, denn sie präsentiert hier auch die persönliche Sammlung des Stiftungsgründers und Mäzens Axel Johnson, die diese 1938 von der ursprünglichen Sammlungsbegründerin, der Andersen Familie übernahm. Grundlage des Buches sind deren 32 Galionsfiguren, auch bekannt als Skagen Collection, die auf Ludvig Emil Andersen zurückgeht, der als Hotelier dort wirkte und die Figuren auf Wrackauktionen ankauft, um sie später in seinem Hotel zu präsentieren, wie uns Svante Helmbäck Tirén in seinem Vorwort und in seinem Beitrag *The Figureheads at Engelsberg* (15 f.) unterrichtet.

Dass die Stiftung sich auch an eine weltweite Leserschaft wendet, erkennt man an der Abfassung des Textes in Englisch. Auf den hier nun publik gemachten Sammlungsgegenstand abstellend, dürfte es den Hgg. also nicht sonderlich schwergefallen sein, allgemeines Interesse zu wecken, denn Gefallen und Eindruck machten die Galionsfiguren wohl zu jeder Zeit, auch auf die Landratten und maritimen Themen ansonsten eher entfernt stehende Leserschaft.

Nicht von ungefähr präsentieren sie doch in ihrer Darstellungskraft und -art die ganze Bandbreite der Welt der Sagas und Mythologie und sind aber auch und darüber hinaus, wie Annika Bünz in ihrem Beitrag *The Figurehead's Adventures through Time and Space* (173–184) explizit herausstellt, eng mit dem Meer in seiner femininen Rezeption verhaftet, denn die meisten Galionsfiguren zeigen Frauenkörper.

Dabei verweist sie auf deren Hochzeit, die mit den Mehrmastern begann und mit der Segelschiffära endete und darüber hinaus auf die Tatsache, dass diese *grand narratives* in Museumssammlungen nicht als *neutral memory media* verstanden werden können, sondern immer einer individuellen Interpretation unterliegen. Hierzu wird der Leser durch ihre großformatige Reproduktion auch explizit animiert. Dabei geht Vf.in auf die Vielzahl bisheriger Veröffentlichungen dieser in der Regel hölzernen Schnitzwerke ein und beweist damit, dass diese Art von Skulpturen sich seit jeher auch einer besonderen Forschersympathie erfreuen. Aber auch hier hätte sie, in Verweis auf D. Cordingly, über die auch ihm ebenfalls nicht ins Sinnfeld fallende Frage reflektieren müssen, warum die Hanseschiffe eine solche Bugzier vermissen lassen und inwiefern diese Figürlichkeit mit einem Selbstverständnis bestimmter Sozietäten und damit ihrer Identitätsbilder zusammengeht. Zumindest unterbricht diese so wichtige Epoche maritimer Handelsaktivitäten die linear dargestellte Tradition der Anbringung derartiger Figuren am Vordersteven, es sei denn, das Loch am Vorsteven des Ebersdorfer-Modell kann eben doch auf die Anbringung einer solchen Figur verweisen.

Einige der erwähnten Skagen Figuren, welche 2018 vom Maritiman Museum in Göteborg nach Engelsberg in die dortigen Ironworks zogen, konnten ihren Schiffen wieder zugeordnet werden, bei anderen steht dies noch aus. Wirft man einen Blick auf ihre farbenfrohe Figürlichkeit, so kann sie nur in einem Buch präsentiert werden, das wie dieses, das richtige Format dafür bietet. So sind die ersten 172 Seiten der ganzseitig bildhaften Inszenierung, der ansonsten über ihre Skulpturalität auf uns wirkenden Figuren vorbehalten, wie bspw. der Abbildung einer weiblichen Galionsfigur, die seinerzeit schon K. Blixen 1942 zur Abfassung ihrer Kurzgeschichte „Peter and Rosa“ im w. o. erwähnten Andersen Hotel bei einem Besuch inspirierte. Da spart man kein Papier! Mit anderen Worten findet sich da auch schon einmal eine unbedruckte Schwarzseite, die ansonsten der Galionsfigur den Fond gibt (71). Auch findet sich auf der dem Druck gegenüberliegenden Seite manchmal nur die Abbildungsüberschrift. Man hat also weder Mühe noch Geld gespart, die den Schiffen identitätsverleihenden Skulpturen ins rechte fotografische Licht einer gedruckten, großformatigen Zweidimensionalität zu rücken. Vielleicht hätte ein wenig mehr des Ersteren zu einer effizienteren, die gegenwärtige Lage des Buchmarktes vor Augen auch nachhaltigeren, Platz und Seiten sparenden

Perspektive führen können. Aber bei den beeindruckenden, großformatigen Bildern in Vierfarbdruck von Ola Torkelsson, die mehr als die Hälfte der Seiten des Buches insgesamt ausmachen und dazu auch noch das persönliche Sammlungsoeuvre des Finanziers spiegeln, sollte man hier nicht jede Seite zählen. Per se handelt es sich bei den unkommentierten Bildern und einem Buch mit Fadenheftung, goldenen Kapitalbändchen und motivisch bedruckten Vorderschnitt ja eher um einen Bildband, der damit wohl auch ein passanter Vermächtnis von Axel Johnson gereichen sollte. Mit der galionsfigürlichen Einprägung auf dem blaudunkel gehaltenen Cover gewinnt der Band darüber hinaus auch eine haptische Qualität, die der ursprünglichen Körperhaftigkeit der Objekte noch näherkommt. Natürlich hätte man sich hier einen dezidierten Einblick in die Sammlung selbst gewünscht, vielleicht auch im Sinne eines Kataloges, den es hinsichtlich der Skagen Sammlung m. E. bislang nur von O. Lisberg Jensen gibt. Insofern macht der Band auch Lust auf mehr und versteht sich somit wohl auch als Appetizer.

Die zumindest allgemeine Vorstellung der Skagen Sammlung geht im Buch einher mit der Besprechung von Galionsfiguren, die die Hochzeit schwedischer Großmacht, resp. das 16. und 17. Jh. im Fokus haben und gleichzeitig auch die großen Errungenschaften schwedischer Schiffsarchäologie der letzten Dekaden. Um auf diese Flottenära besser einzustimmen, führt uns Leos Müller in die mit dem Meer verbundene schwedische Lebensperspektive mit seiner Betrachtung *Sweden and the Sea – from the 16th Century to the present day* (191–199) ein und erkennt, wie damals schon J. Glete, die Ostsee als Brücke und Bollwerk Schwedens zu seinen vis-à-vis dieses intrakontinentalen Mittelmeeres gelegenen Nachbarländern gleichermaßen. Wenn wir also durch dieses avisierte Zeitfenster schauen und mit anderen Worten von der Vasazeit reden, so kommen wir bei der im Fokus stehenden Gegenständlichkeit nicht an dem maritimen Referenzobjekt dieser Zeit, der 1628 im Hafen von Stockholm auf ihrer Jungfernfahrt gesunkenen VASA und ihrer Ornamentik vorbei, die uns Fred Hocker – der Forschungsdirektor des Vasamuseums – noch einmal nach H. Soops eingehender Betrachtung der Vasa-Skulpturen von 1986 Revue passieren lässt. Auch anhand eindrucksvoller Reproduktion unterzieht er sie unter dem Titel *Vasa – the metaphysical ship* (233–243) zumindest einer hier kondensierten kulturhistorischen Betrachtung, deren bildende Kunst ihm nach vorrangig unter dem Eindruck einer „reinforce Gustav Adolf’s claim to the Swedish crone“ (236) stand.

Diese zuerst nur auf den Vordersteven beschränkte horizontale, aber durchaus auch vertikale Bugzier, wie wir sie als eine solche Stevenverlängerung sehr schön beim Mataró-Modell aus dem 15. Jh. erkennen, kommt im Ostseeraum in der uns hier vorgestellten, horizontalen Form zuallererst mit den Mehrmastern im 15. Jh. in Fahrt. Das bereits w. o. bezeichnete *The Danish*

Monster, das uns Johan Rönby vorstellt (199–211), macht das auch durch die großformatigen Bilder, der hier nochmals vorgestellten Betrachtung sehr beeindruckend beispielhaft. Verwiesen werden sollte bei der langen Geschichte von dieser hier noch furchteinflößenden Bugzier noch einmal darauf, dass wir im Ostseeraum, wie w. o. bereits herausgestellt, selbst schon im Neolithikum mit den vielleicht nur zeitweise angebrachten Elchköpfen (Nationalmuseum Finnland) am Steven auf eine sehr lange Tradition abstellen können. Damit folgt diese Emblematisierung also ganz unterschiedlichen Ansätzen und Motiven: über ein gutes Omen für die Jagd oder gar das versuchte Anschleichen durch Tarnung des Bootes, über die Abschreckung von Dämonen oder Seeräubern, die Querverweise in Saga und Mystik bis zu profanen Attitüden einer persönlichen Identifikation mit dem Seefahrzeug. Diese Betrachtung führt dann zu ganz individuellen Interpretationen einer Identifizierung, die diesen Schnitzwerken und damit sicherlich auch den Schiffen in ihrem künstlerischen Ausdruck eine über die Zeit spezifische Authentizität gab und ihr damit in der Verallgemeinerung auch zu einer eigenen Einteilung in künstlerische Epochen verhalf. Sie sind damit auch Projektionsbild einer gesellschaftlichen Verquickung von Land und Meer, ein Ansatz, den man im Band als auch im oben besprochenen Beitrag von N. Eriksson etwas strukturierter und differenzierter hätte herausarbeiten können.

Mit dem *Danish Monster* ist sicherlich weltweit eines der ganz besonderen, wenn nicht einmaligen Stücke dieser bildenden Kunst der Abschreckung auf uns gekommen, das wir hier noch einmal eindrucksvoll großformatig reproduziert sehen.

Auf die hohe Kunst des Schnitzens dieser Bugzierden kommt Lars Einarsson, der langjährige Ausgräber der Kronan mit seinem Beitrag *The Royal Ship Kronan – Palace and War Machine* (211–223) zu sprechen. Die Glorifizierung von königlicher Macht und Führerschaft, die in den entsprechenden Insignien, resp. Regalien des Standes demonstrativ wurden, fanden ihre variantenreiche Reproduktion nicht nur in den öffentlichen Gebäuden und Kirchen, sondern nun auch an den Flaggschiffen der Könige, mit denen diese Symbolhaftigkeit nun als Werbeträger gezielt mobil gemacht wurde. Allgemein konstatiert, ging damit auch ein Stück Idealismus auf die Fahrt, wie Vf. hervorhebt. Die Codierung der Königsherrschaft und damit dieser großen Zeit Schwedens zeigt sich auch hier, wie an der VASA ebenda, in einer die Schiffsseiten geradezu überbordenden Ornamentik und Emblematisierung und somit auch quantitativ in einer so nie vorher bemerkten Art und Weise. Im Aufsatzteil machen die großformatigen Bilder das mehr als beispielhaft. Seit Anders Franzén 1980 das explodierte Schiff sechs Kilometer östlich von Öland in 27 m Wassertiefe entdeckte, konnten der Ausgräber und sein Team mehr als 500 Skulpturen vom Wrack abbergen.

Insofern kann man auch in der kunstgeschichtlichen Betrachtung erkennen, welcher Schatz mit der Entwicklung der Schiffsarchäologie als vollwertige Wissenschaftsdisziplin – die sich hier also ganz eigenständig neben Kunst- und Geschichtswissenschaft präsentiert – gehoben werden kann, die nun diese Traditionsfächer geisteswissenschaftlichen Forschens quasi im Rückverweis mehr als bereichert. Das wird auch im Beitrag *Between Lion Figureheads and Lions of Fashion*, des w. o. bereits vorgestellten Niklas Eriksson überdeutlich, der mit seinem Beitrag hier nun auf Forschungsergebnisse verweist, die nicht vordergründig mit Schwedens Hochzeit maritimer Expansion zusammengehen, sondern eher auf die der Zeven Provinzen verweisen und somit auf das Goldene Zeitalter niederländischer Flotten im Ostseeraum abstellen, von denen besondere, ja geradezu ihrem Erhaltungsstand einmalige Relikte sich als Wracks in schwedischen Gewässern erhalten haben. Er zeigt auf, wie wichtig diese Ornamentik für die Identität des Schiffes und damit auch seiner Seeleute war, Menschen, die oft nicht einmal ihren Namen schreiben konnten. Sie schufen damit oftmals einen direkten ideologischen Bezug zur Religion und ihrer immobilen Entsprechung: der Ausschmückung in den Kirchen. *The Dutch Stil* wird somit auch in der Ornamentik verständlich, aber auch sichtbar durch die Abzeichnungen, die Vf. selbst vornahm. Mit RIKSÄPPLET kommt er dann sogar mit dem Schiffbauer Sheldon auf den englischen Einfluss in Schweden zu sprechen, der sich auch in einer differenzierten Figürlichkeit zeigt. Im gewissen Sinne zusammenfassend und den Band abschließend geht Ingrid Ulfstedt auf die *Vessel Ornaments in Stockholm's Maritime Museum Collections* ein (243–253). Im Prinzip geht es um Stücke aus zwei ehemaligen Sammlungen des Museums, welche die Zeit des 18. und 19. Jh.s reflektiert und damit auf eine Zeit verweist, in der Schiffe ihres Prestigecharakters zum großen Teil verlustig gehen und in ihrer Konstruktion, Takelage und dann natürlich auch Ausschmückung eher wieder einem spartanischen Pragmatismus folgen, der vergleichsweise ja auch dem hansischen Schiffbau und der Schiffahrt en gros immer eigen war. Im Prinzip kann man die Ornamentik zwei stilistischen Gruppen zuordnen, wobei die Kriegsschiffe, als eine dieser Gruppe, eher einem symbolhaften Charakter folgen. Die Handelssegler projizieren in ihrer Ikonologie eher eine dekorative Entsprechung und wenn überhaupt, dann zuvorderst ein persönliches Narrativ des Eigners oder Kapitäns. Besondere Stücke der Sammlung, so eines, welches eine Pyramide darstellt, auf deren Spitze die Flügel von Hermes aus dem Schnitzwerk herausgearbeitet worden sind, dürften als Heckzier gearbeitet worden sein. In ihrer auf die Stücke ausgerichteten Werkstattperspektive geht sie auf die Arbeiten von J. Törnström und seine künstlerische Zusammenarbeit mit F. H. Chapman in Karlskrona ein, macht aber auch auf andere Schulen, z. B. die von J. E. Rehn und seiner schwedischen Adaption von Klassizismus als Professor der Königlichen

Akademie für Malerei und Bildhauerei im ausgehenden 18. Jh. aufmerksam. Ein Referenzapparat mit bezugnehmender Literatur, die auch eigene Studien der Leser ermöglicht, sowie ein Index sorgen für dezidierten und schnellen Zugang gleichermaßen. Ein Buch, das in keiner maritim sortierten Bibliothek fehlen sollte.

M.-J. Sp.

Wenn wir in vorhergehender Besprechung auf nordeuropäische Derivate südeuropäischer Schiffbautraditionen verwiesen, dann ist in diesem Prozess der technischen Akkulturation natürlich der wirtschaftliche Verkehr mit Iberia und den mittelmeerischen Regionen eine wesentliche Grundlage. In Hinsicht des hansischen Kommerz' und der Entwicklung des hansischen Wirtschaftswesens überhaupt wissen wir um die iberischen und damit auch mittelmeerischen Verbindungen, nicht nur durch Nachrichten von der *venedischen Selskap*, sondern gerade das Quellenstudium H. Kellenbenz' hat aufgezeigt, wie weit der Verkehr mit Iberia im 15. und 16. Jh. sich auch im hansischen Seeverkehr intensiviert. Insofern ist es sinnhaft, den Zwischenbericht des ForSEADiscovery-Projektes, das die seegehenden Handlungen von Iberia aus mit dem Rest der Welt anhand der Verschränkung von Studien in Geschichte, Unterwasserarchäologie, Holzwissenschaft und Geoinformatik darstellt, mit den Bänden 1 und 2 hier vorzustellen. Dieses in gegenständlicher Qualität unter dem Titel *Heritage and the Sea. Volume 1: Maritime History and Archaeology of the Global Iberian World (15th–18th centuries)* hg. von Ana Crespo Solana, Filipe Castro und Nigel Nayling, (Cham 2022, Springer, 373 S., Vol. 2: gleicher Titel, 348 S.) gibt es im gleichen Verlag auch als E-Book. Dieses Projekt, das neben Spanien, Portugal, England und über einen der Hg. Filipe Castro – als Nachfolger von J. R. Steffy auf den Direktoren Posten des nach ihm benannten Schiffsrekonstruktionslabors der Texas A&M Universität – auch die USA einbeziehende Projekt ist deshalb auch besonders erwähnenswert, da es trotz der ganz großen, transkontinentalen Zusammenhänge eben auch den kulturland- und naturlandschaftlichen Synapsen als Grundlage eines derartigen Kontinente verbindenden Konnex nachspürt, notament der materiellen Basis des seegehenden Verkehrs: dem Schiffbauholz im Besonderen.

In dem die Projektintentionen vorstellenden Beitrag *Remains of the Shipwreck: An Introduction to the Iberian Maritime and Underwater Landscape* (1–8) gehen die Projektleiter Ana Crespo Solana und Filipe Castro dem Verhältnis des sprunghaften Anstieges von Schiffskapazitäten im 16. und 17. Jh. und dem Materialaufkommen und seiner Beschaffung nach und verweisen auf die Perspektiven des Kontinente verbindenden Projektes. Die neuen Entdeckungen brachten auch im Schiffbau revolutionäre Veränderungen mit sich, nicht nur was die Anzahl der infahrtgebrachten Schiffe angeht, sondern

auch deren Schiffsgrößen und Bauarten. Bevor man diese Entwicklung auch in Einklang mit den Ressourcen brachte, sich gar einer waldschonenden, nachhaltigen Bewirtschaftung bewusst wurde und zuwandte, waren die Wälder von der zügellosen und unkontrollierten Entnahme von Holz zum Bau, zur Veredlung von Rohmaterial oder ganz simpel als Wärmequelle des häuslichen Herdes schon geschwächt. Die erst im 18. Jh. greifbaren Regularien, resp. Beschränkungen konnten den Raubbau nur ansatzweise korrigieren.

Der erste inhaltliche Beitrag von Ana Crespo Solana beschreibt den Atlantik überwindenden Handelsverkehr *Life and Death in the Spanish Carrera de Indias: Ships, Merchants, Cargoes, and Routes* (29–56) in eher sozialkritischem Duktus, einen Kommerz, der seinem Wesen nach durchaus systemische Parallelen zum hansischen Linienverkehr in die Baien zeitigt. Sie will damit den wirtschaftshistorisch interessierten Leser auf die kommerziellen Zusammenhänge der Carrera de Indias (bei uns zumeist als Silberflotten vermerkt) aufmerksam machen, die ja ohne die Untersuchungen der Casa de la Contratación zuerst von Sevilla, späterhin von Cádiz wirkend, aber auch ohne das portugiesische Pendant, der aus Lissabon wirkenden Casa da Índia, nicht auskommt. Es ist immer wieder erstaunlich, dass dabei deutsche Literatur, die wir als Grundlage ansehen, in internationaler Betrachtung keine Reflektion erfährt, so wie hier die Monografie von Ch. Kirsch (Die Carrera de Indias. Cádiz und der spanische Atlantik) über diesen atlantischen Linienverkehr der Silberflotten von 2013, der ja insbesondere den frühkapitalistischen Unternehmensformen nachgeht. Die Beiträge 4 bis 6 gehen auf die iberischen Schiffbautraditionen ein, die, wie w. o. aufgezeigt, die hansischen im Ausgang des Mittelalters mit Mehrmastigkeit, Kraweelbau etc. durch Schiffstypen wie Karavellen und Galeonen stark beeinflussten. Filipe Castro, Marijo Gauthier-Bérubé und Miguel Martins folgen mit ihrem Beitrag *Iberian Ships of the Early Modern Period* (57–72) damit den unterschiedlichen Einflüssen, die auf den iberischen Schiffbau wirkten. Sogar arabische Schiffbautraditionen der Moscharaber auf Iberia im 8. Jh. sehen sie als wahrscheinlich an. Mit Verweis auf den Beitrag von O. Lixa Filgueiras von 1980 gehen sie sogar bis auf germanische Schiffbautraditionen der Sueben in Galicien im 5. Jh. zurück. Auch hier geht es eher um Vermutungen als um Beweise. Unstrittig sind dagegen die italienischen Einflüsse, die sie beispielhaft zitieren. In diesem Sinne hätte man noch auf R. Barkers Beitrag über die „Curiosities in Iberian shipbuilding, and the confused cog“ von 2017 verweisen sollen, der schiffbauliche Details aus Nordeuropa anführt, die Eingang in den portugiesischen Schiffbau genommen haben könnten. In ihrem Beitrag *Ship Types in Portugal and Spain* (73–108) geben Filipe Castro und José Virgílio Pissarra einen guten Überblick über die Schiffstypologie, resp. die Bezeichnungen und ihre Nachweise im Schrifttum, da sich Ikonografie

ihrer Meinung nach erst ab ca. 1500 abzeichnet. Besonders interessant ist der Verweis auf das Gracia-Amat-Dokument aus der Mitte des 15. Jh.s als erster schriftlicher Nachweis eines Heckruders (78 f.), welches wir ja in unserem Kulturkreis im 12. Jh. erstmals in Dänemark nachweisen. Die nordeuropäischen Einflüsse während der Kreuzfahrten thematisieren sie nicht und gehen damit auch nicht auf den einschlägigen Beitrag von D. Zwick über die bayonischen Koggen ein. Über die sog. *cocche* reflektieren sie nur in ihrer Beschreibung der Nau als *navis sive coca*, die sie als mediterrane Weiterführung der mit der Kogge verbundenen Adaptionen im Mittelmeerraum in einem Satz erwähnen. Insofern findet das von P. O. Long, D. McGee und A. M. Stahl dreibändig kommentierte Werk über das Manuskript von M. v. Rhodes aus dem 15. Jh. ebenfalls keine Berücksichtigung.

Auf die *cocha* oder *cocche* verweist dafür aber der Beitrag von Marcel Pujol i Hamelink, ein inzwischen exzellenter Kenner der mittelalterlichen Schriftquellen zu iberischem Schiffbau, besonders des katalanischen, näher. Hier kondensiert er in seinem Beitrag *The Iberian Peninsula Between Two Seas: Shipbuilding Revolution in the Mediterranean and the Atlantic Ocean, Fourteenth to Fifteenth Centuries* (109–145) die spätmittelalterlichen Grundlagen der frühneuzeitlichen Entwicklungen, die ja über die *cocha* auch nordeuropäisch geprägt waren. Dabei führt er auch die Quellengruppen ein. Gerade in Hinsicht der Bildgattungen wären aber unbedingt die vielfältig auf uns gekommenen und auch schon tlw. publizierten Ritzzeichnungen koggenähnlicher Schiffe, so auf Mallorca und Zypern, aber auch im Keller der Deutschordensburg in Akkon, Israel unbedingt zu erwähnen. Auch er verweist weder auf M. v. Rhodes, noch auf die Arbeit von D. Zwick und die des Rz. über Schifffahrt während der Kreuzzüge um Iberia, denn es gilt ja nicht nur, wie der Vf., zu erwähnen, dass 13.000 Söldner dem portugiesischen König auf den Thron verhalfen (130), sondern, dass diese sich bereits Ende des 12. Jh.s mit Flotten, die weit mehr als 100 Koggen zählten, aus Köln, England und dem Ostseeraum auf die Reise machten, die dann weiter von Portugal aus ins Heilige Land nach Akkon segelten. Diese Zahlenmäßigkeit und den entsprechenden bildlichen Niederschlag vor Augen gilt es, seine Aussage „*Despite what Villani claims (der die besondere Bedeutung nordeuropäischer Koggen für die Revolutionierung mediterraner Schiffbautraditionen anführt), there is a documentary presence of Atlantic cogs in the Mediterranean that could date back to 1280 and even beyond, although it is not significant*“ (130) grundlegend zu relativieren, eben durch den erwähnten bildlichen Niederschlag der vielfältigen Ritzzeichnungen auf Zypern, sondern auch die Forschungen über Schiffbauten in Akkon bzw. die Instandhaltung der in den Mittelmeerraum verbrachten Schiffe ebenda, die M. Favreau-Lilie in ihrer Arbeit erwähnt, genauso wie es sie U. Alertz in seinem Beitrag über den Schiffbau

während der Kreuzfahrerzeit in Akkon und anderswo beispielhaft macht, aber auch R. Gertwagen in ihrem Beitrag von 2016 (vgl. HGbl. 136, 2018, 207) erwähnt. In Hinsicht der schiffbaulichen Beschreibung der Galeeren ist eine solche wohl nicht ohne die Dissertation von U. Alertz von 1991 denkbar, genauso wenig wie die Beschreibung der Lateiner durch den Verweis auf die Qualifikationsarbeit von J. Flatman und die Nachweise, die F. Ciciliot in den Proceedings des ISBSA in Istanbul anbrachte. Sehr interessant ist, dass Vf. in katalanischen Quellen erst um 1330 dem terminus technicus *tinclada* (latein ebenso), als Metathese des Partizips *clincata* bemerkt, welches eine Transliteration unseres Wortes Klinker (nicht wie der Vf. glauben will *clenker*) ist (135). Auch ist die Transliteration von *carvel* nicht *karvel*, sondern als Metathese natürlich *kraweel* (138). Mit großer Sicherheit dürfte das Wort bei seiner Einführung wohl ausschließlich mit der Kraweelbauweise in Verbindung gebracht worden sein und nicht mit „frame first“ also Skelettbauweise, die nur ein fachkundiger von der Bodenschalenbauweise überhaupt hätte unterscheiden können, Letztere ist im Ostseeraum und Holland ebenso mit Kraweelbauweise verbunden, z. B. bei der VASA (138). Auch heute können wir die Skelettbauweise bei kraweeler Beplankung nur bei den atlantischen Typen á la PETER VON DANZIG annehmen. Offen lässt er, welche Schlussfolgerungen aus dem Begriff *tinclada* gezogen werden können, da die *cochas* – wie das Mataró-Modell – doch *kraweel* beplankt ist und der einzige geklinkerte Schiffsrest an katalanischer Küste, das BARCELONETA I, in Kantabrien gebaut wurde und daher dem atlantischen Schiffbau zuzuordnen ist. Insofern ist auch nicht klar, was der Vf. mit einer „Atlantic-Baltic Tradition“ (138) meint. Auf der Grundlage seiner Forschung unterteilt er die iberisch-atlantische Bauweise nun in drei Untergruppen: 1. die zentralportugiesische, 2. die portugiesisch-galicische und 3. die kantabrisch-baskische (140). Trotz dieser Kritik bietet seine Arbeit ganz neue Perspektiven einer Verzahnung von atlantischer und mittelmeerischer Bautradition.

Arnaud Cazenave de la Roche, Fabrizio Ciacchella und Cayetano Hormaechea stellen uns mit ihren Betrachtungen *An Insight into Mediterranean Naval Architecture in the Sixteenth Century Through the Texts of Nicolò Sagri (1538–1571). A Comparative Perspective with Ibero-Atlantic Shipbuilding (147–197)* die vorrangig konstruktive Analyse eines relativ neu der Forscherwelt präsentierten, frühneuzeitlichen Traktats aus der sog. Ragusan Schule (heute Dubrovnik) vor, die mit N. Sagri und N. Sagroević zwei ihrer hervorragendsten Vertreter kennt. Deren Manuskript „Il carteggiatore“, ein 107 Seiten starkes Werk, das lange Jahre verschollen war und erst 1997 auf einer Christies Auktion der Öffentlichkeit wieder zugänglich wurde, ist nunmehr im Besitz der Universität Minnesota. Es darf seinem Duktus und Charakter nach als ähnlich enzyklopädisch angelegt gelten, wie wir es bereits

in der Vorstellung des Manuskripts von M. v. Rhodes bemerkten. Es bietet somit auch in sogar ähnlich struktureller Anlage neben sozialen Aspekten des Schiffbaus und der Schifffahrt Kosmografie, Astronomie, Kartografie auch Informationen über Schiffsrouten etc. In der Zusammenschau des Livro Navegar aus dem 14. Jh., den M. Bondioli auf der ISBSA in Amsterdam dem Fachpublikum vorstellte, dem von Trombetta de Modon, dem Manuskript von M. v. Rhodes ergibt sich uns mit einem Abstand von nur wenigen Dekaden ein komplexes Bild des Wissens über die vielseitige, maritime Welt des Mittelmeerraums. Manchmal könnte man meinen, das frühere diene dem späteren Werk als Vorbild.

Dazu gibt der Text dezidierte Einblicke in die Anstöße, die der italienische Schiffbau dem auf der iberischen Halbinsel gab. Das wird uns hier auch in einer komparativen Sicht eröffnet. In der Schrift des Ragusaners Sagri findet der Wirtschaftshistoriker, die sicherlich oft auch umstrittenen Berechnungen über das Ladungsvermögen und die Proportionalitäten der Nave, die uns ja auch M. v. Rhodes in seinem Werk nur 100 Jahre früher vorstellt. Das macht uns das Autorenkollektiv anhand verständlicher Zeichnungen und Tabellen deutlich, die gut durch den Text annotiert werden.

Man muss nur ob der kleinen Schrift sehr gute Augen haben oder eine Brille zur Hand nehmen. Hier hätte man den Hgg. ein etwas größeres Buchformat gewünscht. Im Beitrag *Trade and Traders of North European Timber and Other Naval Provisions in Sixteenth-Century Seville* macht uns Germán Jiménez-Montes (199–214) u. a. mit Esteban (Stefan) Jansen, einem aus Danzig stammenden, 1575 nach Sevilla immigrierten Deutschen bekannt, der durch Heirat und Geschäftssinn zum einflussreichsten mit baltischem und skandinavischem Holz handelnden Kaufmann avancierte. Er war nicht der Einzige (Montez gibt ihre Summe mit 30 an), der in dieser Profession, die sich aus dem Krieg mit Holland ergebenden spanischen Holzdesiderate der Flotte mit nordeuropäischen Holzimporten erfolgreich – natürlich zu persönlichem Vorteil – zu kompensieren hoffte. An ihm macht der Vf. die Verflechtung des iberischen Holzhandels mit dem aus dem hansischen Wirtschaftsraum, resp. Danzigs deutlich. Im Gegensatz zu R. Grafes Ansicht dürfte nach den hier kompilierten Ergebnissen der Dissertation des Vf.s die ausgesprochen hohe Nachfrage zur Krisis der kantabrischen Schiffbauindustrie geführt haben, die durch Handelsaktivitäten wie Jansens abgemildert werden sollten. Das stellt er uns in drei Schritten vor. Er führt für diese hohe Nachfrage mit dem Begriff „Atlanticisation“ einen, diese Prozesse vereinnahmenden, neuen Begriff ein. Über die von ihm angeführte Atarazanas hätte er gerne noch das Bild von Alonso Sanchez Coello mit dem Lagerplatz für Holz auf den Sandbänken des Guadalquivir in Seville dem interessierten Leser vorführen können. Karten und Bilder hätten im Allgemeinen das Verständnis für seine Forschungen

erhöht. In komparativer Sicht zu den Herkunftsgebieten des Holzes wäre das Studium hansischer Quellen für ihn gerade in Hinsicht der Mengenlehre und Qualitäten für Holz, auf das Rz. in einem seiner Beiträge selbst verweist, instruktiv gewesen. Das bleibt damit weiterer Forschung vorbehalten.

Auf gleichem Themengebiet bewegt sich auch Koldo Trápaga Monchet in seiner nun zeitlich auf das 17. Jh. konzentrierten Studie *Supplying Timber for his Majesty's Fleets: Forest Resources and Maritime Struggle in Portugal (1621–1634)* (215–248). Den Bedarf an gutem nordeuropäischem Holz erkennt er besonders an dem durch F. Castro prospektierten Wrack, das in der Zeitstellung mit besonders schlechtem Holz auf der iberischen Halbinsel gebaut wurde, die nunmehr unter spanischer Herrschaft und damit auch Flottenadministration stand. Insofern geht es hier nicht nur um Portugal, wie es der Titel eigentlich suggeriert. Vf. zeigt auf, wie schwer es dem spanischen König und seinem alter ego fiel, den Bau von Schiffen in Portugal mit einer nachhaltigen Forstwirtschaft zu untersetzen. Grundsätzlich kommt der Vf. zu dem Schluss, dass „the Portuguese forests were seemingly less competitive than the forests of Northern Spain for shipbuilding purposes“ (239). Er gibt uns nachfolgend einen Einblick in die naturlandschaftlichen Verhältnisse, die eine Vernetzung der Holzwirtschaft, mithin des nordeuropäischen Holzhandels mit dem in Iberia aufzeigt, resp. des in Lissabon ansässigen als Sitz der Casa da Índia, die die Supplementierung des Schiffbaus und damit den Aufbau großer, überseeischer Flotten (Carreira da Índia) überhaupt erst ermöglichte. Vf. zeigt anhand Lissabons die Verflechtungen holländischer, flämischer und deutscher Agenten, die wir ja in ähnlich systemischer Sicht auch schon im Mittelalter vorrangig auf Italien konzentriert wirkungsvoll erkennen.

Dass man diesem Konnex inzwischen interdisziplinär und damit multiversal anhand der symbiotischen Perspektive von Wort-, Bild-, und Sachgut nachspürt, darauf verweist Ana Crespo Solana in ihren Beitrag *Historical Documents as Sources for the Study of Shipbuilding in Spain* (249–275). Ihre codicologische Studie bietet einen exzellenten Überblick über die Dokumente des 17. und 18. Jh.s, welche die institutionellen Rahmenbedingungen der Aushebung und Infahrtbringung von derart großen Flotten erklärbar machen. Eine tabellarische Übersicht über diese hätten der Lesbarkeit zum Vorteil gereicht. Diesen Betrachtungen schließt sie nunmehr mit einem weiteren Beitrag im Autorenkollektiv mit Patricia Schwindinger und Filipe Castro und mit einem Blick auf die *Iberian Documents and Treatises on Shipbuilding* des 16. und 17. Jh.s an, die auch bereits schon andere Autoren in ähnlicher Zusammenschau vorgestellt haben. Auf den Seiten 279–282 findet der Wirtschaftshistoriker im Absatz „Tonnage and Units“ in vorrangigem Bezug auf die vielfältig einschlägige Arbeit von C. Rahn Phillips die Berechnung der Ladungsgrößen der Fahrzeuge. Die dem nachfolgend in Form eines Kata-

loges publizierte Dokumente und Traktate bieten einen schnellen Zugang zum Inhalt und ihren entsprechenden Metadaten. Etwas unverständlich ist, warum man diese beiden Beiträge nicht vice versa, also chronologisch im Band verortete. Auch hätte man in Vorstellung der Quellengruppen diese beiden und auch den nächsten von Roberto Junco Sánchez mit dem Titel *Maritime Vocabulary in Texts: Friar Joseph de Ledezma (1701)* (311–334) verfassten Beitrag eigentlich am Beginn des Bandes vermutet. Wie der Name schon sagt, geht es bei diesem Beitrag um das usuelle, maritim determinierte Vokabular auf der Halbinsel am Beginn des 18. Jh.s, das der Vf. tatsächlich auch in einem alphabetisch geordneten Vokabular im Anschluss an seinen Text anlegt. In einem weiteren, der GIS Anwendung vorbehaltenen Beitrag, geht es um die Vorstellung der Ontologie der projektinternen Datenbank unter dem Titel *GIS Application for Sixteenth–Seventeenth Century Iberian Shipwrecks* (335–360), welche uns hier von Ana Crespo Solana und María José García-Rodríguez vorgestellt wird. Mit diesem Beitrag schließt der Band. Auf S. 361 f. findet man Links zu Korrekturen der Beiträge 1, 2, 4, 12 und 13 des Buches. Ob diese Veränderungen für Kunden des E-Books bereits eingearbeitet wurden, konnte Rz. nicht feststellen.

Der Band 2 konzentriert sich vorrangig auf Fallstudien, in denen durch die Archäologie von Schiffswracks mikrokosmische Zusammenhänge in makrokosmische Kontexte eingebettet werden. Im ersten Beitrag stellen Marta Domínguez-Delmás, Sara Rich und Nigel Nayling in *Dendroarchaeology of Shipwrecks in the Iberian Peninsula: 10 Years of Research and Advances* (1–57) die Entwicklungen und Herausforderungen der Dendrochronologie der letzten Dekade vor. Der Begriff Dendroarchaeology ist Programm und führt das Studium am Sachgut über die Dendrochronologie als reine Datierungsmethode hinaus. Dieser programmatische und zugleich holistische Zugang zur Materialanalyse wird an den einzelnen schon vorher genannten Schiffswracks beispielhaft gemacht. Interessant ist, dass sich ihrem Studium nach, die Auswahl von Holz für gewisse Bauteile über die Zeit veränderte (45–47). Sarah A. Rich versucht in ihrem Beitrag *Hauntography of an Ordinary Shipwreck: Paradox, Appellation, Provenance, Apparition* (59–72) mit einer „recent philosophical movement, object-oriented ontology, to the study of ships and shipwrecks in order to address commonly encountered, and overlapping, issues of metrology, identity, origins, and representation“ einen eher philosophischen Zugang, z. B. zur Frage zu finden, wann ein Schiffswrack zur Gruppe der iberischen Schiffe gehört und wann nicht. Einen besonderen Blick wirft sie dabei auf das in der Nähe der Isle of Wight aufgefundene YARMOUTH ROADS Schiffswrack. Dabei ist ihre Objektschau unter drei Prämissen angelegt: 1. Identität, 2. Repräsentation und 3. Herkunft, um von einem traditionellen Zugang, der bei ihr so bezeichneten Nautischen Archäo-

logie wegzukommen, um in der von ihr neu aufgemachten Perspektive, einer sog. „Objekt orientierten Nautischen Archäologie“ dem Fach mehr Raum und neue Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Sie folgt damit einer philosophischen Strömung, auch oft abgekürzt unter OOO, die besagt, dass Objekte auch unabhängig von der menschlichen Wahrnehmung existent sind. Die Kontradiktionen zwischen dem alten und neuen Ansatz stellt sie anschaulich in einer Tabelle gegenüber. So neu scheinen ihre Thesen allerdings nicht zu sein, wenn man auf die Schriften von Ch. Westerdahl schaut, insbesondere die Untersuchung der Korrelation von maritimer Kulturlandschaft und Wrack. So wundert man sich, dass die Vf.in ihre Sichtweise ganz ohne die geradezu fundamentalen Ansätze dieses Autors findet. Mit Aussagen wie „A wooden ship is like a prodigal child of the forest“ (68) ist man bei ihr auch schnell im Bereich der Metaphysik, welches das bisherige Bild von maritimer Archäologie im ersten Band, auch so wie wir das Fach bislang sehen, eigentlich zu sprengen versucht und uns sogar ins Reich der Hermeneutik entführt. Man darf sich gerade fragen, ob bei den immer kleiner werdenden Kassen für die Untersuchung und den Erhalt des maritimen Erbes, dies die entscheidenden Forschungsfragen der Zukunft sind. In seinem Beitrag *Archaeological Perspectives in Galicia During the Age of Religious Wars: The Capitana and Almiranta of the Illyrica Squadron* (73–96) stellt Miguel San Claudio Santa Cruz die im Titel erwähnten Schiffe, welche beide an der Mündung des Eo scheiterten, in einen breiteren geostrategischen Zusammenhang, indem er die exponierte Stellung von Ribadeo – ganz im Westen Galiciens gelegen – als Grund für die Ausbildung einer besonderen maritimen Infrastruktur des Hafens anführt. Die Erforschung dieser beiden Schiffsreste, von denen man erst zur Mitte der Lektüre erfährt, dass die CAPITANA (richtig CAPITANA DE LEVANTE), die dort 1597 verloren gegangene Kriegsgaleone SANTIAGO DE GALICIA ist und die ALMIRANTA, die ebenso für militärische Einsätze genutzte SAN JERÓNIMO war. Beñat Eguiluz Miranda, Marta Domínguez-Delmás, Koldo Trápaga Monchet, Miguel San Claudio Santa Cruz und José Luis Gasch-Tomás fragen suggestiv *Can We Identify the Ship Through a Multidisciplinary Approach? The Case of the Ribadeo 1 Wreck (c. 1597)* (97–117). Wir wissen die Antwort bereits durch die Einführung und den Nutzen verschiedener naturwissenschaftlicher Analyseverfahren seit nunmehr mindestens einer Dekade. Ja, und auch dieser Beitrag bestätigt uns das, in dem konkreten Falle, dass es sich bei den untersuchten Schiffsresten mit großer Sicherheit um die im November 1597 vor Ribadeo gestrandete SANTIAGO DE GALICIA handelt. Diesen Beitrag hätte man wohl besser dem vorhergehenden voranstellen sollen. Ana Almeida, Tânia Casimiro, Filipe Castro, Miguel Martins, Alexandre Monteiro und Rosa Varela Gomes

führen diese mikrokosmische Objektsicht in ihrem Beitrag *The Belinho I Shipwreck, Esposende, Portugal* (119–144) mit der Darstellung des bereits an anderer Stelle publizierten BELINHO-I-Wracks weiter, von dem über einen längeren Zeitraum Lesefunde am Strand von Eposende entdeckt wurden. Das Wrack wird hier nun noch einmal anhand tiefergehender Recherchen und anhand naturwissenschaftlicher Analysen eingehender besprochen und mit annähernder Wahrscheinlichkeit als die 1577 verlustig gegangene NOS-SA SENHORA DA ROSA dem Leser präsentiert. Das Autorenkollektiv Milagros Alzaga García, Lourdes Márquez Carmona, Nuria Rodríguez Mariscal, Josefa Martí Solano, Aurora Higuera-Milena Castellano, Mercedes Gallardo Abárzuza, und José Manuel Higuera-Milena Castellano vom Unterwasserarchäologischen Zentrum (CAS) des Instituts of Historical Heritage of Andalusia (IAPH), das bereits 1997 begründet wurde, um das maritime Andalusien zu erforschen, präsentiert in seinem Beitrag *Shipwrecks of the Iberian Tradition in the Bay of Cádiz (Andalucía, Spain)* (145–167) mit den in der Bucht von Cádiz aufgefundenen Resten der SAN SEBASTIAN und des DELTA-I-Schiffswracks Überreste der sog. iberischen Schiffbautradition.

Nicholas Budsberg, Charles Bending, Filipe Castro und Nigel Nayling unterzogen das sog. HIGHBOURNE-CAY-Wrack – ein schon in den 1960er Jahren gezielt durch Schatzräuber entdecktes Wrack in den Bahamas – einer nochmaligen, eingehenden Analyse, welche sie nunmehr unter dem Titel *Iberian Shipwrecks in the Americas: The Case of the Highbourne Cay Wreck* (169–196) kompensiert zusammenführen. Ihre Studie zeigt auch auf, welche unterschiedlichen Interessenverbände sich der Erforschung des Wracks über nunmehr fast vier Dekaden annahmen und welche neuen Erkenntnisse sich als Zugewinn für die Forschung aus diesem gesamtgesellschaftlichen Engagement ergeben können. Carlos León Amores' Beitrag *Spanish Shipwrecks on the Dominican Republic's Coasts* (197–210) hätte hier ebenso dem vorgenannten eigentlich vorangestellt werden sollen. Denn er zeigt mit seinem beispielhaften Überblick über die Entwicklungsmöglichkeiten der maritimen Archäologie in der Dominikanischen Republik, wie wichtig die Etablierung dieser Wissenschaft an Orten ist, an denen per se viele dieser wichtigen Wracks aufgefunden werden und deren Erforschung zu Anfang überhaupt nur durch Wissenschaftsimport zumeist aus den USA möglich wurde. Im Beitrag 9 unter dem Titel *The Timbers of the Frigate Santa María Magdalena (Eighteenth Century): A Spanish Warship in History and Archaeology* (211–233) stellen uns Ana Rita Trindade, Marta Domínguez-Delmás, Mohamed Traoré, Nathan Gallagher, Sara A. Rich und Miguel Martins die Holzanalysen der im 18. Jh. gebauten und gescheiterten Fregatte SANTA MARIA MAGDALENA vor. Einen großen

zeitlichen Bogen spannt José Luis Gasch-Tomás mit der Betrachtung *The Manila Galleons in Perspective. Notes on the History and Archaeology of the Transpacific Trade* (235–248), Schiffe, die im Zeitraum von 1565 bis 1815 mit dem Seeweg von Mexiko in die Philippinen beispielhaft zwei Kontinente im Waren- und Personentransport verbunden haben. Die nautische Studie von Pablo Ortega-del-Cerro zu Schiffbauprogrammen und geo- als auch hydrografischem Wissenstransfer in der spanischen Marine unter dem Titel *Ploughing Through Global Seas: Maritime Routes and Hydrographic Knowledge in the Eighteenth-Century Spanish Navy* (249–271) schließt zeitlich daran an und zeigt, wie weit in der maritimen Geschichte das ForSEADiscovery-Team vordrang und sich eben nicht nur auf das Zeitalter der Entdeckungen konzentrierte. Eine mehrere Jh.e umfassende Material-, Formen- und Konstruktionsstudie der für die Schiffssicherheit so wichtigen Anker stellt uns Gregory Votruba in einer eher kursorischen Perspektive *Technology of Iron Anchor-Frame Production in the Age of Exploration* (273–296) vor. Ein großer Zugewinn für die Forschung ist bestimmt die übersichtliche Tabelle über das Ausgangsmaterial seiner Recherche, die dann weiterführend auch die Formensprache der Anker behandelt und somit die Typologie als auch Materialanalysen sowie historische Fertigungsprozesse vereinnahmt. Der Waffenexperte Francisco Javier López Martín schließt an diesen auf spezielles Schiffszubehör ausgerichteten Teil des Buches an und will uns mit seinem Beitrag *A Shared Sailing: Artillery and Ocean Warships* (297–338) nunmehr einen dezidierten Einblick in die iberische Entwicklung der Kanonade, aber auch die Entwicklung der Geschützpforten in den ersten Dekaden des 16. Jh.s – einer Zeit, die für den Übergang hin zu den später genutzten Hinterladern so maßgebend war – präsentieren. Er beginnt seine Ausführungen mit Behauptungen, so die von der Einmaligkeit der Fertigung von Kanonen, die also nicht reproduzierbar waren, für die er leider keine Literaturangaben anführt wie auch für die meisten seiner anderen Aussagen. Wenn man bei diesen Manufakturbetrieben auch noch lange nicht von einem standardisierten Fertigungsprozess sprechen kann, so dürfte es – der einschlägigen Literatur folgend – doch als Allgemeinplatz der Forschung gelten, dass Glocken- und Kanonengießerschulen jene in ihren Familienbetrieben gemachten Erfahrungen schon im 15. Jh. auf genau diese Reproduzierbarkeit des Gusses abstellten. In diesem Sinne verwundert der Beitrag an sich ein wenig, da er kaum auf einschlägige Untersuchungen verweist, sondern vorrangig auf die des Vf. von 2011 auf Spanisch. Weder ist auf jene, die Forschung zusammenführende Arbeit von C. Beltrame noch die auf Einzelstudien angelegte von M. Morin, welche sich beide auf die mediterrane Verortung früher Geschützfertigung konzentrieren, Bezug genommen worden, noch wurde die Dissertation von M. H. Mortensen berücksichtigt, die die wesentlichen Sammlungen und damit

Bezugspunkte kompiliert. Wenn der Vf. diesen Grundlagenerkenntnissen gefolgt wäre, so hätte er unschwer erkennen können, dass es bis ins 16. Jh. hinein gar nicht darum ging, genau zu schießen oder gar die Schwimmfähigkeit des Fahrzeuges zu treffen, sondern darum, die Besatzung zu dezimieren und/oder die Takelage und Besegelung zu beschädigen, um das Schiff zu kapern und als Prise in Besitz zu nehmen. Für diese Art von Beschuss musste die Bewaffnung möglichst leicht und mobil gehalten werden. Somit war man per se auf den Einsatz geschmiedeter Bewaffnung aus Eisen aus, bei deren Einsatz es um Streuwirkung ging und nicht um Fernschuss in Kombination mit Durchschlagskraft. Wie sollten Vorderlader auch eingesetzt werden, wenn sie oben in der Mars zum Einsatz kamen? Zudem springt der Vf. in seinen Argumentationslinien gar sehr durch die Zeiten. Wenn er uns hier also einen eigenen, resp. iberisch-mediterranen Weg in dem frühen Einsatz von Artillerie aufzeigt – einige seiner Bilder aus Manuskripten des 15. Jh.s mögen darauf verweisen – dann hätte er auf diesen auch explizit verweisen müssen, gerne mit eindeutigen Beweisen, die gut referenziert sind. Seinen Argumentationslinien eine Plausibilität abzugewinnen, fällt darüber hinaus doppelt schwer, da der größte Teil seiner verwendeten Literatur im Text nicht genau belegt wird, was es dem Leser noch schwerer macht, eigene Behauptungen, von zumindest sekundär verorteten Beweisen zu scheiden, um sich selbst ein genaues Bild der Entwicklung des Geschützwesens auf der Halbinsel zu machen. Interessant für die Forschung ist aber auf jeden Fall die Darstellung von bislang wenig bekanntem ikonografischen Material, besonders zur Entwicklung von Geschützporten, dessen Aussagefähigkeit durch die ausgenommen schlechte Bildqualität und den oftmals viel zu kleinen Bildausschnitt allerdings aufs Besondere geschmälert wird. Hier gilt es noch einmal auf die hinsichtlich des Bandes über die Galionsfiguren angeführte Kritik zurückzukommen, denn dem Vf. gehen wichtige Beweise verloren, wenn man auf den Bildern auch mit Brille bzw. Lupe so gut wie nichts erkennt. Auf Bild 13.5 sollen bspw. „Two great carracks at the dock with lidded ports located in the stern“ (313) zu sehen sein. Mit Mühe erkennt man überhaupt zwei Schiffe, geschweige denn, wo vorne und hinten ist, von Geschützporten gar nicht zu reden. Das kann man dem Vf. nur schwer anlasten. Hier hätte das Redaktionsteam in jedem Falle Einfluss auf den Verlag nehmen müssen, wie auch grundsätzlich auf die Bildreproduktion, denn auch im Band 1 erkennt man oft nicht, worauf die Abbildungsunterschrift eigentlich verweist, wie sich der Leser darüber schnell ein Urteil erlauben kann, wenn er sich beispielhaft auf S. 134 des entsprechenden Bandes begibt. Die E-Book-Version kompensiert dieses Desiderat ein wenig, hier kann der Leser in die Bilder hineinzoomen. Diese grundsätzliche Kritik ändert nichts an dem wesentlichen Zugewinn für die Forschung, die das ForSEADiscovery-Projekt und die beiden Bände bedeuten, insbesondere

was den verbindenden Charakter des iberischen Schiffbaus für Europa und die neue Welt betrifft. Einen schnellen Zugang zu diesem Mehrwert erlaubt darüber hinaus ein gut gearbeiteter Index in beiden Bänden. *M.-J. Sp.*

Am Strom. Köln und seine Häfen von der Antike bis in die Gegenwart (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln 106, 2021, 200 S., zahlr. Abb.) versammelt die acht Beiträge des Begleitprogramms zur titelgebenden Ausstellung, die 2018 im Historischen Archiv der Stadt Köln zu sehen war. Angeregt wurde diese Ausstellung (auch) durch die Übernahme des ehemaligen Pressearchivs der Häfen und Güterverkehr Köln AG in das Historische Archiv; entsprechend liegt der Schwerpunkt des Bandes auf der Kölner Hafengeschichte seit dem 19. Jh., trägt aber auch der Bedeutung des Hafens für die vormoderne Rheinmetropole mit drei Beiträgen hinreichend Rechnung. Alfred Schäfer widmet sich der Qualität der Verkehrsverbindungen zwischen Hafen und Stadtzentrum im römischen Köln (11–30). Die augusteische Gründungsstadt zeichnete sich bereits durch ein orthogonales Straßenraster, Befestigungsanlagen in Form von zwei Hafentürmen und eine geringe Distanz zwischen Hafen und Forum aus. Diese Raumordnung erwies sich auch für die Ausbauphase der Stadt am Ende des 1. Jh.s als prägend, die durch die Erweiterung der Stadtbefestigung auch die vollständige Erschließung des Hafenbezirks und eine gleichmäßige Verteilung der Verkehrs- und Warenströme gewährleistete. Als zukunftsweisend erwies sich der Plan, die Rheininsel landfest zu machen, den Hafen an den offenen Strom zu verlagern und somit die Grundlagen für das neue Hafenviertel der Spätantike und des Mittelalters zu schaffen. Diesem Hafenviertel nähert sich Thomas Höltken anhand der archäologischen Funde (31–53), die eine grundlegende Neueinschätzung der frühmittelalterlichen Stadt als Ganzes erlauben. Sie belegen z. B. die Kontinuität des bereits in römischer Zeit etablierten Glasgewerbes und die nach wie vor weitreichenden Handelsbeziehungen der Stadt. Entsprechend lässt sich im 10. Jh. mit der Umgestaltung des Hafenviertels – die Handwerkersiedlung wurde zugunsten eines offenen Marktes aufgelöst – ein stadtplanerisches Großunternehmen zur Förderung der Stadtwirtschaft greifen. Köln konnte sein antikes „Erbe“ also nachweislich in wirtschaftliche Prosperität und eine herausgehobene Position im mittelalterlichen Städtegefüge ummünzen. Dabei war und blieb gerade das Hafenviertel von zentraler Bedeutung, wie auch Max Plasmann in seinem Beitrag zur Bedeutung des Hafens für die Stadt Köln in (Spät-)Mittelalter und Früher Neuzeit zeigt (55–67). Deutlich werden dabei die mit dem Hafen verbundenen Sicherheitsrisiken und Probleme (z. B. Hochwasser, Feuergefahr, Abfallbeseitigung), die infrastrukturellen Anforderungen an einen funktionierenden Hafenbetrieb (z. B. Krane, Kaufhäuser, spezielles Personal) und v. a. die überragende Bedeutung des Rheinhandels, für den sich Köln mit dem

Stapelrecht von 1259 eine Monopolstellung sicherte. Insgesamt führen die drei Beiträge, die allesamt mit hilfreichen Abb. versehen sind, die Hafengeschichte Kölns von der Antike bis in die Frühe Neuzeit plastisch vor Augen und tragen dazu bei, die Geschichte der Stadt vom Hafen her zu begreifen. *S. N.*

Kunst und Kultur

Bearbeitet von *Anja Rasche*

Klaus Gereon Beuckers und Jochen Hermann Vennebusch (Hgg.), *Hans Apengeter. Norddeutscher Bronzeguss des 14. Jahrhunderts im Kontext* (Opera Borealia. Beiträge zur norddeutschen Kunst des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Bd. 1, Regensburg 2022, Verlag Schnell & Steiner, 367 S., 208 Abb.). – Für eine Künstlermonografie, die man aufgrund des Buchtitels vermuten könnte, ist ein Sammelband mit 16 Autoren eher ungewöhnlich, erwartet man doch eigentlich gewisse Bestandteile wie einen Werkkatalog, Angaben zur Biografie, eine Charakterisierung der individuellen Gestaltungsmerkmale und eine Forschungsübersicht zum Künstler und seinen Werken aus einem Guss. Für die vorliegende Publikation wurde die Arbeit auf viele Schultern verteilt. Das entspricht in etwa dem Vorgehen bei einer wissenschaftlichen Tagung, bei der ein unmittelbarer Austausch und Abgleich der Thesen einzelner Forscher erfolgen kann. Anna Kajsa Hill (12–25) leitet den Band mit einem Überblick über Forschungsstand und Zuschreibungsdiskurse an Hans Apengeter in chronologischer Reihenfolge ein, gefolgt von dem Beitrag von Vera Henkelmann (26–49), die dem siebenarmigen Leuchter in Kolberg, der durch eine Inschrift auf 1327 datiert wird und damit als erstes gesichertes Werk Apengeters gelten kann, eine konzise Studie widmet. Sie analysiert die Formgebung, prüft den Erhaltungszustand, interpretiert die Formen ebenso wie ikonografische Aspekte im Kontext der Gruppe mittelalterlicher siebenarmiger Leuchter und kann den Stiftungszusammenhang rund um den – ebenso wie Apengeter – in der Inschrift genannten Auftraggeber Gottfried von Wida und seinen Bruder Ludwig rekonstruieren. Darüber hinaus charakterisiert sie den Kolberger Leuchter als innovativ und traditionsbildend. Die Aquamanilien Apengeters werden in dem Beitrag von Joanna Olchawa (50–63) behandelt. Sie analysiert die fünf eng verwandten Objekte, die sich in Museumssammlungen in Nürnberg, Bergen und Amsterdam befinden, und stellt gestalterische Verbindungen zu Werken aus Hildesheim 1220–1250 her. Als Herstellungsort für die mobilen Objekte nimmt sie Lübeck an und verweist auch auf wirtschafts- und sozialhistorische Kontexte. Mit den vier in Rostock erhaltenen Scheffelmaßen (Hafer-, Roggen-, Hopfen- und Salzscheffel), die aufgrund der Ähnlichkeit

sowohl der Gefäße als auch der Inschriften eine zusammengehörige Gruppe bilden, setzt sich Christina Link (65–73) ebenso fachkundig auseinander. Gestiftet wurden sie durch die Provisoren des Spitals zum Heiligen Geist in Rostock, die damit auch für Einnahmen des Spitals sorgten. Die Kontrolle über Maß und Gewicht hatte die Stadt Rostock erst ab 1327 inne. Die Hohlmaße aus Bronze, die inschriftlich Johannes Apengeter und die Entstehung 1330 überliefern, signalisierten auch Beständigkeit und Verlässlichkeit. Es folgen drei Beiträge zu den Tauffünten Apengeters: Krista Profanter (74–95) behandelt das Taufbecken aus der Marienkirche in Wismar, Jochen Hermann Vennebusch (96–133) das Lübecker und Anna Lena Frank (134–164) das Kieler Taufbecken. In jedem der drei Beiträge kommen unterschiedliche Aspekte zur Sprache, doch sind leider auch Redundanzen zu beklagen. Ein detaillierter Formvergleich der drei mit Apengeter in Zusammenhang stehenden Tauffünten fehlt aufgrund der getrennten Behandlung, auch wenn die Beiträge von Vennebusch und Niehr Hinweise hierzu enthalten. Ohne persönlichen Austausch lässt sich der große Abstimmungsbedarf bei solch eng beieinanderliegenden Themen wohl nur schwerlich bewerkstelligen. Wichtigen übergeordneten Fragestellungen geht Klaus Niehr in seinem Beitrag *Geschichte – Technik – Kunst* nach (166–189). „Doch die Frage bleibt virulent: War der überlieferte Hans/Johannes der Modelleur, der Schnitzer und zugleich der Gießer?“ (167). Für die Untersuchung einer postulierten Künstlerpersönlichkeit sind die Bedingungen ebenso komplex wie fragwürdig: Ist der Name Apengeter, der gleichzeitig eine Berufsbezeichnung ist, überhaupt auf ein und dieselbe Person zu beziehen? Sind die Arbeiten nicht zu heterogen? Wie können stilkritische Methoden (unter Berücksichtigung z. B. des Zeitstils, der Motivik und der individuellen künstlerischen Gestaltungsprinzipien) innerhalb dieser Bedingungen überhaupt angewandt werden bzw. wie verlässlich können ihre Ergebnisse sein? Vf. formuliert Zweifel: „Ganz offensichtlich handelt es sich weniger um die künstlerische Eigenart und Entwicklung einer Person, sondern um nebeneinander existierende Sprache und Methoden des Arbeitens, die in Apengeters Werken zu finden sind“ (177). Daran anschließend stellen sich für die Zukunft weitere methodische Fragen: Vielleicht wäre zwischen mobilen, eventuell für den Markt produzierten kleineren Objekten (Türziehern, Aquamanilien, Leuchtern) und größeren Objekten wie den Taufbecken und dem Grabmal zu unterscheiden? Wie aber lässt sich dann eine Zuweisung zu Hans Apengeter begründen? Welche Rolle spielen Arbeitsteilung, Vorlagen, Modelle und Patrizen? Welche Faktoren bestimmen die Entwicklung, wie wichtig waren die Wünsche und/oder Vorgaben der Auftraggeber? Wie lässt sich das vermeintliche Œuvre überhaupt eingrenzen? Leider fehlen in der Publikation Abbildungen auch von einigen für die Argumentationen teils essenziellen Vergleichsobjekten wie z. B. dem Kolberger Taufbecken und der

Laurentiussäule in Lund. Antje Fehrmann (190–211) fügt das Bronzegrabmal aus dem Lübecker Dom insbesondere anhand der daran befindlichen Löwendarstellungen „in das Werk dieser Lübecker Bronze- und Messingwerkstatt ein“ (191). Intensiv beschäftigt sie sich mit dem Auftraggeber Bischof Heinrich II. von Bocholt und seinen weiteren Stiftungen für den Lübecker Dom. Viele interessante Detailinformationen enthält auch der Beitrag von Otto A. Baumgärtel (212–241), der sich nicht nur mit einem neu entdeckten Türzieher in Privatbesitz, sondern auch mit weiteren bronzenen Löwendarstellungen und Türziehern beschäftigt und auch Hinweise zur Handwerksgeschichte und zur Biografie Hans Apengeters – dem von ihm sog. „Löwenmeister“ – beisteuert. Zwei weiteren Türziehern „der Bronze- werkstatt Hans Apengeters“ in Kolberg und Stettin (mit Löwen- bzw. Greifenkopf) widmet sich Ursula Prinz (242–261) bevor Faline Eberling (262–275) den Türzieher am Lübecker Rathaus in seinen historischen und ikonografischen Kontext einbettet. Claus Peter (275–313) untersucht die Glocken und geht der Frage der Signaturen von Hans Apengeter und Johann von Halverstad auf Bronzegüssen nach. Dabei diskutiert er, ob es sich um „zwei verschiedene Gießer handelt oder beide Namen eventuell nicht ein und dieselbe Person bezeichnen“ (277), beide stammten laut Inschriften übereinstimmend aus dem „Sachsenland“. Nach einem Überblick über die sehr reiche Glockenlandschaft im Harzvorland und die Glocken, die inschriftlich Johannes von Halberstadt nennen (Hildesheim 1351, Göttingen 1348, ohne Datum: Hofgeismar und Wusterwitz) gelangt er nach vorsichtiger Abwägung verschiedener Argumentationslinien zu dem Schluss, dass es sich um zwei unterschiedliche Gießer handeln muss. Bedenkenswert ist dabei für die Einschätzung Lübecks als Zentrum des Metallgusses, dass dort wohl im 14. Jh. keine Glocken gegossen wurden und auch im 15. Jh. prominente Aufträge für Lübecker Glocken nach außerhalb vergeben wurden (304). Die katalogartig besprochenen Glocken führen dank der zahlr. Abbildungen dem Leser auch die ganz eigene auf Glocken applizierte Bilderwelt vor Augen. Archäologischen Spuren von Glockengüssen in Halberstadt geht Tobias Schoo (314–323) in seinem Beitrag nach: Leider ist aber keine zweifelsfreie Zuordnung der Spuren in der Glockengussgrube zu einer erhaltenen Glocke in Halberstadt möglich. Der Beitrag erhellt jedoch die Herstellungsprozesse von Bronzegüssen durch Zeichnungen und Fotos eindrucksvoll. Die epigraphische Analyse der Inschriften der mit Apengeter in Zusammenhang gebrachten Werkgruppe durch Jörg H. Lampe (324–249) beschließt den Reigen der Beiträge, stellt aber eine wichtige Grundlage für alle Argumentationen dar. Im anschließenden Epilog ziehen Jochen Hermann Vennebusch und Klaus Gereon Beuckers ein Fazit des Forschungsprojektes: „Weder eine einzig künstlermonografische noch eine allein formanalytische Zugangs-

weise ist heute bei der Diskussion solcher Werke noch angemessen. Vielmehr war es der Wunsch dieses Forschungsprojektes [?], einen möglichst multidisziplinären Ansatz [sic!] wählen, der in der Vernetzung der Ergebnisse zu Hans Apengeter und zu seinen vielgestaltigen Werken vielleicht sogar interdisziplinär werden kann“ (351 f.). Doch hierfür wäre intensiver Austausch notwendig, der pandemiebedingt innerhalb der Projektlaufzeit unbestreitbar kaum in ausreichendem Maße möglich war. Das soll deshalb dem großformatigen, reich bebilderten und ansprechend gestaltetem Ergebnisband nicht angekreidet werden. Er trägt eine Vielzahl interessanter Objektinformationen und qualitätvoller Abbildungen – die Fotografie von Bronzeobjekten erweist sich als ungeheuer anspruchsvoll – zusammen, diskutiert zahlr. Forschungsthemen und vielfältige Kontexte aus unterschiedlichen Perspektiven und eröffnet damit eine neue Grundlage für die Forschungsdiskussion. Das erklärte Ziel, „die Bronzegussproduktion Lübecks und Norddeutschlands stärker in das Bewusstsein der Kunstgeschichte“ (358) zu rücken, wird mit dem Band und dank der zahlr. beteiligten Akteure hoffentlich erreicht werden. Die Lektüre des Bandes wird allen an der Hanse Interessierten ausdrücklich empfohlen, um den historischen Kontext weiter zu beleuchten. Immerhin sind alle besprochenen Werke, die im Kontext der Werkstatt Hans Apengeters diskutiert werden, in Hansestädten bzw. im Hanseraum zu finden (Kolberg, Bergen, Lund, Rostock, Wismar, Lübeck, Halberstadt). Der Hanseraum reicht aber über Lübeck und den norddeutschen Raum weit hinaus. Einer weiteren interdisziplinären wissenschaftlichen Beschäftigung wären eine Gesamtliteraturliste (möglichst mit Verknüpfungen zu Digitalisaten) und ein Objektkatalog mit frei zugänglichen Abbildungen in Form einer Datenbank sicherlich äußerst förderlich. Als Vorbild sei hier nur auf „Corpus Cranach“ verwiesen (<https://cranach.ub.uni-heidelberg.de/wiki/index.php/Hauptseite>). *Anja Rasche*

Hansjörg Rümelin (Hg.), *Das Benediktinerkloster St. Michaelis in Lüneburg. Bau – Kunst – Geschichte* (Berlin 2018, Lukas Verlag, 543 S., 264 Abb.). – Das Kloster St. Michaelis in Lüneburg erhielt anlässlich seines 600. Geburtstages ein imposantes Geschenk: Eine voluminöse und inhaltsschwere Festschrift mit 30 Beiträgen von 23 Autoren, „unterstützt und ermöglicht“ (Impressum) von der Klosterkammer Hannover, die das Vermögen des ehemaligen Klosters bis heute verwaltet und im Jahr 2018 ihren 200. Geburtstag beging. Gefeiert wird die Weihe des Langhauses am 11. Juli 1418, obwohl die Klostersgeschichte bis in die Mitte des 10. Jh.s zurückreicht (Erstnennung in einer von König Otto I. ausgestellten Urkunde 956), wenn auch bis 1373 an dem früheren Standort auf dem Kalkberg. „Die vielfachen Bezüge zur Landesgeschichte, die geistliche und die schulische Tradition machen St. Michaelis zu einem herausragenden Erinnerungsort in Niedersachsen“ (9). Die Bedeutung des Klosters lässt sich

auch daran erkennen, dass es bis 1471 Hauskloster und Grablege der Landesherren war, die Äbte des Klosters als Berater deutscher Kaiser fungierten, als Kaplane der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg sowie als Generalvikare des Bischofs von Verden dienten. Ab 1205 verlich Papst Innozenz III. den Äbten das Recht, Pontificalien (u. a. Mitra und Bischofsstab) zu tragen. Den Grußworten und der Einleitung (15–21) des Hg. folgen zwölf Beiträge im schlicht mit „Geschichte“ bezeichneten Kapitel, elf Beiträge im Kapitel „Bau“ und sieben im Kapitel „Kunst“. Erschlossen werden alle Beiträge durch ein Orts- und Personenregister sowie eine Gesamtliste der benutzten Quellen und Literatur. Den weitgehenden Verlusten an Ausstattung und Bausubstanz steht ein sehr guter Überlieferungsstand von schriftlichen (und auch Bild-) Quellen gegenüber (18). Die gesamte Klostersgeschichte wird in den einzelnen Beiträgen unter verschiedenen Perspektiven beleuchtet. Eine Würdigung aller Beiträge würde den Rahmen dieser Rezension sprengen. Deshalb kann hier nur ein oberflächlicher und selektiver Einblick gegeben werden. Sabine Graf beschreibt in ihrem Überblick die archivische Überlieferungslage des Klosters St. Michaelis, die „quantitativ und qualitativ ausgesprochen gut“ sei (25–33), während Tanja Kalmage sich in ihrem Beitrag der Gründungsproblematik widmet (35–40). Hier wird deutlich, dass Klöster im Mittelalter bedeutende Institutionen waren, die nicht nur dem Glauben und den Missionsbestrebungen dienten, sondern auch „zentrale Bildungseinrichtungen, Wirtschaftsunternehmen und Angelpunkt königlicher Machtausdehnung, Darstellung adeligen Selbstbewusstseins sowie anhaltenden Gedenkens“ (35) waren und somit auch innerhalb der Hansegeschichte Beachtung verdienen, so war bspw. das Benediktinerkloster St. Michaelis zentral in den Lüneburger Salzhandel eingebunden. Auch gab es vielfältige Verbindungen mit Lüneburger Patrizier- und Bürgerfamilien, deren Söhne in das Kloster eintraten oder die selber für ihr Seelenheil stifteten (darunter auch Ratsherren und Bürgermeister insbesondere des 14. und 15. Jh.s) und deshalb im Nekrolog genannt werden, dessen Originalhandschrift zwar im Zweiten Weltkrieg im Hauptstaatsarchiv Hannover verbrannte, der aber noch in einer vollständigen Edition aus dem Jahr 1833 vorliegt, wie dem Beitrag von Irmgard Haas (41–54) zu entnehmen ist. Die vielfältigen Beziehungen zwischen Kloster und Stadt analysiert der Beitrag von Uta Reinhardt (60–65). Interessante Einblicke in die Alltagsgeschichte gewährt die Auswertung von Rechnungsbüchern des Klosters zwischen 1475 und 1478 durch Niels Petersen (66–73). Eigene Beiträge sind auch der Reformationszeit (Lukas Weichert, 83–93), dem Hospital St. Benedicti (Uta Reinhardt, 94–99), der Bibliothek (Lukas Wolfinger, 100–113) und den Schulen (Dieter Rüdibusch, 114–123) gewidmet. Im Kapitel zur Baugeschichte behandelt Hansjörg Rümelin die Baugeschichte bis 1710 (143–186), das Baugrundstück und die Innere Klausur (191–228) sowie die

Abtei und die nachreformatorische Baugeschichte des Klosters, ergänzt um Beiträge weiterer Autoren ergibt sich so eine umfassende Würdigung. Das abschließende Kapitel „Kunst“ ist der einstmaligen Ausstattung bis 1852 gewidmet (nach einer Übersicht von Hansjörg Rümelin (339–394), ein Beitrag zum Schatz der Goldenen Tafel von Thorsten Henke (395–406) und ein Beitrag zum Passionsretabel von Neetze von Ingrid Geelen (407–411), darunter auch Beiträge zu den Glocken (Claus Peter, 412–435), der Musealisierung (Ulfert Tschirner, 436–456), den Siegeln (Barbara Klössel-Luckhardt, 457–460) und der Kirchenmusik (Tobias Gravenhorst, 461–469), sodass sich trotz aller Verluste ein vielfältiges Panorama der Klostersgeschichte entfaltet.

Der besprochene Band ist nicht die einzige neuere Publikation zu Kunst und Kultur der Hansestadt Lüneburg. Man kann geradezu von einem Forschungsboom in den vergangenen Jahren sprechen. Neben der Restaurierung, der Ausstellung und den Publikationen zur Goldenen Tafel, dem Forschungsprojekt zum Rathaus mit dreibändiger Publikation auch ein Band zu den Frauenklöstern (*Schatzhüterin. 200 Jahre Klosterkammer Hannover*) und in der von Barbara Welzel herausgegebenen Reihe *ars ecclesia* ein Band zur Sakraltopografie Lüneburgs, um nur eine Auswahl zu nennen. Eine ähnliche Aufmerksamkeit wäre auch anderen (Hanse-)Städten zu wünschen. Für Lüneburg werden bereits weitere ergänzende Publikationen im Vorwort (18) des hier angezeigten Bandes angekündigt: zur Regotisierung des Kircheninneren in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s und zur ehemaligen Residenz des Klosterabtes, einem Wasserschloss in Grünhagen. Anja Rasche

Zur Geschichte der niederdeutschen Landschaften und der benachbarten Regionen

Bearbeitet von *Volker Henn, Nils Jörn, Sarah Neumann* und *Ortwin Pelc*

RHEINLAND/WESTFALEN. Die Bonner Dissertation von Fabian Schmitt, *Ministeriale des Kölner Erzstifts im Hochmittelalter. Dienst, Herrschaft und soziale Mobilität* (Rheinisches Archiv 164, Wien-Köln-Weimar 2021, Böhlau Verlag, 426 S., 47 Tab., 3 Ktn., Personenregister), bietet eine in jeder Hinsicht umfassende Untersuchung zu der in der Forschung bislang noch nicht systematisch erfassten Kölner Ministerialität im Zeitraum von 1056 bis 1261. Das Fundament der Arbeit bildet eine anhand der Zeugenlisten der ebfl. Urkunden erstellte und im umfangreichen tab. Anhang (378–419) dokumentierte prosopografische Erfassung der Kölner Ministerialen, die neben quantitativen Aussagen auch die Rekonstruktion lokaler und personeller Netzwerke erlaubt.

Eine differenzierte Darstellung der Funktion der Kölner Ministerialen gelingt Vf. anhand der Analyse von „Lebenswelten“ (Grundherrschaft, ebfl. Hof, Stadt Köln, ebfl. Burgen, das kölnische Westfalen sowie die Städte Soest, Bonn und Andernach), die nicht nur die zentrale Rolle der Ministerialität in der ebfl. Verwaltung und Herrschaftsausübung bestätigt, sondern auch deren eigene Aktivitäten belegt. Dabei wird am Beispiel der ebfl. Zöllner, die Vf. aufgrund seiner Untersuchungsergebnisse nicht der Ministerialität zuordnet, und anhand der ministerialen Beteiligung an den sich formierenden städtischen Selbstverwaltungsorganen auch das Verhältnis von Stadt und Ministerialität exemplarisch beleuchtet (185–224). Mit Blick auf die gesellschaftliche Bedeutung der Ministerialität ist festzuhalten, dass sie sich durch hohe soziale Mobilität auszeichnete und aufgrund dessen auch nicht als rechtlich fest gefügter, nach außen abgeschlossener Stand betrachtet werden sollte. Insgesamt liefert Vf. mit seinen auf akribischem Quellen- und Literaturstudium beruhenden Erkenntnissen zur Kölner Ministerialität eine mustergültige Detailstudie zu einem für die mittelalterliche Sozialgeschichte zentralen Forschungsfeld. S. N.

Die Wehrhaftigkeit Kölns steht im Zentrum einer umfassenden Studie von Klaus Militzer, deren erster Teil unter dem Titel *Die Türme und Mauern in Köln im Mittelalter: Chronologie, Aussehen, wirtschaftliche und soziale Aspekte* (JbKölnGV 84, 2021, 43–126) erschienen ist. Rekonstruiert wird dabei zunächst die chronologische Entwicklung der Kölner Stadtmauer von römischer Zeit bis in das 15. Jh. (45–68), um im nächsten Schritt das Aussehen der Wehrbauten – sofern auf Grundlage von Textzeugnissen möglich – zu beschreiben (72–98). Nachdem das befestigte Köln so vor dem inneren Auge der Leserschaft Gestalt angenommen hat, verknüpft Vf. die baulichen Gegebenheiten mit dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben der Stadt: So wird die Ausbildung des für die Verteidigungsbereitschaft der Stadt wichtigen Amtes der Rentmeister und der ihm bei-/untergeordneten Ämter (Wachtmeister, Stimmmeister sowie Umläufe) nachgezeichnet (68–72). Anhand der Schreinsbücher wird für den Zeitraum von 1360–1410 die soziale Zusammensetzung von Bürgern und Eingesessenen an den Straßen zu den Stadttoren minutiös rekonstruiert, was zugleich einen wichtigen Beitrag zur Gewerbe-Topografie des spätmittelalterlichen Köln leistet (104–126). Ausgehend von den Stadttoren, die für Auswärtige die entscheidenden Engpässe im Zugang zur Stadt und zur städtischen Wirtschaft darstellten, zeichnet Vf. zudem den (Fern-)Handel und die obrigkeitlichen Vorgaben zur Kontrolle und Regulierung der Warenströme nach (98–104). Insofern beleuchtet der Beitrag also weitaus mehr als reine Fragen der Stadtbefestigung, sondern zeigt auch die damit verbundenen sozialen und wirtschaftlichen Dimensionen des „wehrhaften Köln“ auf. S. N.

Gérald Chaix fügt der auf dreizehn Bände angelegten Geschichte der Stadt Köln mit *Köln im Zeitalter von Reformation und katholischer Reform 1512/13–1610* (Geschichte der Stadt Köln, Bd. 5, Köln 2021, Greven Verlag, 485 S., 90 meist farb. Abb., Personen-, Orts- und Sachregister, 1 Beil.) einen weiteren, im besten Sinne gewichtigen Band hinzu, der in der Tradition des von J. Deeters begründeten Diktums vom kölnischen Sonderweg der deutschen Stadtgeschichte durchsichtig macht, warum die Reformation in Köln nicht wie in anderen Reichsstädten Fuß fassen konnte. Das erste Kapitel (*Köln zwischen Darstellung und Wirklichkeit: 1512/13–1562*, 7–60) dient zunächst dazu, die Leserschaft über herausragende Zeugnisse wie den Woensamplan von 1531 und Hermann Weinsbergs Aufzeichnungen (8–19) in das Köln des 16. Jh.s einzuführen, das in der Folge mit Blick auf seine Topografie (20–25), auf den städtischen Alltag (26–46) und auf seine Position als Wirtschaftsstandort sowohl für Fernhandel als auch für Gewerbe (47–60) genauer umrissen wird. Auf dieser Grundlage werden die vielfältigen Entwicklungen in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, Religion und Kultur für die erste und zweite Jahrhunderthälfte einer gesonderten Betrachtung unterzogen. Die entscheidende Zäsur bildet dabei das Jahr 1562, in dem für alle Ratsmitglieder das katholische Bekenntnis verbindlich festgeschrieben wurde. Diesem offiziellen Bekenntnis vorausgegangen waren von Unruhen und dem Ringen um Reformen geprägte Zeiten, die Vf. in die Phasen *Die Zeit der Wirren, 1512–1525* (81–91), *Die Zeit der Reformen, 1525–1547* (92–105) und *Die Zeit der Versteigerung, 1547–1562* (106–111) unterteilt. An das politische Porträt der ersten Jahrhunderthälfte knüpft das Kapitel *Religiöses Leben und Reformen* (112–147) an, in dem zunächst die grundlegende religiöse Struktur und das kirchliche Leben Kölns beleuchtet werden, bevor die Reaktionen auf reformatorisches Gedankengut in Köln in den Blick rücken; dabei erwiesen sich u. a. Kauffleute als Multiplikatoren, indem sie reformatorische Bücher erwarben und nach Köln brachten (126). Dies reichte indes nicht aus, um den Fortbestand der katholischen geistlichen Institutionen und ihrer religiösen Praktiken zu erschüttern. Den kulturellen Ausgangsbedingungen und Veränderungen im Kontext von Reformation und Gegenreformation widmet sich das Kapitel *Bildung, Buch und Kunst: Zwischen Tradition und Erneuerung* (148–194) und umreißt dabei auch Kölns zentralörtliche Funktion als Bildungsstätte, Zentrum der Buchproduktion und „Hauptstadt der Künste“ (176). Mit einer Skizze der Krisen und Veränderungen, die die zweite Jahrhunderthälfte prägten, beginnt der zweite Teil der Darstellung. Dabei werden neben klimatisch-demografischen Phänomenen (207–215) sowie gesellschaftlichen Veränderungsprozessen (228–237) auch wirtschaftliche Entwicklungen beleuchtet (216–227), zu denen neben Anpassungen im produktiven Sektor auch merkliche Verschiebungen in den Handelsnetzen zählten: So zogen sich Kölner Kauffleute zunehmend aus dem Ostseeraum

zurück; die Abschließung des englischen Marktes für Hansekaufleute traf insbesondere die Kölner empfindlich und die Eröffnung eines Hansekontors in Antwerpen unter Leitung eines Kölner Syndicus erwies sich für die Stadt als nur bedingt positive Entwicklung (216–219). Die *Bedrohungen von außen und innere Entwicklung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts* (238–297) werden im folgenden Kapitel behandelt. Aufgezeigt werden zunächst die vielfältigen Verflechtungen Kölns mit dem Reich, dem Niederrhein und den Niederlanden sowie der Kurie, um dann mit Gemeinde, Gaffeln und Rat den Blick auf die politischen Akteure in der Stadt zu richten (258–268) und den Weg zum „Summarischen Extrakt“ von 1610 nachzuzeichnen, dem neben Verbundbrief und Transfixbrief dritten zentralen städtischen Verfassungsdokument. Entsprechend der Darstellungsreihenfolge zur ersten Jahrhunderthälfte schließen sich die beiden umfangreichen Kapitel *Religiöses Leben zwischen Reformen, Reformation und katholischer Reform* (298–338) und *Kultur und Gesellschaft zwischen Renaissance und Barock* (339–394) an. So wird insgesamt ein lebendiges und quellennahes Bild von der Vielfalt des städtischen Lebens im Köln des 16. Jh.s gezeichnet. Der Band wird sich – auch im Verbund mit dem Vorgängerband – als wertvolles Kompendium für alle an der Geschichte Kölns an der Wende vom Spätmittelalter zur Neuzeit Interessierte erweisen. Unterstützt wird dies auch durch die hervorragende Ausstattung des Bandes mit 90 hochwertigen Abbildungen und der Reproduktion des Mercator-Plans von 1570–1571, die dem Band als Beilage beigegeben ist. S. N.

Die Stadt und die Anderen. Fremdheit in Selbstzeugnissen und Chroniken des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit, hg. von Andreas Rutz (Städteforschung, Reihe A: Darstellungen 101, Wien-Köln-Weimar2021, Böhlau Verlag, 317 S., Orts- und Personenindex), bündelt die Ergebnisse der Herbsttagung der Abteilung für Geschichte der Frühen Neuzeit und Rheinische Landesgeschichte des Bonner Instituts für Geschichte aus dem Jahr 2018, die dem 500. Geburtstag des Kölner Ratsherrn und Chronisten Hermann Weinsberg gewidmet war. Thematische Klammer war dabei die Frage, wie die Erfahrung und Wahrnehmung von Fremdheit in städtischen Selbstzeugnissen und Chroniken der Vormoderne aufgegriffen wurde. Die notwendigen methodischen Überlegungen dazu liefern die instruktiven Beiträge von Andreas Rutz, *Fremdheit in städtischen Selbstzeugnissen und Chroniken. Methodische und quellenkundliche Vorüberlegungen* (13–28), und Michaela Fenske, *Relationalität und Relativität des Fremden. Perspektiven aus der Europäischen Ethnologie* (29–42). Neben Beiträgen zu den Komplexen „Körper und Geschlecht“, „Das Eigene und das Fremde“ sowie „Literarische Konstruktionen von Fremdheit“ kreisen vier Beiträge das Thema „Hermann Weinsberg und die Anderen“ ein: Peter Glasner untersucht anhand des Buchs Weinsberg

und der Gedenkbücher *Symbolisierungsformen von Ich- und Wir-Identität bei Hermann (von) Weinsberg (1518–1597)* und kann – insbesondere durch die Einbeziehung der bislang weitgehend vernachlässigten Illustrationen des Buchs Weinsberg eindrücklich aufzeigen, dass sich in Weinsbergs Arbeit am und für das Familiengedächtnis personale Identität des Vf.s und kollektive Identität seines Geschlechts verschränken (93–125). – Anhand der Gedenkbücher geht Andreas Rutz der Frage nach, wie Weinsberg Freund und Feind in dem für ihn in Beobachterperspektive präsenten Kriegsgeschehen identifiziert (*Die Anderen im Krieg. Spanier, Niederländer und anderes ‚Kriegsvolk‘ in den Aufzeichnungen des Kölner Ratsherrn und Chronisten Hermann Weinsberg (1518–1597)*, 127–143). Dabei wird deutlich, dass der Chronist – je näher die Ereignisse bzw. die durchziehenden Truppen und Soldaten rücken – zunehmend in Argumentationsnöte gerät, erweisen sich die eigenen Leute doch bisweilen als ähnlich große Bedrohung für die Zivilbevölkerung wie die fremden Truppen. – Weinsbergs Wahrnehmung von Pilgern, Juden, Glaubensflüchtlingen und Kaufleuten geht Krisztina Péter (*Hermann Weinsberg and the Others*, 145–158) nach und kontrastiert ihren Befund zu diesen Gruppen mit dem *gemein folck*, das von Weinsberg als ein andersartig wahrgenommener Negativ-Faktor im Inneren der Stadt thematisiert wird. Dabei kann Vf.in zeigen, dass das leitende Kriterium für Weinsbergs positive resp. negative Einschätzung der jeweiligen Personenkreise nicht ihre Nationalität oder Konfession, sondern ihr sozialer Status war. – Eva Bütthe-Scheider führt Weinsbergs Status’ als (ehemals) Fremder in Köln vor Augen, der Sprache bzw. Schrift zur Identifikation und Abgrenzung nutzt und gegenüber verschiedenen sprachlichen Einflüssen in der Stadt offen war, wie sich an der Entwicklung seiner eigenen Namensschreibung zeigt (*Weinsberch – Weinsberg – Weinsbergh. Namensschreibung und Identität im Köln des 16. Jahrhunderts*, 159–184). S. N.

Die enge Verflechtung von *Politik und Religion am Niederrhein zur Zeit der Reformation* steht im Mittelpunkt des Beitrags von Irmgard Hantsche (Duisburger Forschungen 63, 2021, 263–287, 13 s/w-Abb., darunter 8 Ktn.). Besonderes Augenmerk ruht dabei auf der in den gesamten Niederrheinraum ausstrahlenden Religionspolitik der Vereinigten Herzogtümer, dem Anfang des 16. Jh.s erfolgten Zusammenschluss von Kleve, Jülich, Berg, Mark und Ravensberg sowie der Herrschaft Ravenstein an der Maas. Die ersten Regenten dieses großflächigen Herrschaftsgebietes, Hz. Johann III. und in der Folge sein Sohn Hz. Wilhelm V., schlossen sich zwar nicht der lutherischen Lehre an, befürworteten aber – aus politisch-pragmatischen Gründen – einen obrigkeitlich geleiteten Reformprozess und verfolgten einen liberalen religionspolitischen Kurs. Diesen konnten sie auch 1543 nach der Niederlage gegen Kaiser Karl V.

in den Auseinandersetzungen um die Vormacht im Nordwesten des Reichs beibehalten, dabei zahlr. protestantisch-calvinistischen Glaubensflüchtlingen v. a. aus den Niederlanden Zuflucht bieten und insgesamt der Entwicklung konfessioneller Vielfalt Vorschub leisten. Erst die Durchsetzung der Gegenreformation im Kfstm. Köln und der auch konfessionell grundierte Kampf der Niederlande gegen die spanische Herrschaft, der auf den gesamten Niederrhein ausstrahlte, führten zu einer Verschärfung der Konfessionspolitik in den Vereinigten Herzogtümern. S. N.

Heinrich Schoppmeyer, *Städte in Westfalen. Geschichte vom Mittelalter bis zum Ende des Alten Reiches* (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte 90/Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen, N. F. 71, Paderborn 2021, Brill/ Schönigh, XXI, 658 S., 37 Abb., 1 Übersichtskt.). – Ohne Zweifel gehört Vf. zu den besten Kennern der westfälischen Städtegeschichte. 1968 erschien seine Dissertation über die Paderborner Städte und seitdem hat er in zahllosen Veröffentlichungen wesentliche Beiträge zur Geschichte der westfälischen Städte vorgelegt, wobei seine besondere, aber nicht ausschließliche Aufmerksamkeit den ostwestfälischen und den märkischen Städten galt. Mit dem vorliegenden, in jeder Hinsicht gewichtigen Buch legt er gewissermaßen die Summe seiner langjährigen Beschäftigung mit den vielfältigen Aspekten des Themas vor. Einleitenden Überlegungen zur Abgrenzung des Untersuchungsraums Westfalen (wobei die Raumbeschreibung im „Westfalenbuch“ W. Rolevincts überraschenderweise unerwähnt bleibt), zum Stadtbegriff sowie zu den Entstehungsphasen des Städtewesens in Westfalen folgen drei Kapitel, die der Situation im Mittelalter gewidmet sind. In ihnen geht Vf. den Anfängen der Stadtwerdung und der Gründung von Städten in den verschiedenen westfälischen Territorien nach. Dabei schließt er sich in leicht abgewandelter Form der von C. Haase vorgeschlagenen Periodisierung an und unterscheidet drei Phasen städtischer Entwicklung: eine erste, die bis 1180, eine zweite, die in drei „Wellen“ (1180–1240, 1240–1290, 1290–1350) bis zur Mitte des 14. Jh.s reicht, und eine dritte, die sich bis ca. 1480/1500/1520 (!) erstreckt. – War im ersten Zeitabschnitt die Zahl der in Anlehnung an schon seit dem frühen Mittelalter bestehende herrschaftliche oder kirchliche Zentralorte gewachsenen Siedlungen, die das größte Entwicklungspotenzial besaßen und spätestens seit der Mitte des 12. Jh.s auf dem Weg zu selbstbestimmten Bürgergemeinden als Schwurverbände freier und gleichberechtigter Mitglieder waren (und später als „Autonomiestädte“ angesprochen werden), noch vergleichsweise gering, so setzte mit der Gründung Lippstadts (wohl um 1185, in einem „gestreckten Prozeß“, 80) ein explosionsartiger Anstieg der Urbanisierung ein. Bis ca. 1350 wurden mehr als 120 neue Städ-

te gegründet: In der ersten „Welle“ noch nach dem Vorbild der älteren Städte und in der Absicht, von der erwarteten Wirtschaftskraft der Kommunen zu profitieren, später zumeist nur als Klein- und Kleinststädte, nach 1290 vielfach nur noch als sog. Minderstädte (Wigbolde, Freiheiten, Flecken), denen nur sehr eingeschränkte Selbstverwaltungsrechte zugestanden wurden und deren wirtschaftliche Bedeutung sich in engen Grenzen hielt. Bis zum Ende des Mittelalters kamen noch einmal rund 60 Zwerg- und Minderstädte hinzu, die sich durch ihre „funktionale Einlinigkeit“ (198) als Nahmärkte oder spezialisierte Gewerbeorte und in einzelnen Fällen auch als Residenzorte der bischöflichen Landesherren oder als Vororte von landesherrlichen Ämtern auszeichneten. Diese Vorgänge werden vom Vf. mit Blick auf die einzelnen Territorien und im steten Rekurs auf die konkreten Verhältnisse der betroffenen Städte ausführlich vorgestellt. Dabei geht es um die topografischen Voraussetzungen, die planerischen Absichten und die räumliche Entwicklung der neuen Städte, ihre rechtliche Ausstattung im Spannungsfeld zwischen bürgerlichen Emanzipationsbestrebungen und herrschaftlichen Ansprüchen sowie die fiskalische und fortifikatorische Bedeutung der Gründungen im Rahmen des Ausbaus und der Konsolidierung der jeweiligen Territorien. Thematisiert werden darüber hinaus die Landstandschaft der Städte und das damit verbundene Mitspracherecht in Landesangelegenheiten, die „rechtliche Verfaßtheit“ (241) der Städte (mit Blick auf die Stadtrechte und Stadtrechtskreise, die Modalitäten der Ratswahlen, die Stadtkonflikte, die jurisdiktionellen Befugnisse der Städte u. a. m.), die wirtschaftliche Situation des Handels und der Gewerbe (insbesondere in der Metallgewinnung und -verarbeitung sowie im Textilbereich) und der gesellschaftliche Alltag im späten Mittelalter. – Während des „langen“ 16. Jh.s verschärften sich die Konflikte zwischen dem Streben v. a. der wenigen größeren Städte nach Selbstbestimmung und den ihre fürstliche Souveränität beanspruchenden Landesherren. Auch das Ringen um die Durchsetzung der Reformation seit den späten 20er Jahren des 16. Jh.s, die in den einzelnen Städten einen sehr unterschiedlichen Verlauf nahm, führte zu Auseinandersetzungen zwischen den Bürgerschaften und den städtischen Räten auf der einen, den städtischen Räten und den jeweiligen Stadtherren auf der anderen Seite, was nicht ohne Folgen für das innerstädtische Verfassungsgefüge blieb. Die Kriege des 17. und 18. Jh.s, insbesondere der Dreißigjährige Krieg, trugen wesentlich zum Niedergang der meisten der westfälischen Städte bei, ablesbar an den sinkenden Einwohnerzahlen und dem spürbaren Verlust an Finanz- und Wirtschaftskraft (ausgenommen das südmärkische Osemund- und Drahtrevier oder die münsterländischen und ostwestfälisch-lippischen Leinenregionen). Gegen Ende des 18. Jh.s gab es in Westfalen mehr als 200 Städte, von denen aber nur ein verschwindend geringer Teil den größte-

ren Mittelstädten (mit mehr als 3000 E.) zugerechnet werden kann. In einer Situation der Schwäche sahen sich die Städte den verstärkten Angriffen ihrer fürstlichen Landesherren auf ihre städtischen und ständischen Privilegien ausgesetzt. Am Ende verloren sie „aus landtsfürstlicher macht und gewalt“ (477) nach und nach das Recht auf freie Ratswahlen; hinzu kamen die Bestrebungen, das Gerichtswesen zulasten der Städte zu vereinheitlichen. Die Einbindung der Städte in die neuen Verwaltungsstrukturen war vielerorts mit dem Verlust an zentralörtlicher Bedeutung verbunden, wurde in bestimmten Fällen aber mit der Einrichtung neuer Behörden im Rahmen der landesfürstlichen Administration kompensiert. Zur Entstehung neuer Städte kam es nach 1648 angesichts kriegs- und seuchenbedingter Bevölkerungsverluste kaum noch. Parallel zur politischen Entmachtung der Städte erfolgten die von kameralistischem Denken geprägten fürstlichen Regulierungen des Wirtschaftslebens, die den Städten als eigenständigen Wirtschaftssubjekten wenig Raum ließen. Am nachhaltigsten fielen die entsprechenden Fördermaßnahmen in den seit 1614/1666 brandenburgisch-preußischen Territorien aus, während sich die Gewerbepolitik vor allem in den geistlichen Territorien als wenig zukunftsorientiert erwies. – Vf. hat eine umfassende und zugleich bemerkenswert differenzierte Darstellung des Städtewesens in Westfalen vorgelegt, die seine große Vertrautheit mit den Quellen und dem einschlägigen Forschungsstand verrät, die auch das Alltags- und das Geistesleben nicht ausspart (sogar der städtischen Geschichtsschreibung einen eigenen Abschnitt widmet) und die konkreten Verhältnisse in den einzelnen Städten nie aus den Augen verliert, die hier aber nur in sehr groben Zügen vorgestellt werden konnte. Dass auch die Beziehungen der westfälischen Städte zur Hanse zur Sprache kommen, versteht sich in Anbetracht der – nach verbreiteter Meinung – mehr als 80 (!) westfälischen Hansestädte von selbst. Dass sie über die verschiedenen regionalen Städtebünde und Landfriedenseinigungen seit 1246 in das „hansische Beratungs- und Kommunikationsnetzwerk“ (301) hineingewachsen seien, erscheint aber eher fraglich. Und ob Hamm, das noch 1494 zu den kleinen Beistädten gezählt wurde, schon im 13. Jh. als „Sprecher und Interessenvertreter der Städte Westfalens“ (ebd.) wahrgenommen wurde, wird man wohl bezweifeln dürfen. In den Quellen gibt es auch keine Hinweise darauf, dass Minden, Herford oder Lemgo ihnen nachgeordnete hansische Beistädte auf gesamthansischen Tagfahrten oder Drittelstagen vertreten hätten, wie überhaupt die Vorstellung von den hansischen Unterquartieren seit den Forschungen von F. B. Fahlbusch auf tönernen Füßen steht. – Von Vorteil wäre es sicherlich gewesen, weil es das Zurechtfinden im Buch erleichtert hätte, wenn die im Inhaltsverzeichnis genannten Überschriften der Unterkapitel auch in den lfd. Text übernommen worden wären. Die eingeklammerten Kleinbuchstaben am Beginn eines neuen Unterkapitels sind beim Blättern schnell übersehen. Dem Buch ist eine Übersichtskarte zu den Entstehungs-

schichten der westfälischen Städte beigegeben (588/589), deren Informationswert aber darunter leidet, dass die nach 1240 entstandenen Städte nur als namenlose Signaturen erscheinen, was die Orientierung angesichts der vielen kleinen Orte deutlich erschwert. Nach Ansicht des Rz. wären unterstützende Detailkarten zumindest zu den wichtigsten Zeitstufen der Stadtentstehung, die auch die jeweiligen landschaftlichen Schwerpunkte hätten sichtbar werden lassen, wünschenswert gewesen. Im Literaturverzeichnis vermisst man den einen oder anderen Titel, und manche in den Fußnoten genannte Arbeit sucht man im Literaturverzeichnis vergebens. Doch können diese kleinen Ausstellungen den Wert des Buches nicht schmälern, das sich noch lange als ein unverzichtbares Kompendium der westfälischen Städtegeschichte bewähren wird. *V. H.*

Henrike Bolte zeichnet *Die Auslagerung des Stadtarchivs Dortmund im Zweiten Weltkrieg* (Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark 111, 2020/21, 167–209) eindrücklich nach. Auf breiter Quellenbasis – neben rechtlichen Vorgaben und offizieller Korrespondenz sind hier v. a. die Aufzeichnungen Luise von Winterfelds, Leiterin des Dortmunder Stadtarchivs von 1916–1950, zu nennen – bietet sie umfassenden Einblick in die Herausforderung der Sicherung von Archivgut im Kriegsfall. Seit der Veröffentlichung des neuen Luftschutzgesetzes 1935 wurde dieses Thema in den Fachkonferenzen der deutschen Staatsarchive intensiv diskutiert und Luise von Winterfeld wies bereits 1937 auf die Notwendigkeit hin, einen Archivstandort zu finden, an dem die Bestände besser gegen Feuer- und Fliegergefahren geschützt seien. Entsprechend der eine Woche nach Kriegsbeginn ergangenen Vorgaben nahm sie eine Priorisierung der Dortmunder Bestände vor und ließ die wertvollsten Stücke in einen Tresorraum der westfälischen Landesbank verbringen, der jedoch auch nicht dauerhaft sichere Verwahrung bot. Unter dem Druck des Luftkriegs, der die Suche nach sicheren Aufbewahrungsstätten jenseits Dortmunds zunehmend aussichtslos erscheinen ließ, regte Winterfeld an, öffentliche Luftschutzräume als Ausweichlager zu nutzen. Die wertvollsten Bestände überstanden den Krieg so im „Haus Dortmund“ bei Meschede und im ehemaligen Kloster Grafschaft bei Schmallebenberg; Verluste waren allerdings nach Kriegsende durch Plünderung bzw. Vernichtung in der Zeit von Mai bis August 1945 zu verzeichnen. Die Größe dieses Verlusts – auch für die spätmittelalterliche Stadtgeschichte – lässt sich anhand der dem Beitrag beigefügten Übersicht hervorragend nachvollziehen (*Verluste und Vorhandenes in Bestand 202 – Amtsbücher*, 191–209). Insgesamt führt der überaus lesenswerte Beitrag also nicht allein die wechselvolle Geschichte der Dortmunder Bestände und das immense Engagement Luise von Winterfelds vor Augen, sondern verdeutlicht an diesem Beispiel auch die Bedeutung des Kulturgutschutzes im Allgemeinen. *S. N.*

Danian Offer untersucht *Die Darstellung von Hinrichtungen im Soester Nequambuch* (SoesterZs. 133, 2021, 15–38), die bislang v. a. in kunsthistorischer Perspektive und weitgehend losgelöst von dem Text dieses öffentlichen Acht- und Schwurbuchs der Stadt Soest aus dem 14./15. Jh. betrachtet wurden. Vf. schlägt hier einen anderen Weg ein und stellt zunächst die textlichen Hinweise auf Hinrichtungen im Nequambuch zusammen, die aus einem Beleg für das Abbitten vom Galgen und Androhungen von Todesstrafen bestehen. Im Anschluss daran werden die beiden Miniaturen, die eine Hinrichtungsszene zeigen – Räderung und Enthauptung – mit Blick auf den Bildaufbau und die Figurengestaltung genauer untersucht. Besondere Bedeutung kommt dabei den dargestellten Zuschauerreaktionen zu, die eine große Bandbreite zwischen Entsetzen und Mitleid abdecken, sowie dem eher grimmig bis abstoßend präsentierten Henker. Als Korrektiv zu diesen Hinrichtungsdarstellungen wird abschließend die bildliche Umsetzung einer Ehrenstrafe, der sog. Wippe, hinzugezogen. Auf der Grundlage dieser Zusammenschau von Text und Bild kann Vf. einerseits die Hinrichtungsdarstellungen, die im Gegensatz zu der geringen Bedeutung der Todesstrafe im Text stehen, als visuelles Abschreckungsmoment deuten und zugleich die offizielle Haltung zu Todes- und Ehrenstrafen im spätmittelalterlichen Soest rekonstruieren. S. N.

Die Münsteraner Dissertation von Anna Krabbe *Inseln in der evangelischen Stadt? Religiöse Gemeinschaften in Herford und Soest 1521–1609* (Westfalen in der Vormoderne 34, Münster 2021, Aschendorff Verlag, 431 S., div. Ktn. und Tab.) bietet umfassende Antworten auf die Frage nach der Einbindung religiöser Gemeinschaften in die Stadtgesellschaft nach Einführung der Reformation. Am Beispiel der durch vergleichbare Grundstrukturen geprägten Autonomiestädte Herford und Soest, die eine Vorreiterrolle bei Einführung der Reformation in Westfalen übernahmen, kann Vf. in überzeugend darlegen, dass die religiösen Gemeinschaften auf vielfältige Weise mit der Stadtgesellschaft verflochten blieben. Die Analyse stützt sich dabei auf ein beeindruckendes Corpus aus archivalischen (388–395) und edierten Quellen (395–400), das vielfältige Selbstzeugnisse der religiösen Gemeinschaften und verschiedener städtischer Akteure versammelt. Im Reformations-, Ordens-, Stadt- und Landesgeschichte souverän verknüpfenden Zugriff (s. dazu 16–27) wird die Verbindung zwischen religiösen Gemeinschaften und Stadtgesellschaft auf drei Ebenen untersucht. Den mit gut 180 Seiten umfangreichsten Teil nehmen die funktionalen Aspekte Pfarraufsichtsrechte (53–91), Seelsorge (92–139), Bildung und Schule (140–179), Caritas (180–196) und Jurisdiktion (196–237) ein. Dabei zeigt sich einerseits in nahezu allen Bereichen ein Bedeutungsrückgang der religiösen Gemeinschaften, der aber andererseits nie zu ihrer

Isolation oder gar Verdrängung führte. Die starke Stellung der religiösen Gemeinschaften im Bereich der Armenfürsorge und ihr Sonderrechtsstatus blieben sogar weitgehend unverändert bestehen. Die zweite Untersuchungsebene nimmt die wirtschaftliche Verflechtung von religiösen Gemeinschaften und Stadt in den Blick (238–288). Deutlich wird auch hier, dass Erstgenannte zwar finanzielle Einbußen zu verzeichnen hatten, aber als Produzenten und Konsumenten konstant in das städtische Wirtschaftssystem eingebunden blieben. Dieser Befund wird auch auf topografischer und symbolisch-kommunikativer Ebene (289–374) bestätigt: Zwar waren die religiösen Gemeinschaften aufgrund von z. B. Vorgaben zu Kleidung oder Bewegungsradius im öffentlichen Raum weniger stark präsent als zuvor, gleichwohl kann Vf. auch nachweisen, dass Gemeinschaftsmitglieder durch Freundschafts- und Verwandtschaftsnetzwerke weiterhin fest in die Stadtgesellschaft eingebunden waren. Als die titelgebenden „Inseln in der evangelischen Stadt“ erwiesen sich die religiösen Gemeinschaften also nur bedingt; sie existierten nicht losgelöst von der Stadtgemeinschaft, sondern blieben eng mit ihr verbunden. Vf. gebührt das Verdienst, die Vielfalt dieser Verbindungen aufgedeckt und die komplexen Integrations- und Desintegrationsprozesse, denen die religiösen Gemeinschaften nach Einführung der Reformation ausgesetzt waren, umfassend rekonstruiert zu haben. Ihre Studie weist damit weit über die beiden untersuchten Fallbeispiele hinaus und trägt insgesamt zu einem vertieften Verständnis religiöser Gemeinschaften in der Stadt bei. S. N.

Die Grafschaft Ravensberg in Mittelalter und Reformationszeit, hg. von Ulrich Andermann und Michael Zozmann (Bielefeld 2021, Verlag für Regionalgeschichte, 291 S., Personen- und Ortsregister), bündelt die Ergebnisse des ersten Ravensberger Kolloquiums aus dem Jahr 2021. Den Auftakt macht Frank Huismann mit einer vergleichenden Untersuchung der Herrschaftsbildungen in Lippe und Ravensberg bis 1346 (9–29). Roland Linde widmet sich im Anschluss dem Wandel der grundherrschaftlichen Verhältnisse in der Gft. Ravensberg einschließlich Stadt und Reichsabtei Herford an der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit (31–47). Auch Jürgen Jablinski nimmt diese Umbruchs- bzw. Übergangsphase in den Blick und konzentriert sich dabei auf die Pfandherrschaft als eine Form lokaler und regionaler Herrschaftsausübung, von der wesentliche Impulse für die Entwicklung zum vormodernen Staat ausgingen (49–73). Eng verbunden mit der jeweiligen herrschaftlichen Durchdringung der Gft. ist auch die Ausgestaltung der Gerichtsverfassung, deren Entwicklung Ulrich Andermann umfassend aufarbeitet (75–121). Hand in Hand mit den Entwicklungen im Gerichtswesen geht die Formierung der Landesverwaltung, der sich Wolfgang Schindler zuwendet, indem er Herkunft und Karriereverläufe der

landesherrlichen Amtsträger rekonstruiert (123–174). Elizabeth Harding widmet sich dem Archiv der Ravensberger Ritterschaft, das beispielhaft für die politischen Legitimations- und Behauptungsstrategien des Adels im 16. Jh. gelesen werden kann (175–190). Auch Stefan Gorißen fokussiert das 16. Jh. und konzentriert sich auf die Herrschaftspraxis in Ravensberg und die übergeordnete Frage nach der Einbindung dieser westfälischen Exklave in die Vereinigten Herzogtümer (191–212). Eine alltagsgeschichtliche Perspektive auf die Konfessionsbildung nimmt Antje Flüchter ein und untersucht, ob und wie sich die von den Hz. von Jülich-Kleve-Berg im 16. Jh. verfolgte Kirchenpolitik und die damit verbundenen Regulierungsbemühungen im Gemeindealltag niederschlugen (213–231). Christian Helbich beleuchtet abschließend Bildungsansprüche und ihre konkrete Umsetzung in Bielefeld und Herford (233–271). – Insgesamt zeichnet der Band also nicht nur die politisch-rechtliche Entwicklung der Gft. nach, sondern macht v. a. die Herrschaft und Gesellschaft gleichermaßen betreffenden Transformationsprozesse an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit durchsichtig. S. N.

Ulrich Andermann untersucht in *Bürgersprachen, Statuten und Brüchten im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bielefeld* (Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 106, 2021, 7–32) die Vorgaben der städtischen Gerichtsverfassung zur Sanktionierung von Rechtsübertretungen. Dazu rekonstruiert er zunächst Entstehungskontext sowie Form und Inhalt der Bielefelder Burspraken, die an der Wende vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit zunehmend den Charakter von Ratsverordnungen annahmen und dabei auch regelmäßig Geldzahlungen im Falle von Zuwiderhandlungen festlegten. Diese sog. Brüchten fielen anteilig an die Stadt und an den Stadt- und Landesherrn, stellten also für beide Größen eine wichtige Einnahmequelle dar. Sie pauschal im Bereich des spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen (Straf-)Rechts zu verorten, wäre indes falsch. Vielmehr kann Vf. unter Rückgriff auf die moderne juristische Terminologie das Verständnis für dieses Phänomen und damit auch für die Differenziertheit der spätmittelalterlichen Gerichtsverfassung schärfen: Brüchten kamen ausschließlich als Instrument zur Ahndung von weniger gravierenden Regelverstößen zum Einsatz, sind also am ehesten mit Bußgeldern zu vergleichen. Die moderne Unterscheidung zwischen Kriminaldelikten und Ordnungswidrigkeiten ist also mittelbar auch in der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Rechtskultur greifbar. S. N.

NIEDERSACHSEN. *600 Jahre Niedersächsische Juristen. Ein biographisches Lexikon*, hg. von Joachim Rückert und Jürgen Vortmann (2. durchgesehene und wesentlich erweiterte Aufl., Halle 2021, Universitätsverlag Halle-Wittenberg, 884 S., mehrere Abb. und Ktn., Register). – „Nun möge das

Werk die Meister loben!“, so beschließt Rückert sein Vorwort zur 2. wesentlich erweiterten Auflage (70 neue Kurzartikel, zahlr. Aktualisierungen und Überarbeitungen in den anderen seit der 1. Auflage vor 21 Jahren erschienen Texten) und übergibt einen gewichtigen Band der Öffentlichkeit, der auch für die Hansegeschichte durchaus bemerkenswert ist und deshalb hier angezeigt werden muss. Welchen Wert die Verrechtlichung für den Handel der Hanse hatte, tritt uns deutlich aus den Quellen entgegen und doch wissen wir noch viel zu wenig über die Akteure, die für diese Professionalisierung der Rechtsgeschäfte und damit auch den Reichtum in den Hansestädten gesorgt haben.

Juristen, die im engeren Sinne im hansischen Kontext wirkten, haben mit Ertwin Ertmann (um 1430–1505), dem Bürgermeister und ersten Chronisten Braunschweigs, Johannes Borcholten (1535–1593), der 1567 zunächst Syndikus des Rostocker Rates und Professor an der dortigen Universität wurde, 1575 dann als Professor an die Neugründung in Helmstedt ging, und Justus Oldekop, streitbarer Advokat in Braunschweig, nur vergleichsweise wenige Eingang in die Hauptartikel dieses umfassenden Lexikons gefunden, der Schwerpunkt der Biografien liegt auf der nachhansischen Zeit. Die genannten Texte sind aber sehr qualitativ und sowohl für die Stadt- als auch für die Hansegeschichte wichtig, verdeutlichen sie doch den Einfluss, den die porträtierten Männer auf die Geschichte ihrer Stadt hatten und zeigt an zahllosen Bsp., wie sie in ihrer Profession halfen, Konflikte zu anderen Städten oder den Landesherren aufzulösen bzw. zu verrechtlichen. Trotz der Kürze der Texte gelingt es den Autoren, die teilweise schillernden Figuren lebendig darzustellen und ihre Verdienste entsprechend zu würdigen. Am meisten fällt dies bei Oldekop auf, der sich vor dem Ratsgericht für ein unschuldig des Kindesmordes angeklagtes 14-jähriges Bauernmädchen einsetzte und dafür Braunschweigs verwiesen wurde. Das Ergebnis seiner Schadensersatzklage auf 40.000 Mk gegen den Braunschweiger Rat erlebte er nicht mehr.

Der Band ist nicht einfach eine Sammlung von Biografien, er ist sorgfältig eingeleitet und mit einem beeindruckenden wissenschaftlichen Apparat ausgestattet, der Lust zum Weiterforschen macht. Zunächst führt Joachim Rückert selbst in die niedersächsische Rechtsgeschichte ein mit seinem Beitrag *Das Land, das Recht, die Gerichte, die Juristen – ein Überblick*. Die einzelnen Anstriche werden dann von Andre Depping (*Das Land*) und Peter Oestmann (*Das Recht, Die Gerichte*) qualitativ vertieft. An einem Bsp. stellt Volker Henne dann *Die Juristen in Braunschweig im 19. und 20. Jahrhundert* vor. Es folgen zwölf biografische Hauptartikel zu Juristen, die zwischen 1600 und 1699 geboren wurden, 22 Hauptartikel zu 23 zwischen 1700 und 1799 geborenen Personen und 30 weitere Artikel zu zwischen 1800 und 1901 geborenen Juristen, wobei hansisch hier Ferdinand Frensdorf von besonderem Interesse ist. Die Personen in den Hauptartikeln

sind nach der Reihenfolge ihrer Geburt geordnet, die in den Kurzartikeln nach dem Alphabet. Bei ihnen überwiegen nun die Einträge für das 19., 20. und 18. Jh. (in dieser Reihenfolge) deutlich, man macht aber auch einige schöne Funde aus der späten Hansezeit, wenn man etwa an den Mindener Heinrich Bulle (1545–1595), den Lüneburger Hartwig von Dassel (1557–1608), den Oldenburger Johann Griepenkerl (1580–1652), den Osnabrücker „Hexenbürgermeister“ Rudolf Hammacher (1528–1594) und andere denkt.

Der Band lädt zum Entdecken ein – ob es die sorgfältig zusammengestellte und gegliederte *Bibliographie zur niedersächsischen Rechtsgeschichte* ist, das für ein solches Lexikon ungewöhnliche, aber sehr zu begrüßende *Sachregister*, die im Anhang abgedruckten *Karten aus Karl Kroeschell, recht unde unrecht der Sassen*, die *Chronologische Übersicht zur Rechtsgeschichte Niedersachsens*, die mit der Varusschlacht einsetzt und mit der neuen Landesverfassung Niedersachsens im Jahre 1993 abschließt oder die vier *Karten der Gerichtsbezirke* aus den Jahren 1823, 1852, 1879 und 2002, die in meinem Exemplar in der falschen Reihenfolge eingehftet sind – dies ist ein Band, der wegen der Zuverlässigkeit seiner Informationen, der Gründlichkeit, mit der hier gearbeitet wurde und des ungeheuren Wissens, das hier versammelt ist, nicht nur in den Handapparaten niedersächsischer Juristen seinen festen Platz haben sollte. Rückerts eingangs zitierter Wunsch ist in Erfüllung gegangen, mehr kann ein Werk seine Meister nicht loben! Und als Rz. seufzt man erleichtert auf, wenn man auf den letzten Seiten noch ein kleines Fehlerchen wie die fehlerhafte Reihenfolge der Karten entdeckt hat und nicht gegen seine Natur immer nur loben muss ...

N. J.

Timo Steyer (Hg.), *Für die Ehre Gottes und der eignen Seele. Seelgerätstiftungen in Braunschweiger Bürgertestamenten des späten Mittelalters* (Braunschweiger Werkstücke Reihe A, Bd. 62, Braunschweig 2021, Verlag Uwe Krebs, 422 S., 12 Abb., 36 Tab.). – Anhand von Seelgerätstiftungen, die zwischen 1386 und 1492 von Braunschweiger Bürgerinnen und Bürgern in insgesamt 1.803 Testamenten getätigt wurden, untersucht Vf. die religiöse und gesellschaftliche Bedeutung der geistlichen und karitativen Einrichtungen und Personenverbände Braunschweigs.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen (11–17) skizziert Vf. im ersten Kapitel den Forschungsstand (17–25) und die angewandten Methoden (25–32). Zur besseren Einordnung folgt zunächst ein Abschnitt über das Entstehungsumfeld der Braunschweiger Testamente, in welchem neben der Stadtgeschichte auch auf die Weichbilde und das Testamentsrecht eingegangen wird (Kap. 2, 33–55). Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit dem Quellenkorpus, wobei Vf. neben der Überlieferung und Erschließung der Testamente (57–58) auch die Testamentsbücher (58–67) sowie

die Einzeltestamente (68–70) beschreibt und auf das Testamentsformular eingeht (70–81). Es schließt sich ein Kapitel über die Testatoren und Testatorinnen an (Kap. 4, 83–97), womit die Grundlagen für die eigentliche Untersuchung gelegt sind. Kap. 5 definiert den Untersuchungsgegenstand und analysiert das Vorkommen der Seelgerätstiftungen in den Braunschweiger Bürgertestamenten (99–144). Es schließt sich ein Exkurs an, der sich mit dem Verhältnis der frommen Gaben zu dem Gesamtvermögen der Testatoren und Testatorinnen beschäftigt (Kap. 6, 145–151). Das Herzstück der Studie stellt Kap. 7 dar; es wertet unter der Überschrift „Die Empfänger der frommen Stiftungen“ die Legate ad *pias causas* zugunsten der sakralen Institutionen und karitativen Einrichtungen und Personengruppen aus (153–274). Vf. untersucht hierbei zunächst die Stiftungen für die Pfarrkirchen und Kapellen (153–206), es folgen Auswertungen der Gaben zugunsten der Kollegiatstifte und Klöster (206–235) sowie der Hospitäler (235–247). Obwohl die Quellen nur wenige Anhaltspunkte liefern, wertet Vf. auch die Stiftungen für die Bruderschaften und Kalande (248–253), die offene Armenfürsorge (253–258), Legate für Wege und Stege (258–263), die Stiftung von Stellvertreterpilgerfahrten (263–265), Gaben für die Beginenhäuser (265–270) sowie Spenden zugunsten auswärtiger Kirchen und Klöster (270–274) aus. Nach einem kurzen Fazit (Kap. 8, 275–278), dem Abkürzungsverzeichnis (279) und dem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis (281–310) folgen 12 Abbildungen (311–320) und der Anhang (321–422), in welchem sich neben dem Tabellen- und Abbildungsverzeichnis (321 f.) auch eine Übersicht über die ausgewerteten spätmittelalterlichen Bürgertestamente (323–390) und ein Personen-, Orts- und Sachregister (391–422) befinden.

Die sich primär auf der Makroebene bewegende Studie arbeitet klar einen durch die lokalen Besonderheiten wie die Weichbildstruktur und die Sakraltopografie geprägten und somit für Braunschweig spezifischen Stiftungskanon heraus, der zentrale Vergabemuster und Kriterien für die Seelgerätstiftungen beschreibt. Der sich im 15. Jh. kontinuierlich vollziehende Wandel der Vergabemuster von Legaten ad *pias causas* wird detailliert dargelegt, mit Entwicklungen anderer Städte verglichen und in die stadtpolitischen Entwicklungslinien eingeordnet. Bereichert wird die Untersuchung durch zahlr. Bsp., welche die Ergebnisse der Makro-Analysen auf der Mikroebene veranschaulichen. Verwirrend ist dabei jedoch gelegentlich, dass ein Teil der Bsp. scheinbar willkürlich im Textkorpus und ein weiterer Teil im Anmerkungsapparat angeführt wird (z. B. S. 201, Anm. 824 f.; S. 220, 908 f.).

Die zentrale Rolle der eigenen Pfarrkirche als „Fixpunkt der bürgerlichen Stiftungen“ (vgl. S. 277) sowie die Bedeutung der städtischen Klöster als Empfängerinnen der meisten Seelgerätstiftungen tritt deutlich zutage. Spannend ist hierbei die herausgearbeitete unterschiedliche Gewichtung,

welche die Bewohner und Bewohnerinnen der einzelnen Weichbilde sowohl bezogen auf die verschiedenen Stiftungsziele als auch hinsichtlich der Empfängergruppen vornahmen (vgl. S. 156 f.). Vf. kommt dabei hinsichtlich der Verteilung der Seelgeräte auf die Pfarrkirchen zu dem Ergebnis, dass die gesamtgesellschaftliche Bedeutung der Pfarrkirchen sehr groß war, wobei die Kirchen St. Andreas und St. Martini die meisten Seelgeräte erhielten (164 f.). Einen Zusammenhang zwischen dem sozialen Status der Testatoren und Testatorinnen und der Verteilung der Seelgeräte bezweifelt er, doch zieht er durchaus in Betracht, dass eine qualitative Auswertung der Legate eine detailliertere Bewertung zuließe (165). Eine solche Untersuchung könnte in der Tat aufschlussreich sein, schließlich stellte sich auch in der kürzlich erschienenen Studie zum schichtenspezifischen Stiftungsverhalten in klein- und großstädtischen lübischrechtlichen Bürgertestamenten heraus, dass die am häufigsten bedachten Pfarrkirchen in Rostock oftmals ärmere Stiftungen von nahezu allen Bürgerinnen und Bürgern erhielten, weil es sich dabei um die Pfarrkirchen aus den sozial weniger begüterten Stadtteilen handelte. Die seltener unterstützten Pfarrkirchen hingegen erbten häufig reiche Legate, da sie ausschließlich von ihren wohlhabenden Pfarrkindern mit ausgewählten teureren Gaben bedacht wurden (vgl. Sarah Bongermimo, *unde in deme kelre scholen stede arme lude wanen. Schichtenspezifisches Stiftungsverhalten in klein- und großstädtischen lübischrechtlichen Bürgertestamenten des Spätmittelalters im Vergleich*, *Contribuciones* 8, 2020, 276 f., 496). Aufgrund des Umfangs der von Vf. ausgewerteten Quellen konnte an dieser Stelle freilich keine qualitative Auswertung der Legate in der Tiefe vorgenommen werden, doch könnte eine solche Untersuchung insbesondere in Verbindung mit dem von Vf. herausgearbeiteten Vergabemuster durchaus wertvolle ergänzende Erkenntnisse liefern.

Der Beitrag zur spätmittelalterlichen Stadtgeschichte sowie zur Geschichte der verschiedenen städtischen Institutionen und sakralen bzw. karitativen Gemeinschaften, den Vf. mit seiner Dissertation leistet, ist äußerst verdienstvoll. Speziell hinsichtlich der Erforschung der Bruderschaften und Kalande, aber auch was die Armenfürsorge, das Pilgerwesen oder die Unterstützung der Beginnen anbelangt, konnte Vf. einen wesentlichen Beitrag leisten, der für die lokalhistorische Forschung sowie für die Testamentsforschung von Bedeutung ist. Ebenso ist die Herausarbeitung des in Braunschweig verwendeten Testamentsformulars hervorzuheben. An mancher Stelle hätte man sich jedoch gewünscht, dass Vf. dabei die neuere Forschungsliteratur (z. B. Otto Gerhard Oexle zu Armut, Heinrich Dormeier u. a. zu Pilgerfahrten, Kadri-Rutt Hahn zu Revaler Testamenten) rezipiert hätte. Außerdem werden die zahlreichen Schreib- und Grammatikfehler als störend empfunden (z. B. S. 59, Anm. 204 und im Literaturverzeichnis: „[...] der freuen

und Hansestadt Hamburg [...]“; S. 220: „Eine der wenigen Beispiele [...]“; S. 247: „[...] geben die untersuchten Testamente leider keine [...]“; S. 263, Anm. 1178: „In Stralsund wurden in gu einem Drittel [...]“. Die Studie leistet nichtsdestotrotz wertvolle Erkenntnisse sowohl zur Frömmigkeits- und Stadtgeschichte als auch zur Testamentsforschung. *Sarah Hoyer*

Die Einführung einer Kirchenordnung beschließt i. d. R. den Prozess der Reformation, doch es liegt auf der Hand, dass Aufbau und Ausgestaltung der in der Ordnung grundgelegten normativen Vorgaben langfristige Umstrukturierungen bedeuten. Diese Prozesse sind bislang v. a. für ländliche Territorien und Städte untersucht worden, in denen größere Konflikte zu verzeichnen waren; für die die Reformation weitgehend spannungsfrei annehmenden norddeutschen Städte fehlten hingegen bislang systematische Untersuchungen. Einen wesentlichen Beitrag zur Schließung dieser Forschungslücke leistet die Göttinger Dissertation von *Malte de Vries* *Die Implementation der Reformation in Braunschweig (1528–1599)* (Studien zur Kirchengeschichte Niedersachsens 53, Göttingen 2021, V&R unipress, 601 S., 15 Abb., div. Tab. und Graf., Quellenanhang). Um die prozesshafte Entwicklung des Kirchenwesens in Braunschweig von 1528 bis 1599 systematisch aufzuarbeiten, hat Vf. eine beeindruckende Fülle von archivalischen und edierten Quellen erschlossen (27–31) und der Arbeit zudem zehn wertvolle Zeugnisse (u. a. einen Bericht über die Eingriffe in die Pfarre St. Martini seit der Reformation aus den 1540er Jahren, die Vokationsordnung von 1560, die Hebammenordnung von 1571 und das Präsentationsformular eines Predigers um 1600) in Transkription im Anhang beigefügt (545–564). Der mit gut 250 Seiten größte Untersuchungskomplex widmet sich *Änderungen auf Ökonomie- und Verfassungsebene* (65–319) und beleuchtet dabei die Probleme, die eine umgehende Umsetzung der Bugenhagenschen Kirchenordnung unmöglich machten: So war die Finanzierung des neuen Kirchenwesens zu Beginn nicht gesichert und die Auflösung altkirchlicher Einrichtungen erwies sich als zäher Prozess. Darüber hinaus erwachsen auch Probleme aus den in der Kirchenordnung gar nicht oder nicht hinreichend konkret erfassten Momenten wie der Wahl von Predigern und Kirchendienern und v. a. dem notwendigen Aufbau neuer Institutionen (geistliches Ministerium, Konsistorium, Kurrende). Der zweite Großkomplex der Arbeit fokussiert *Personen und Ämter im Spannungsfeld* (321–410) und zeigt auf, dass die Umsetzung der Stadtreformation in Braunschweig weitgehend ohne herzöglichen Einfluss verlief; der Haupteinfluss lag indes auch nicht bei der Gemeinde wie von Bugenhagen vorgegeben, sondern beim Rat, der sich das Kirchenregiment erfolgreich sichern konnte. *Die reformatorischen Ideale im Diskurs* stehen im Zentrum des abschließenden Kapitels (411–516), das Debatten um z. B. die Ausbildung eines kirchlichen Strafamts, das Ehwesen

und das Armenwesen umfasst. Insgesamt kann die hervorragend strukturierte Studie so den an die Kirchenordnung anschließenden Praxisvollzug mit Blick auf Strukturen, Personen und Diskurse vollumfänglich beleuchten und die Notwendigkeit einer intensiveren Aufarbeitung der Implementation der Reformation deutlich vor Augen führen. S. N.

LÜBECK, HAMBURG, BREMEN. Die diesjährige Ausgabe der *Zeitschrift für Lübeckische Geschichte* (100, 2021) erscheint zur Feier zweier Jubiläen. Zum einen handelt es sich um die 100. Ausgabe der seit 1860 bestehenden Publikationsreihe, zum anderen begeht der herausgebende Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde mit dieser über 800 Druckseiten starken und als Doppelband angelegten Festausgabe für die Jahre 2020/21 seinen 200. Geburtstag.

Aus diesem Grund ist mit der gewohnten Publikationsform gebrochen worden. Der erste Teil des Bandes versammelt alle Vorträge in Schriftform, welche im Jubiläumsjahr im Rahmen einer Vortragsreihe gehalten wurden. Diesen Artikeln ist jedoch nur ein reduzierter Anmerkungsapparat beigegeben. Die im zweiten Teil des Bandes abgedruckten Aufsätze enthalten dagegen ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis.

Der thematische Schwerpunkt des Bandes liegt mit fünf Beiträgen auf der Entwicklungsgeschichte der Lübecker Museums- und Kulturlandschaft, welche in ihren Anfängen eng mit dem Lübecker Geschichtsverein verzahnt ist. Michael Hundt umreißt zunächst einige Schwerpunkte in der Historie des seit 1821 bestehenden Geschichtsvereins bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Sein Augenmerk liegt auf der Rolle, welche die sich zunächst an elitären und romantischen Idealen orientierte Vereinigung und ihre Mitglieder bei der Genese des Lübecker Museums- und Sammlungswesens gespielt haben. Doris Mührenberg erläutert daran anschließend intensiver die Anfänge und die Besonderheiten der Lübecker Archäologie, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jh.s aus dem Geschichtsverein hervorging. Alexander Bastek, Leiter des Museums Behnhaus Drägerhaus, beleuchtet die als „Krimi“ anmutende Erwerbung des Museumsgebäudes unter der Führung des Direktors Carl Georg Heise und liefert eine auf Senats- und Bauakten, interne Korrespondenzen und öffentliche Mitteilungen gestützte Chronologie der Ereignisse. Mit einem trotz seiner enormen Größe und prominenten Urheberschaft bisher wenig rezipierten, ja in der Lübecker Stadtöffentlichkeit eher mäßig wertgeschätzten Gemälde Jacopo Tintorettos beschäftigt sich Anna Lena Frank. Sie untersucht die Entstehungs- und Ankaufsgeschichte des von ihr als Epitaph gedeuteten Gemäldes, unterzieht es einer eingehenden Bildanalyse und bezieht auch den Bildrahmen als elementaren Gemäldebestandteil mit in ihre Untersuchung ein. Zuletzt widmet sich Thorsten Albrecht mit einer dezidiert

personengeschichtlichen Herangehensweise dem Lübecker Museumswesen bis zum Jahr 1945. Er verknüpft die Geschichte der Sammlungen eng mit dem Wirken der im 19. Jh. amtierenden Konservatoren Carl Julius Milde und Theodor Hach sowie mit den darauf nach ihnen amtierenden Direktoren. Während er Milde und Hach v. a. als Initiatoren der Sammlungen beschreibt, habe sich der erste Direktor Karl Schaefer durch seine Offenheit gegenüber modernen Strömungen, frühen Formen der Öffentlichkeitsarbeit und bei der Etablierung wissenschaftlicher Publikationsreihen verdient gemacht. Der auf Empfehlung seiner Mäzene Aby Warburg und Adolph Goldschmidt nach Lübeck geholt Carl Georg Heise hat – wie von Bastek bereits dargelegt – nicht nur einen großen Anteil bei der Erwerbung des Behn'schen Hauses gespielt, sondern auch eine didaktische Reform des Lübecker Museumswesens angestoßen. Mit der nach Machtübernahme der Nationalsozialisten erfolgten Einsetzung Hans Schröders beginnt die Umstrukturierung und Gleichschaltung der Museumslandschaft, welche in einer hohen Abhängigkeit von der nationalsozialistischen Stadtregierung und in der Einrichtung des Holstentors als wehrgeschichtliches Museum ihren Ausdruck findet.

Unter den weiteren Beiträgen des Bandes findet sich eine medizinhistorische Abhandlung, welche den Versuch unternimmt, die Ausbreitung der in der gesamtdeutschen kollektiven Erinnerung kaum ins Gewicht fallenden Spanischen Grippe in der Travestadt zu rekonstruieren. Julian Freche bezieht dazu auch die Rolle der zeitgenössischen Medien mit in seine Überlegungen ein und versucht, trotz einer dürftigen Quellenlage, Statistiken über die Ausbreitung der Infektionskrankheit zu generieren. Auch zwei literaturwissenschaftliche Aufsätze untermauern den Anspruch der Zeitschrift für Lübeckische Geschichte, vielfältige Themengebiete vom Mittelalter bis in die jüngere Zeit abzubilden. Namentlich macht sich darunter John Flood verdient, welcher erstmals seit 1948 einen vollständigen Wiederabdruck von Rolf Gardiners englischsprachigem „Totentanz“-Gedicht vorlegt. Dazugehörig ordnet er die Genese des den Bombenangriff auf Lübeck am 28./29. März 1942 thematisierenden Werks sowie die Person des Autors näher ein. Interessant dabei ist zudem die Beigabe zweier schwer verfügbarer historischer Übertragungen ins Deutsche und die Diskussion über den Wert dieser Translationen.

Die übrigen Beiträge der Zeitschrift sind thematisch größtenteils im Mittelalter und der Frühen Neuzeit angesiedelt und geben beispielsweise Einblicke in die Rolle der Bettelorden im Prozess der Stadtwerdung Lübecks oder das sog. Niederstadtbuch, dessen Quellenwert nicht nur für die rechts- sondern auch die kulturhistorische Forschung durch Harm von Seggern in seinem Artikel über Handlungsspielräume geschiedener Frauen besonders hervorgehoben wird. Kein Aufsatz widmet sich ausdrücklich und alleinig der Hansegeschichte. Allerdings können sowohl die eben erwähnte Studie dank ihrer methodischen

Herangehensweise als auch der personengeschichtliche Aufsatz Heinrich Dormeiers über die Rolle niederrheinischer und westfälischer Migranten als sozial bestens vernetzte Förderer des spätmittelalterlichen Bruderschaftswesens sowohl für die Stadtgeschichtsforschung als auch für die Hanseforschung von Interesse sein. C. S.

Nachdem in den vergangenen Jahren an dieser Stelle mehrfach beispielgebende Bücher zum Magdeburger Recht vorgestellt werden konnten, schenkte sich 2021 der Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde zum 200. Jahrestag seiner Gründung eine prachtvolle Edition samt Kommentar des *Bardewiksche(n) Codex des Lübischen Rechts von 1294. Bd. 1: Faksimile und Erläuterungen* (hg. von Natalija Ganina, Albrecht Cordes und Jan Lokers, Oppenheim 2021, Nünnerich-Asmus Verlag, 376 S., durchgehend Farbabb.).

Nach mehreren Grußworten gibt Albrecht Cordes einen kurzen Abriss zur *Geschichte des Lübischen Rechts im Ostseeraum bis 1350* und erläutert die vier sehr instruktiven, von ihm und dem Rostocker Kartografen Gyula Pápay gefertigten Karten zur Verbreitung des Lübischen Rechts. Auf ihnen wird die Verbreitung des Lübischen Rechts bis 1350 (A), bis zum Inkrafttreten des BGB (B & C), wobei hier getrennt wird nach Jahr der Bewidmung, Jahr der Bestätigung, frühester Handschrift des Lübischen Rechts, Bestehen eines „Mittelhofs“ und einer Niederlassung der Hansekaufleute bzw. der Rechtszug nach Lübeck und zu den Mittelhöfen, dargestellt (D), wobei das Wirken der Mittelhöfe immer noch schlecht erforscht ist. Natalija Ganina berichtet über die rechtshistorisch sensationelle *Wiederauffindung des Bardewikschen Codex in Jurjewetz* und diskutiert, wer die Handschrift in die sibirische Stadt brachte. Antjekathrin Graßmann gibt in *Von der Trave an die Wolga* einen sehr gründlichen *Bericht über die Auslagerung und Rückkehr der Lübecker Archivalien nach 1945*, die immerhin einen Umfang von 800 lfd. Metern hatten. Es folgen die *Kurzbeschreibung des Bardewikschen Codex* durch Natalija Ganina und das prächtige Faksimile an das sich die verdienstvolle, Maßstäbe setzende Übersetzung von Albrecht Cordes und Dorothea Heinig unter Mitarbeit von Nigel F. Palmer und Natalija Ganina anschließt. Ein Verzeichnis der Abkürzungen, ein Glossar, ein Abkürzungs- und Literaturverzeichnis beschließen den reich bebilderten, für einen breiten Leserkreis konzipierten Prachtband, dem es weder wissenschaftlich noch gestalterisch an etwas fehlt und der eine sehr würdige Geburtstagsgabe für eine so verdienstvolle Gesellschaft ist.

Es bleibt sehr zu hoffen, dass die fruchtbare Zusammenarbeit auf wissenschaftlicher Ebene durch die gegenwärtigen kriegerischen Ereignisse nicht für Jahrzehnte zurückgeworfen wird. Zu lange hat es gedauert, bis man zu

normalen Beziehungen zwischen Deutschland und Russland gefunden hat, die Editionen wie diese ermöglichte. Wie verhängnisvoll wäre es, wenn die Eiszeit auch auf wissenschaftlichem Gebiet zurückkehren würde. Vielleicht kann man sich ein Bsp. an der fortdauernden Zusammenarbeit im Weltall nehmen, der Hanseforschung würde dies nur guttun. N. J.

Erstmals werden in einem Buch zur schleswig-holsteinischen Geschichte durchgängig raumübergreifende, globale, Verbindungen und Beziehungen dargestellt: Oliver Auge, *Schleswig-Holstein und die Welt. Globale Bezüge einer Regionalgeschichte* (Kiel-Hamburg 2021, Wachholtz Verlag, 247 S., zahlr. Abb.). Der Vf., profunder Kenner der schleswig-holsteinischen Landesgeschichte, wählt für diese Darstellung drei besonders geeignete Schwerpunkte. In zehn Kap. verfolgt er Themen aus der Kultur-, Umwelt- und Mobilitäts-/Migrationsgeschichte. Für diese Herangehensweise eignet sich Schleswig-Holstein aufgrund seiner geografischen Lage zwischen Nord- und Ostsee und als Landverbindung zwischen Nord- und Mitteleuropa besonders. Erfasst werden – je nach Thema – Entwicklungen und Ereignisse von der historisch greifbaren bis in die neueste Zeit. Von besonderem Interesse für die hansische Geschichte sind die Kap. zu Handel und Seefahrt, Weltreisen und Expeditionen sowie Ein- und Auswanderungen. Dem regionalgeschichtlichen Ansatz entsprechend liefert das Buch nicht nur die Darstellung der großen Entwicklungslinien, sondern auch zahlr. detaillierte Informationen, als Bsp. seien die in den 1630er Jahren gebauten sog. Persianischen Häuser in Kiel genannt, die für Waren aus Persien geplant waren. Das klar gegliederte Buch in äußerst handlichem und damit lesefreundlichem Format enthält zudem Register, Literatur- und Abbildungsverzeichnis.

Anna-Therese Grabkowsky, Münster

Franziska Hormuth, *Strategien dynastischen Handelns in der Vormoderne. Die Herzöge von Sachsen-Lauenburg (1296–1689)* (Kieler Schriften zur Regionalgeschichte 5, Kiel-Hamburg 2020, 442 S., Abb.) – Vf.in untersucht am Bsp. der Herzöge von Sachsen-Lauenburg über 400 Jahre die Grundlagen der Macht einer regionalen Fürstenfamilie und fragt dabei nach deren Möglichkeiten und Grenzen. Sie wählt dabei den methodisch gelungenen und gut nachvollziehbaren Ansatz, diese Herrschaft nacheinander unter den Themenbereichen ‚Erben-vererben‘, ‚Sorgen-versorgen‘, ‚Heiraten-verheiraten‘, ‚Präsentieren-repräsentieren‘, ‚Sterben-aussterben‘ sowie ‚(Re)agieren-konstruieren‘ zu untersuchen. Damit ermöglicht sie eine klare inhaltliche Gliederung sowie intensive Befragung der Quellen unter den gewählten Gesichtspunkten und bietet so detaillierte Einblicke in Erfolge und Misserfolge dynastischen Handelns, Ressourcen und Gestaltungsmöglichkeiten einer mindermächtigen Dynastie von Reichsfürsten.

Sie fragt nach Herrschaftsstrategien und Aushandlungsprozessen der Herrscher und ihrer Familien in der vormodernen Gesellschaft. Dabei war die Herrschaft der Herzöge von Sachsen-Lauenburg durchaus nicht statisch, auch wenn sie gemeinhin als wenig erfolgreich gilt, nicht zuletzt durch die benachbarte Dominanz der Hansestädte Lübeck und Hamburg. In dem wirtschaftlich vorwiegend vom Getreideanbau lebenden Land spielten Städte eine relativ geringe Rolle. Neben den Residenzen Lauenburg an der Elbe und Ratzeburg waren das Mölln, das allerdings von 1359 bis 1666 an Lübeck verpfändet war. Burg und Stadt Bergedorf kamen 1420 durch Eroberung in den gemeinsamen Besitz von Lübeck und Hamburg. Der Bau des Stecknitzkanals 1398 zwischen der Trave und der Elbe ist wiederum ein Symbol für eine erfolgreiche wirtschaftliche Zusammenarbeit, auch in Bezug auf den Salzhandel Lüneburgs. Ein Orts- und Personenregister schließt die gelungene Studie zu einer über mehrere Jh.e vorwiegend regional agierenden Dynastie ab.

O. P.

Astrid Hansen, *Flensburg. Kleine Stadtgeschichte* (Regensburg 2020, Verlag Friedrich Pustet, 160 S., Abb.). – Flensburg wuchs im 12. und 13. Jh. aus vier Kirchspielen zusammen und erhielt vom dänischen König 1284 das Lübische Stadtrecht. Maßgeblichen Einfluss hatte dabei die Knudsgilde aus Kaufleuten. Engere Beziehungen zur Hanse hatte die Stadt allerdings nicht, auch wenn der Handel zu allen Zeiten eine wichtige Rolle spielte. Die Vf.in geht in persönlicher Sicht auf einzelne Themen v. a. des 16. bis 20. Jh.s der Flensburger Stadtgeschichte ein. Der Leser muss sich die wesentlichen und einschneidenden Entwicklungen der Stadtgeschichte selbst erschließen, da die Vf.in als Denkmalpflegerin vorwiegend Gebäude und bautopografische Themen betrachtet sowie – durchaus gegenwartsbezogen – munter in den Zeiten springt. Dabei trifft sie nicht immer die historischen Begrifflichkeiten, wenn sie z. B. den bedeutenden Landweg zwischen Jütland und Norddeutschland „Ochsenpfad“ nennt und die Frühe Neuzeit mit dem 15. Jh. enden lässt.

O. P.

Frederic Zangel, *Castrum, curia, berchvrede. Die Burgen Holsteins und Stormarns in ihrer geschichtlichen Bedeutung und Wahrnehmung (1134 bis 1534)* (Kieler Schriften zur Regionalgeschichte 6, Kiel-Hamburg 2021, Wachholtz, 681 S., Abb.). – In seiner umfassenden Studie geht Vf. der anspruchsvollen Frage nach, welche Bedeutung die zahlr. kleinen und großen Burgen in Holstein und Stormarn während des hohen und späten Mittelalters hatten. Dazu stellt er im Anhang einen Katalog der 195 ermittelten Burgen zusammen, der die Lage, die Bezeichnungen, die Besitzer, die Erwähnungen in den Quellen sowie vorhandene Literatur nennt. Einleitend geht er auf die Forschungslage und die Quellen sowie die vielfältigen zeitgenössischen Bezeichnungen der Burgen ein. Sodann betrachtet er die Grundlagen für die Existenz von Burgen in ihrem Natur- und

Herrschaftsraum und in Bezug auf das mittelalterliche Recht, insbesondere das Befestigungsregal. Als wichtigen Teil adliger Herrschaft untersucht er die landesherrlichen und niederadligen Burgen u. a. als Kommunikationsorte und Orte von Kampfhandlungen, als Gerichtsorte und Verwaltungssitze, als Wirtschaftsbetriebe sowie Verkaufs- bzw. Pfandobjekte. Besonders interessant ist hier die Betrachtung der Burgen im Spannungsfeld zwischen landesherrlicher bzw. adliger Herrschaft und städtischer Politik, das naturgemäß zu Konflikten führen konnte. Vf. stellt fest, dass nur ein Teil der hier existierenden Städte eine autonome Umlandpolitik betreiben konnte, dazu zählten Kiel und die dominierenden Städte Lübeck und Hamburg. Dabei gibt es in der Forschung einen Wandel in der Bewertung städtischer Umlandpolitik, die früher stark von der städtischen Chronistik geprägt war, denn es gab durchaus legitime Interessen seitens adliger Burgbesitzer gegenüber Städten. Er analysiert das Befestigungsrecht der Städte sowie dessen damalige Kenntnis und Akzeptanz, das städtische Vorgehen gegen Burgen mit unterschiedlichen Beteiligten, deren Motiven, dem finanziellen und militärischen Rahmen und den Folgen. Wiederholt kooperierten dabei Städte und Landesherren gegen den Niederadel. Zugleich gab es auch Burgen in städtischer Verfügungsgewalt, zu der deren Besitz, das Öffnungsrecht oder die Pfandnahme gehörten, die durchaus Kosten, mehr aber noch Konflikte verursachten. Im dritten thematischen Teil seiner Untersuchung behandelt Vf. dann das Verhältnis geistlicher Herrschaften zu den Burgen in der Region, das sich mit städtischen Akteuren überschneiden konnte, z. B. im Fall der Bischöfe von Lübeck, die ein eigenes Herrschaftsgebiet um Eutin besaßen. Dabei geht es dann um geistliche Burgen und deren Funktion, z. B. auch im Verhältnis zu Klöstern, aber auch um weltliche Burgen auf geistlichem Grundbesitz und den damit verbundenen Spannungen. Vf. bietet mit seiner akribischen Untersuchung detaillierte Informationen aus unterschiedlichen Blickwinkeln und leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Rolle und Bedeutung der mittelalterlichen Burgen in einer norddeutschen Region, auch in Bezug auf die dortigen Städte. Der erwähnte umfassende Katalog der behandelten Burgen sowie ein Orts- und Personenregister erlauben einen leichten Zugang zu dem Werk sowie weitere Forschungen.

O. P.

Henrik Thoenneßen, *Scharfrichter und Abdecker in der Reichs- und Hansestadt Lübeck in der Frühen Neuzeit. Eine Berufsgruppe zwischen ‚Unehrlichkeit‘ und ausgeprägter Berufsehre* (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B, Bd. 56, Lübeck 2021, Schmidt Römhild, 167 S., 5 Abb.) – In fünf Kapiteln stellt der Vf. in seiner 2018 in Hamburg bei Jutta Nowosadtko und Franklin Kopitzsch verteidigten Dissertation eine wichtige Berufsgruppe in der frühmodernen Stadt Lübeck vor, die bisher hier nie systematisch erforscht worden war, als Randgruppe aber schon seit Jahren

in der Diskussion steht. Vf. nähert sich den Scharfrichtern vom Gesichtspunkt der Unehrllichkeit her. Ihn interessiert berechtigterweise, dass „einige Menschen und ganze Berufsgruppen ... von Geburt an als unehrlich“ galten und „eingeschränkte Bürgerrechte“ besaßen, „ohne sich je einen gesellschaftlichen oder rechtlichen Fehltritt geleistet zu haben“ (11). Er will v. a. wissen, „wie sich die Unehrllichkeit bestimmter Berufe ... konkret auf das Leben der Betroffenen ausgewirkt hat“ (11). Um dies zu analysieren, blickt Vf. auf berufliche Tätigkeiten, soziale und wirtschaftliche Kontakte, den Wohnort und alle dazugehörigen Aspekte des Lebens von Scharfrichtern und Abdeckern in Lübeck. Zunächst wird der Forschungsstand skizziert, indem der Vf. die vorliegenden Arbeiten in zwei große Gruppen gliedert. Die eine stellt den Scharfrichter als Außenseiter der Gesellschaft dar, nimmt zumeist die Perspektive der Zünfte bzw. der „ehrlichen Gesellschaft“ ein, die andere folgt der Perspektive der Scharfrichter und versucht, deren Lebenswelt darzustellen. Im norddeutschen Raum gab es bisher nur wenig systematische Forschung zu Henkern und Abdeckern, die Vf. kurz vorstellt, bevor er daraus seine Frage nach der Lebensrealität der Betroffenen entwickelt. Auf der Basis von Besoldungsakten, Kirchenbüchern, Gerichtsprotokollen, Bewerbungsschreiben, die sich in Lübeck seit dem 16. Jh. finden, will er die Selbstwahrnehmung dieser Berufsgruppe als auch ihre Interaktion mit Berufsgenossen und der restlichen Bevölkerung darstellen.

In einem ersten inhaltlichen Kapitel blickt Vf. auf die Anfänge des Scharfrichterberufes in Lübeck, die im 14. Jh. offenbar werden. Er benennt den Strafvollzug, die Vollstreckung von Todes-, Ehren- und Körperstrafen sowie die Tätigkeit als v. a. Tiermediziner (vor allem seit dem 19. Jh.) als Arbeitsbereiche des Lübecker Scharfrichters. „Magische Dienstleistungen“, den Verkauf von Talismanen und menschlichen Überresten als Heilmitteln kann er für Lübeck nicht nachweisen (46). Im zweiten Kapitel widmet er sich der Abdeckerei, stellt die Verbindung zwischen ihr und dem Scharfrichteramt dar, bevor er das Ende der privilegierten Abdeckerei und die Entwicklung hin zur Tierverwertungsanstalt im 19. Jh. schildert.

Verdienstvoll ist das Kapitel zur wirtschaftlichen Situation der Lübecker Scharfrichter, in der Vf. die Zusammensetzung des Grundgehalts darstellt und die permanente Bitte um Gehaltserhöhungen schildert. Er listet die Einnahmen des Amtes aus Strafvollzug, Gerichtswesen und Nebentätigkeiten auf, wertet Testamente von Amtsinhabern auf deren Vermögen hin aus und schätzt ihre wirtschaftliche Gesamtsituation kurz ein. Am umfangreichsten und für die konkreten Lübecker Zusammenhänge sicher am wichtigsten ist das Kapitel zur Stellung von Scharfrichtern und Abdeckern in der Lübecker Gesellschaft, in der er untersucht, ob sie zu einer unehrlichen Berufsgruppe zu zählen sind, Wohn- und Arbeitsort sowie die Kleidung der Abdecker darstellt. Er kann in

diesem Zusammenhang feststellen, dass die Kleiderordnung für die Scharfrichter keine „Regulierung des privaten und gesellschaftlichen Lebens“, sondern als Amtstracht einzuschätzen ist, die den Luxus bei den Amtsinhabern und ihren Frauen eindämmen sollte. Ihre sozialen Kontakte diskutiert er anhand der Heiratsverbindungen und übernommener Patenschaften innerhalb der Stadtgesellschaft. Nicht überraschend wird auch das Scharfrichteramt wie in den Zünften in der Familie vom Vater auf den Sohn vererbt, Witwen werden von Nachfolgern geheiratet, die dann das Amt des verstorbenen Mannes übernehmen, Töchter heiraten Scharfrichter in anderen Städten. Letzteres geschieht nicht exklusiv, Vf. kann u. a. auch die Hochzeit einer Scharfrichtertochter mit dem Sohn eines Barbiers nachweisen. Interessant sind die Angaben zu Patenschaften, die für den Zeitraum von 1648–1715 anhand der Kirchenbücher geführt werden und v. a. Patenschaften von Scharfrichtern für die Kinder von Abdeckern aber auch zwischen Kollegen der benachbarten Städte zeigen. Überraschend sind die Patenschaften von Lübecker Bürgermeistern für Kinder von Scharfrichtern. Diese Diskussion wird auf belastbarer Quellengrundlage geführt, der Vf. kennt und beherrscht sein Material.

Ein umfangreicher Anhang listet, neben ausführlichen Verzeichnissen für Quellen und Literatur, auch die namentlich bekannten Scharfrichter und ihre Knechte aus Lübeck sowie die Scharfrichterknechte und Abdecker in Nusse zwischen 1364 und 1855 auf. Mehr als nur illustrativ sind die bildlichen Darstellungen des Lübecker Galgens und einer Hinrichtung daran, der Fronerei mit Schranken und des Lübecker Marktplatzes mit der Schandsäule, sodass sich das Gelesene besser verorten und tatsächlich verstehen lässt.

Insgesamt liegt hier eine verdienstvolle Darstellung vor, die mit vielen Vorurteilen aufräumt und auf einer soliden Quellenbasis den Alltag und die soziale Stellung dieser wichtigen Berufsgruppe darstellt. Flüssig geschrieben, nachvollziehbar argumentiert und gut strukturiert wird diese Arbeit einen belastbaren Ausgangspunkt für alle weiteren Forschungen sowohl zu diesem Berufszweig in Lübeck und im Hanseraum als auch zur Diskussion um „Unehrlichkeit“ im Mittelalter und Früher Neuzeit bilden – was darf man von einer Dissertation mehr erhoffen?

N. J.

Hamburgs Gedächtnis – die Threse des Hamburger Rates. Die Regesten der Urkunden im Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg, Bd. II: 1400–1440, hg. und bearb. von Jürgen Sarnowsky unter Mitwirkung von Sebastian Kubon (Hamburg 2021, Hamburg University Press, 595 S.). – Auf den 2014 erschienenen, von J. Marquard, N. Nolden und J. Sarnowsky hg. ersten Band, der die Urkunden der Hamburger Threse zwischen 1350 und 1399 erschloss, folgt nun der zweite, ebenfalls inhaltsschwere Band, der für die geplanten vier Bände die Halbzeit des z. T. von der DFG geförderten

Projekts markiert. In seiner *Einführung* stellt Hg. das Projekt zunächst vor, das auf umfangreichen Vorarbeiten seit Johann Martin Lappenberg beruht. Umfangreiche Verluste durch den Großen Stadtbrand von 1842, die weniger die Threse selbst als die Parallelüberlieferung dazu betrafen, mit der man die Einbußen vor 1842 hätte rekonstruieren können, erschweren das Vorhaben wesentlich und stellen hohe Anforderungen an die Bearb. zur Klärung der Provenienzen (neben der ursprünglichen Threse stammen die Urkunden aus dem Bestand des Hamburger Domkapitels, der Kirchen und Klöstern Hamburgs und seiner Umgebung). Sehr wichtig ist der Hinweis auf das virtuelle Hamburgische Urkundenbuch, das online ständig wächst und Regesten aller Hamburger Urkunden bietet: http://www.spaetmittelalter.uni-hamburg.de/hamburgisches_ub/HambUB.html.

Der vorliegende Band bezieht sich auf die bis heute in der Threse vorhandenen bzw. nach 1842 verloren gegangenen, rekonstruierbaren Stücke des Zeitraumes 1400–1440 und liefert zudem vier Nachträge zum ersten Band. Die Regesten sind chronologisch angeordnet. Lassen sie sich nicht genau datieren, werden sie an den Beginn des vermuteten Zeitraumes gestellt, Stücke gleichen Datums reihen sich nach den Signaturen. Die Erfassung erfolgt als Vollregest, also mit Nennung aller Orte und Personen, aller rechtlich relevanter Inhalte, mit Datumszeilen und wörtlicher Wiedergabe von Kanzleivermerken. Immer wieder werden wörtliche Zitate gebracht, die Personen oder Sachverhalte zeitgenössisch fassen. An die Regesten schließt sich eine „diplomatische Erörterung“ an, die eine äußere Beschreibung der überlieferten Urkunden, vorhandener Siegel und ihres Erhaltungszustandes sowie eventueller Bemerkungen auf der Rückseite bietet. Die Wiedergabe der Eigennamen, wörtlichen Zitate, Datumsangaben und Kanzleivermerke folgt dem von D. Heckmann entwickelten „Leitfaden zur Edition deutschsprachiger Quellen (13.–16. Jahrhundert)“, die der Archivsignaturen den Findmitteln des Staatsarchivs. Angegeben werden auch früher abgedruckte Editionen, Regesten oder Erwähnungen in der Literatur – mithin liegt eine sehr gründliche, arbeitsaufwendige Bestandsaufnahme der Hamburger Urkunden vor, die nicht genug gewürdigt werden kann.

Der Band beginnt mit einem Verzeichnis der 551 Regesten, das chronologisch geordnet das Ausstellungsdatum, ein Kurzregest und die Signatur im Staatsarchiv enthält. Es folgt ein Verzeichnis der abgekürzt zitierten Editionen und Literatur bevor weitere Editionen und Literatur, Abkürzungen für Währungen und Archive genannt, formale Hinweise zur Benutzung gegeben werden. Es folgen die ausführlichen Regesten, in deren Anmerkungen auch Erklärungen zu einzelnen Orten, Personen und Sachverhalten folgen.

Die Inhalte der Urkunden sind vielfältig und reichen von mehreren Fehdeankündigungen benachbarter Ritter an Hamburg, Renten- und Salzkäufe,

die Verwaltung des Schlosses Harburg durch die Räte von Hamburg, Lübeck und Lüneburg, Privilegienbestätigungen und -erneuerungen, Verkäufe von Schlössern und Ländereien durch den Herzog von Sachsen-Lauenburg, zahlreiche Urfehden u. a. von Brieller, Amsterdamer, Rotterdamer, Hoerner, Monnickendamer und Stavorner Bürgern für den Hamburger Rat, Schreiben des Papstes an den Propst der Hamburger Kirche wegen Altersversorgung eines erblindeten Pfarrers oder wegen Konkurrenz für die Hamburger Schulen, Altarstiftungen in Hamburger Kirchen, Einigungen über die Belastungen der Lüneburger Sülzgüter, Verpflichtungen mehrerer Kirchspiele im Lande Hadeln, den Hamburger Rat als „Grevn und Amtslude“ anzunehmen und ihnen erforderlichenfalls Beistand zu leisten.

Zahlr. Sachverhalte sind hansisch interessant, u. a. wenn Bürgermeister und Rat von Nienburg ihre Hamburger Kollegen um 1400 bitten, dem Nienburger Bürger Hinrik Luders zu seinem Recht zu verhelfen, der von den Hamburger Englandfahrern erheblichen Schaden erlitten und deshalb Hinrick von Minden in Nienburg arrestiert habe, was vom Nienburger Rat jedoch aufgehoben worden sei (Nr. 5). Die Verantwortlichen von Westergo und Oestergo in Ostfriesland versprechen 1400, dass sie keine Vitalienbrüder aufnehmen oder sonst unterstützen wollen und bestätigen die hansischen Privilegien in vollem Umfang (Nr. 9). 1403 erteilt der Graf von Holland und Seeland in Absprache mit seinem Rat und den Städten den Hamburgern und ihren Bürgern umfangreiche Privilegien (Nr. 77), 1405 beschweren sich die Hamburger Kaufleute detailliert über Privilegienverletzungen (Nr. 94). Neben zahlr. Bsp. ähnlicher Qualität wird auch ein Schreiben des kaiserlichen Hofrichters Graf Wilhelm von Montfort aus dem Jahr 1434 angeführt, der auf dem Gerichtstag in Regensburg den Fall des Antwerpener Anthon Paulsen verhandeln musste, dem von Hamburgern, Rostockern und Stralsundern sein Schiff in der offenen See weggenommen und später aufgeteilt worden sei. Der Hamburger Bevollmächtigte in Regensburg, Jörg Huntel, hatte für Hamburg jegliche Verantwortung daran zurückgewiesen, die Stadt und ihre Bürger waren daraufhin von jeder Anklage freigesprochen worden – ein weiteres, schönes Bsp. dafür, wie weit der Arm der Reichsjustiz bereits im 15. Jh. reichte.

Register der Personen- und Ortsnamen (im Falle Hamburgs die Namen der Straßen und Kirchen) erschließen die Regestensammlung, auf ein Sachregister wurde mit Hinweis auf die Online-Fassung verzichtet, was hinsichtlich des Arbeitsaufwandes verständlich, hinsichtlich der Nutzbarkeit des Bandes aber schade ist. Ungeachtet dessen überwiegt die Freude über diese verdienstvolle Sammlung, die von der Hanseforschung hoffentlich rege und mit Gewinn benutzt werden wird. Allein über das geografische Register lassen sich zahlr. Beziehungen zu Amsterdam, Antwerpen, Braunschweig, Bremen, Breslau, Brielle, Brügge, Dänemark, Den Haag, Deventer, Dordrecht, Emden, Eng-

land, Groningen, Halberstadt, Hannover, Harderwijk, Hildesheim, Holland, Kammin, Kampen, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Münster, Norwegen, Osnabrück, Paderborn, Perleberg, Rostock, Salzwedel, Sluis, Stade, Stavoren, Stockholm, Stralsund, Tangermünde, Travemünde, Verden, Wismar, Zuidersee und zu anderen hansischen oder hansisch interessanten Städten und Ländern erschließen, die sich nicht alle in dem bisher bekannten Material finden lassen. N. J.

Rainer-Maria Weiss (Hg.), *Burgen in Hamburg – Eine Spurensuche* (Kiel-Hamburg 2021, Wachholtz, 247 S., zahlr. Abb.). – Wer die Ausstellung „Burgen in Hamburg – Eine Spurensuche“ in der Hansestadt gesehen hat, ließ sich von den großformatigen Illustrationen gern in den Bann ziehen. Fotografie und digitale Grafik sind eine Symbiose eingegangen, die man in dieser Form (leider zu) selten zu sehen bekommt. Das Archäologische Museum Hamburg hat offensichtlich viel Geld in die Hand genommen und – was nicht immer selbstverständlich ist – damit auch etwas sehr Sehenswertes geschaffen. Die wenigen Funde verschwinden im Hintergrund. Das ist grundsätzlich kein Problem, denn es geht um die „Neue Burg“ als eine der Keimzellen des mittelalterlichen Hamburgs. Wer die Ausstellungsinhalte mit nach Hause nehmen möchte, konnte den gleichnamigen Begleitband erwerben, der durch seine ebenfalls großformatigen Illustrationen besticht und in übersichtlicher und leicht verständlicher Form den heutigen Forschungsstand vermittelt.

Zur Frühgeschichte Hamburgs hat sich in den letzten Jahren viel Neues ergeben, und viele alte Annahmen kamen auf den Prüfstand. Aus wissenschaftlicher Sicht sei auf den opulenten Sammelband „Mythos Hammaburg“ (2014) verwiesen, der die grundlegende Neubewertung der frühen Geschichte Hamburgs umfassend darlegt. Schließlich führten jüngere Ausgrabungen auf der „Neuen Burg“ zu weiteren spektakulären Ergebnissen, die zum vorliegenden Buch und der zugehörigen Ausstellung geradezu herausgefordert haben. Der unter der Leitung von Rainer-Maria Weiss sowie unter Mitarbeit von Jochen Brandt, Elke Först und Kay-Peter Suchowa verfasste Band führt das bisherige Wissen über die verschollenen und vergessenen Burgen der Hansestadt zusammen – Hamburg trägt eine von ihnen im Namen, aber alle haben sie eines gemeinsam: Geblieden sind davon nur Spuren im Erdboden, also archäologische Denkmäler.

Nach einem einführenden Kapitel wird die Frage nach den Burgen Hamburgs gestellt und beantwortet. Wir erfahren, dass diese wie auch fast alle anderen mittelalterlichen Bauten völlig aus dem Stadtbild verschwunden sind. Und weil wir uns inmitten einer pulsierenden Millionenstadt befinden, sind sie überbaut und seitens der Archäologie nur in Ausnahmefällen und sehr begrenzt zugänglich. So blieb das Feld zunächst allein der historischen

Forschung überlassen, verbunden mit aus heutiger Sicht vielen Irrtümern und Fehlschlüssen, die die in dieser Hinsicht wortkargen und darüber hinaus oft noch verfälschten Dokumente des Mittelalters mit sich brachten. Die ersten Ausgrabungen im Trümmerfeld der Nachkriegszeit wurden in dieses Bild eingepasst. Es fehlten Erfahrungen und erhellende Vergleiche. So tragen ein Blick in die Forschungsgeschichte und natürlich ein Exkurs auf den wandelbaren Begriff „Burg“ zum Verständnis der Hamburger Verhältnisse bei – das, was man im Mittelalter als „Burg“ verstand, ist nicht immer das, was man mit dem heutigen Blick erwarten würde.

Burgen gehören zur Siedlungsgeschichte. Um die Hammaburg und die anderen Burgen Hamburgs in das Geschehen ihrer Zeit einzuordnen, sind der ab S. 33 geschilderte Überblick über das Siedlungswesen seit der Völkerwanderungszeit und auch eine Übersicht über die historischen Ereignisse seit der Karolingerzeit unerlässlich und schaffen den überregionalen Rahmen, in den sich die frühe Geschichte Hamburgs einordnet. Neu bewertende Exkurse auf die wichtigsten regionalen Schauplätze der Kriege Karls des Großen gegen die Sachsen, Hollenstedt und Esesfelth sowie schließlich auf die meist nur archäologisch bekannten Burgen in Nordwestdeutschland, boten sich an dieser Stelle an. Es folgen ab S. 49 allgemeine Ausführungen zum Burgen- und Befestigungsbau, wobei das seit Jahrzehnten bekannte Fundament eines Turmes der „Bischofsburg“ nun seinen richtigen Platz als Teil der Hamburger Stadtbefestigung zugewiesen bekommt (auch ab S. 222). Damit nähert man sich den Funden, die in Hamburg Rätsel aufgaben – insbesondere die „slawische“ Keramik und die mit ihr verbundene Problematik der Datierung, der historischen Zusammenhänge und der ethnischen Deutung.

Der nächste Problemkreis ist die Qualität der historischen Überlieferung, die nicht immer verlässlich ist. Die Dendrochronologie ergab nun eindeutig, dass die Neue Burg nicht, wie der Chronist Adam von Bremen bemerkte, unter Herzog Ordulf, sondern bereits von seinem Vater Bernhard II. (oder dem damaligen Erzbischof Unwan?) gegründet worden ist. Das vertiefte Wissen um die Datierung der „slawischen“ Keramik führte zu neuen Erkenntnissen über die alte Hammaburg, die einige Korrekturen in der Zeitstellung erfahren hat.

Ab S. 72 geht es um die Neue Burg, die den Hauptteil des Buches ausmacht, so wie sie im Zentrum der Ausstellung stand. Wir sehen Ausgrabungsfotos, detaillierte Umzeichnungen der Grabungsdokumentation und viele beeindruckende, computergenerierte Rekonstruktionen, die das Bild der Burg visualisieren. Hinzu kommen zahlr. Pläne zu ihrer Lage in der Stadt. Viele weitere Bilder findet man in der folgenden historischen Einordnung. Dort stehen die Herren der Neuen Burg im Fokus: die Billunger als Herzöge von Sachsen und Markgrafen in einem Teil der von den Ottonen eroberten slawi-

schen Gebiete (ab S. 102). So wichtig sie für das Land waren, so schwierig ist es, überlieferungsbedingt ihre Geschichte zu schreiben. So bleiben ein Graf Bernhard von der Hammaburg, erwähnt im Jahr 845, und einige andere völlig im Dunkel der Geschichte; über ihre Verwandtschaft mit den Billungern kann nur spekuliert werden. Erst 936 sind sie mit der Übernahme der Markgrafschaft durch Herrmann erstmals fassbar. Deren wichtigste Burg waren anfangs Bardowick und später Lüneburg, nicht Hamburg. Die Stadt an der Elbe hatte natürlich ihre Bedeutung als nachrangiger Sitz der Erzbischöfe, wobei sich in Hamburg nur ein Domkapitel befand und die Erzbischöfe überwiegend in Bremen residierten. Sowohl für die geistliche als auch die weltliche Macht war Hamburg wichtigster Stützpunkt nördlich der Elbe.

Die weiteren Abschnitte beschäftigen sich mit der Geschichte der Burgen Hamburgs (ab S. 115), wobei naturgemäß die nach den Dendrodaten 1021/22–1023/24 errichtete Neue Burg einen breiten Raum einnimmt. Hier werden nochmals die Grabungsbefunde, angefangen von naturräumlichen Bedingungen bis hin zu speziellen Baubefunden, reich bebildert und anschaulich dargestellt. Spannend sind die Berechnungen, welche den Aufwand beim Bau einer solchen Burg veranschaulichen sollen. Es folgen Überlegungen zum Ende der Burg und ein Ausblick auf die Geschichte Hamburgs im 12. Jh., natürlich nicht ohne aufschlussreiche Befunde von der Neuen Burg einzubeziehen.

In einem kürzeren, zweiten Hauptteil beleuchtet Brandt die älteren Ausgrabungen auf der Hammaburg auf der Basis des neuen Forschungsstandes (ab S. 166). V. a. die „slawische“ Keramik führte in der Vergangenheit zu Fehlschlüssen. Nach der Darstellung von Brandt entstammt die älteste Hammaburg dem 8. Jh. Von ihr ist nur der „um 800“ verfüllte Graben erhalten. Die Burg II soll in die Zeit Ansgars gehören und ist bei einem Wikingerüberfall von 845 zerstört worden. Die in zwei Nutzungsphasen untergliederte Burg III deckt dann das 10. Jh. ab und endet im frühen 11. Jh., bevor die Fläche in den 1020er Jahren vom „Dom“ St. Marien überbaut wurde. Immerhin gibt es aussagekräftige Befunde zum Wallaufbau und den Schichten im Inneren der Fläche. Es folgen (ab S. 188) noch kurze Berichte über die Ausgrabungen der Hamburg benachbarten sächsischen Ringwälle in Hollenstedt (nicht die verschollene Anlage der Karolingerzeit!), der Kaaksburg bei Itzehoe, der Stellerburg bei Weddingstedt sowie der Burgen von Einfeld und Hitzhusen. Sie alle erlauben noch einen tieferehenden Einblick in den Charakter dieses Burgentyps, zu denen letztlich die Hammaburg und die Neue Burg gehören.

Das Buch wäre nicht vollständig, wenn nicht auch alle anderen Burgen aus dem Hamburger Stadtgebiet kurz vorgestellt worden wären. Diese Aufgabe hat Först übernommen (ab S. 220). Der Überblick vermittelt sehr eindrücklich das Wissen und Nichtwissen, mit dem die Burgenforschung ständig konfrontiert wird; nicht jede Burg ist so gut erforscht wie die Neue Burg in Hamburg,

aber dennoch darf man sie nicht ignorieren. Schließlich folgt noch ein kurzer Beitrag von Suchowa über die Ausgrabungen in der Neuen Burg von 2014/15, wo man weitere aufschlussreiche Bilder präsentiert bekommt, inhaltlich aber nichts wesentlich Neues erfährt.

Das ist zugleich der Wermutstropfen in dem sehr informativen Buch, das mit seinen hochwertigen Rekonstruktionszeichnungen Maßstäbe gesetzt hat. Das muss, kann und darf auch sein, auch wenn der pedantisch veranlagte Wissenschaftler manchmal den Interpretationsspielraum etwas zu weit ausgeschöpft sehen könnte. Diesem werden Pläne und sorgfältig aufbereitete Grabungsdokumentationen präsentiert. Beim aufmerksamen Lesen jedoch entdeckt man immer wieder überflüssige Redundanzen. Viel zu oft stolpert man über die umfassend referierten dendrochronologischen Baudaten der Neuen Burg und viele andere mehrfach diskutierte Fakten, die bei einer strafferen inhaltlichen Gliederung vermeidbar gewesen wären. Anstelle dessen hätte man einige Fakten und Thesen ausführlicher behandeln können, die im vorliegenden Band unter Verweis auf den „Mythos Hammaburg“-Band – dessen Kenntnis offenbar vorausgesetzt wird – zu kurz kommen. Rz. konnte vom beschaulichen Goldberg mit seiner bescheidenen Museumsbibliothek aus dort nicht so einfach nachlesen und musste aus der Erinnerung schöpfen. Namentlich der Einfluss der Hamburger Urkundenfälschungen auf die Geschichtsschreibung hätte ein ums andere Mal thematisiert werden können. Ebenso hätte man auf den umfangreichen Informationspool aus dem slawischen Burgenbau zurückgreifen können. Auch wenn es eine andere ethnische Gruppe war, bildeten sie keine völlig gegensätzliche Welt.

Was aber die Zielgruppe – die an der Geschichte Hamburgs interessierten Laien – weniger betrifft, sind einige wissenschaftliche Spitzfindigkeiten, die im Buch als gesetzt dargestellt werden, aber m. E. längst nicht so sicher sind. Hat die Hammaburg III ihre Korrektur erfahren und bietet für die Spätzeit eine schlüssige Chronologie, so bleiben die Burgen I und II doch rätselhaft. C14-Daten sind für das Frühmittelalter nicht sehr belastbar, die Keramik lässt oft größere Zeitspielräume zu. Die Datierung der Burg I ins 8. Jh. ist daher alles andere als sicher. Die Burg II, wenn sie wirklich um 800 gegründet und 845 durch die Wikinger zerstört worden sein sollte, weist eine extrem lange Nutzungszeit auf. Ein Blick bspw. auf die zahlr. untersuchten Ringwälle in der Niederlausitz lässt von 25–30 Jahren an Lebensdauer ausgehen. Und was war nach 845 bis zum Bau von Burg III, wenn doch die slawische Keramik eine Existenz in diesem Zeitraum beweist? Vielleicht gilt es auch zu fragen, warum Hamburg bei mancher Gelegenheit nicht erwähnt wurde. Warum spielten die Orte Hollenstedt und Esesfelth unter Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen eine Rolle in der fränkischen Sachsenpolitik, Hamburg aber nicht? Warum wird Hamburg im Kapitular von Diedenhofen von 805 nicht

als fränkische Zollstelle zum Slawenland genannt, Bardowick, Magdeburg und Erfurt hingegen schon? Für die frühe Geschichte der Hammaburg dürfte dies durchaus relevant sein, zumal die Frage im Raum steht, warum Ansgar unter diesen Umständen ausgerechnet Hamburg als Bischofssitz wählte. Die Archäologie ist hierzu noch ohne Antwort. Vielleicht sucht man besser nicht in der Hammaburg, sondern im zugehörigen Hafentort, der bis dahin ohne eine Burg auskam, nach einer Antwort – aber das ist eine andere, noch ungeschriebene Geschichte.

Die Neue Burg in Hamburg war mit einer Innenfläche von 7.800 qm (125, 146) die „größte bekannte Burg der Billunger“ (116, ähnlich 140). Im Vergleich zu anderen sächsischen Ringwällen ist sie tatsächlich groß, aber im Vergleich zu einigen wichtigen Burgen im Slawenland doch eher klein. Doch auch die Baudaten werfen Fragen auf. Der Bau erfolgte in den 1020er Jahren und eine Reparatur gut 10 Jahre später. Danach soll die Burg bis 1100 oder später existiert haben. Die Laufzeit der Lausitzburgen zugrunde gelegt, ergibt das eine sehr lange Laufzeit. Würde also Adam von Bremen, der Herzog Ordulf als Bauherren nannte (119), doch recht haben, wenn er ihm zum Jahr 1061 den (Neu-)bau der Neuen Burg zuschrieb? Der archäologische Befund dazu fehlt derzeit, was angesichts der schwierigen Erhaltungsbedingungen in der Hamburger Innenstadt nicht zu verwundern braucht. Dass eine Holzburg aus den 1020er Jahren zu Ordulfs Zeiten noch bestand, ist m. E. äußerst unwahrscheinlich.

Einige im Text genannte historische Angelegenheiten mag man ebenfalls anders sehen. So hat die Exkommunikation und Absetzung des Erzbischofs Liemar durch den Papst im Jahr 1075 (111) nichts mit Hamburg zu tun, sondern erfolgte eher wegen dessen Parteinahme für König Heinrich IV., den Liemar im folgenden Jahr nach Canossa begleitete. Auf sein bischöfliches Amt hatte das keine Auswirkungen; allerdings wurde Papst Gregor VII. auch nicht für Hamburg tätig, was ihn aber nicht von seinen Vorgängern und Nachfolgern unterschied. Vielmehr sorgten die selbstbewusster agierenden nordischen Reiche dafür, dass Hamburg seine erzbischöflichen Rechte im Norden verlor. Trotz der anfänglichen Erfolge mit den Bistumsgründungen des 10. Jh.s hatte Hamburg dem nichts entgegenzusetzen. Die Gründung des Erzbistums Lund im Jahr 1103 oder 1104 zementierte die Fakten. Sowohl die regelmäßig eingeholten Privilegien als auch deren „Überarbeitungen“ und Adam von Bremens Kirchengeschichte, offenkundig in diesem Zusammenhang entstanden, reichten als Mittel nicht aus. Schon zuvor, im Jahr 1066, waren die Suffragane im Slawenland gefallen. Dadurch verlor das Erzbistum Hamburg-Bremen massiv an Bedeutung. Ohnehin scheint es angebracht, auf den Angaben von Adam von Bremen und Helmold von Bosau beruhende Forschungsmeinungen tiefgreifend zu hinterfragen. Der umstrittene Historiker Günther Bock macht immer wieder auf solche Probleme aufmerksam, auch

wenn man seinen Schlüssen nicht in jedem Fall folgen muss (104). Hierüber muss noch viel mehr gesprochen werden – aber das ist wieder eine andere Arena für die forschende Zunft.

Vielmehr aber verwundert, dass man in Hamburg eine Randnotiz übersehen hat, vielleicht auch, weil man die Zerstörung Hamburgs durch die Slawen immer gern mit dem Jahr des Aufstands von 983 verbindet. Beiläufig werden die Jahre 1018/20 genannt (118). Daher mag dazu eine nähere Ausführung erlaubt sein: Tatsächlich deuten die Notizen Adams, in den deutschen Ausgaben häufig dem Aufstand von 983 zugeschrieben, auf die Zeit um 1012. Der Chronist wurde im Zusammenhang mit der Zerstörung Hamburgs im Rahmen innersächsischer Auseinandersetzungen unter slawischer Beteiligung ungewöhnlich genau, was auf ein Zeitfenster um 1011/13 verweist: „Dies ist geschehen in den letzten Zeiten des älteren Libentius, unter Herzog Bernhard, dem Sohn Bennos, der das Volk der Slawen hart bedrängte. Und zur selbigen Zeit wurde der Streit mit dem Bischof Bernari von Verden wegen [des Stifts in] Ramelsloh vor dem Papst Sergius beendet“ (Adam von Bremen, Buch II, Kap. 43). In der Bestätigungsurkunde König Heinrichs II. für das Erzbistum Hamburg vom 20. November 1014 heißt es beiläufig zu Bremen, dass „dort nun das Erzbistum sitzt“; in der Vorurkunde vom 25. Mai 1003 fehlt diese Angabe noch (Hamburgisches Urkundenbuch, Bd. 1, Nr. 56, 61). Passend dazu heißt es bei Thietmar von Merseburg (Buch III, Kap. 11): „Mstivojs [hier: Mistui], Herzog der Obodriten, verbrannte und plünderte Hamburg, wo einst ein Bischofssitz war.“ Den an anderer Stelle platzierten Ausführungen Thietmars (Buch III, Kap. 18) zufolge war auch sein Sohn Mistislaw in Hamburg dabei – als Christ in Begleitung seines Kaplans Avico, der wiederum dem Thietmar berichtet hatte. Die Verbindung zum Jahr 983 geht erst auf den *Annalista Saxo* (a. 983) zurück, der im 12. Jh. die Angaben Thietmars in unzulässiger Weise zusammenfasste (ähnlich auch die *Annales Magdeburgenses* a 983). Ob auch dynastische Gründe Anlass zu den Baumaßnahmen der 1020er Jahre in Hamburg gaben, wie G. Bock in einem Aufsatz von 2020 meint (Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 92, 254 f.), wäre nochmals zu prüfen.

In dieses Bild fügen sich sowohl der Bau der Neuen Burg als auch der Neubau des Domes auf den Resten der alten Hammaburg unter Bischof Unwan ein. Bei Adam (Buch II, Kap. 47) heißt es: „Bald nachher machte er [Kaiser Heinrich II.], von [Erzbischof] Unwan [von Hamburg] begünstigt, die Slawen zinspflichtig und untertan, und gab dadurch den Nordelbingern und der Mutterkirche Hamburg den Frieden wieder. Um aber diese Letztere wiederherzustellen, soll der ehrwürdige Metropolitan nach der Zerstörung durch die Slawen die Stadt und die Kirche wiederaufgebaut haben, indem er zugleich aus seinen einzelnen Kongregationen je drei Brüder auslas, [...] die

[...] das Volk von dem Irrwahn des Götzendienstes abbringen sollten.“ Es ging also eine verheerende Zerstörung voraus, vielleicht sogar verbunden mit einer mehrjährigen Vakanz. Es muss aber nochmals betont werden, dass der neu errichtete Hamburger Mariendom keine Bischofskirche war, sondern einem Kollegiatstift zugehörte – ähnlich wie im mecklenburgischen Güstrow, deren Kirche ebenfalls zu Unrecht „Dom“ heißt. Für Bardowick gilt das ebenso.

Diese vielleicht für eine populärwissenschaftliche Publikation zu spitzfindigen Anmerkungen zeigen, dass die wissenschaftliche Diskussion um die Hamburgische Frühgeschichte nicht abgeschlossen ist; und auch wenn diese nicht unbedingt etwas in diesem Buch zu suchen hat – einen Hinweis auf diese offenen Probleme hätte man sich doch gewünscht.

Trotz allem bleibt das Buch „Burgen in Hamburg – Eine Spurensuche“ eine sehens- und lesenswerte Publikation, die Wissenschaft in die breite Öffentlichkeit zu tragen vermag. Kritik wie die hier vorgebrachte wird man an jedem Buch anbringen können, doch was wäre unsere Wissenschaft ohne Probleme und Meinungsaustausch?

Fred Ruchhöft

Yuta Kikuchi, Hamburgs Ostsee- und Mitteleuropahandel 1600–1800. Warenaustausch und Hinterlandnetzwerke (Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien 20, Wien-Köln-Weimar 2018, Böhlau, 426 S.). – Seit dem 16. Jh. entwickelte sich Hamburg rasch zum führenden deutschen Seehafen, der von dem expandierenden Westeuropa- und Überseehandel profitierte. Vf. setzt sich mit seiner Arbeit zum Ziel, diesen allgemein bereits bekannten Aufschwung durch die Auswertung quantitativer Quellen zu belegen und zu differenzieren und damit zugleich eine Bewegungsanalyse des Hamburger Handels über einen relativ langen Zeitraum vorzulegen. Zugleich will er Hamburg als Drehscheibe zwischen dem Westeuropa-, Ostsee- und binneneuropäischen Handel in den Fokus rücken. In einem ersten Kapitel betrachtet Vf. die Verbindungen zugewanderter Kaufleute aus den Niederlanden, England und von der Iberischen Halbinsel zum Ostsee- und Mitteleuropahandel seit dem 15. Jh., deren Vernetzung mit einheimischen Kaufleuten sowie Beziehungen zum Atlantikhandel. Er geht dabei auf den Warenhandel mit Tuchen, Leinen, Pfeffer und später Tabak und Kaffee ein, und stellt eine Kontinuität mit den alten hansischen Handelskontakten in den Ostseeraum und den neuen nach Westeuropa fest. Zugleich war Hamburgs geografische Lage günstig für den Handel mit Fischen und Fischprodukten. Im 17. Jh. kamen die Archangelsk- und Grönlandfahrt hinzu. Starke Konkurrenz erwuchs im Iberienhandel durch die Niederlande. In einem weiteren Kapitel untersucht Vf. Hamburgs Ostseehandel auf dem Land-, Fluss- und Seeweg, die verschiedenen Routen und deren Bedingungen, die Rolle des Sundzolls, den Streit um die Warendurchfuhr in Lübeck sowie die quantitative Handelsentwicklung mit den Waren und dem

Umschlag, die besonders für das 18. Jh. gut belegt sind. Ein drittes Kapitel befasst sich mit dem Warenhandel auf der Elbe und ihren Nebenflüssen sowie den konkurrierenden Landwegen vom Spätmittelalter bis um 1800. Dabei wird die Rolle der innerdeutschen Märkte mit den Ostseemärkten verglichen, insbesondere einzelner Städte wie Lüneburg, Magdeburg, Berlin, Frankfurt/Oder und Breslau, aber auch die Auswirkungen von Kriegen und die Bedeutung einzelner Warenarten. Ein viertes Kapitel behandelt dann die Prozesse und die Praxis des Handels, also die Zölle, Ladungskontrollen, Verpackung, Befrachtung, Umladen, Löschen und die Wahl der Verkehrswege. Die interessante Studie, die Hamburgs Rolle im Handelssystem des 17. und 18. Jh.s deutlicher werden lässt, wird durch einen statistischen Anhang u. a. zu den Wohnorten der zwischen Hamburg und der Ostsee verkehrenden Schiffern 1622–1625 oder dem Warenverkehr auf der Elbe 1737–1746 sowie einem Orts- und Personenregister abgeschlossen. *O. P.*

In seinem Aufsatz *Ein Brief des Hamburger Bürgers Johannes von Berghe (de Monte) an den Rat von Mühlhausen vom 28. Oktober 1286 als Zeugnis für Geldtransfer und Botenaustausch mit dem Hanseraum in früher Zeit* (Mühlhäuser Beiträge 44, 2021, 115–128) analysiert Helge Wittmann eine bemerkenswert frühe Geschäftskorrespondenz zwischen einem Kaufmann aus einer bekannten Hamburger Familie und dem Rat des weit entfernten Mühlhausen. Nach der Beschreibung des Schriftstücks mit anhängendem Siegel erschließt er den interessanten Geschäftsvorgang – eine ausstehende Geldzahlung der Stadt – und ordnet ihn in die damalige Herrschaftssituation der thüringischen Reichsstadt ein. *O. P.*

Patrick Gaul, *Ideale und Interessen. Die mitteleuropäische Wirtschaft im Amerikanischen Bürgerkrieg* (Transatlantische historische Studien 61, Stuttgart 2021, Franz Steiner Verlag, 340 S.). – Seit den 1840er Jahren wuchs der Handel zwischen den USA und Europa, nicht zuletzt durch Dampfschiffahrt, Eisenbahn und Telegrafie gefördert. Vf. untersucht in seiner gut lesbaren Studie, wie eng die wirtschaftlichen Verflechtungen zwischen den Nord- und Südstaaten der USA und der deutschen Wirtschaft während des amerikanischen Bürgerkriegs 1861 bis 1865 waren. Neben Frankfurt als Handelsplatz für amerikanische Wertpapiere und deutschen Kapitalexporth in die USA spielten vor allem die deutschen Seehäfen Bremen und Hamburg für die beiden Kriegsparteien eine wichtige Rolle, über die Waffen und Rekruten verschifft und Produkte wie Baumwolle, Tabak und Zucker gewinnbringend importiert wurden, mit denen der Krieg finanziert werden konnte. Zwar gab es auch in Deutschland Diskussionen über die Sklaverei, letztlich trug der ökonomische Transfer aber dazu bei, den Krieg seitens der Südstaaten vier Jahre durchzuhalten. *O. P.*

Der 100. Band des *Bremischen Jahrbuchs* (2021) verzeichnet insgesamt dreizehn Beiträge, die sich – eingedenk der Ersterwähnung der Urkundentese im Jahr 1221 und damit der Vorgängerinstitution des Staatsarchivs Bremen – überwiegend archivischen Themen widmen und teils auch (spät-)mittelalterliche Zeugnisse im Detail beleuchten. Siegel stehen dabei im Mittelpunkt zweier Beiträge: Alfred Löhr untersucht das künstlerisch herausragende Siegel des Bremer Ebf. Hartwig II. (*Das Siegel des Bremer Erzbischofs Hartwig II.*, 35–39), während Andreas Lehnertz und Markus J. Wenninger das erstmals 2020 im Bremischen Jahrbuch publizierte „Judensau“-Typar in einer bestechenden Neuinterpretation als das Siegel des Bremer Bürgers und/oder Ministerialen Jakob Pil und damit als eines der frühesten bekannten Bürger-/Ministerialensiegel überhaupt identifizieren (*Das Heiligenberger Siegeltypar mit einer „Judensau“: Das Siegel eines Christen, nicht das eines Juden*, 52–78). Mit der Bremer Bilderhs. der Sächsischen Weltchronik steht ein weiteres herausragendes mittelalterliches Zeugnis aus dem Bremer Staatsarchiv im Zentrum der Betrachtung: Manuel Kamenzin ergänzt die Diskussion um die Entstehung der Bremer Hs. anhand der vergleichenden Betrachtung der Miniaturen aus den beiden Bilderhs. aus Gotha und Berlin um wichtige Aspekte und macht das Jahr 1308 als terminus post quem für die Datierung der Hs. plausibel (*Königsmorde, Pferde und eine Hypothese. Zur Datierung der Bremer Bilderhandschrift der Sächsischen Weltchronik*, 40–51). Von besonderer Relevanz für die Hansegeschichte ist Ulrich Weidingers Beitrag *Piraterie auf Weser, Elbe und Nordsee im 13. und 14. Jahrhundert. Der Bremer Seeräuber Johann Hollemann (79–111)*, der zum einen die Bedrohung des Bremischen Fernhandels durch friesischen Seeraub nachzeichnet und anhand der detaillierten Auswertung des bremisch-rüstringischen Abkommens aus dem Jahr 1220 deutlich macht, dass es – entgegen der in der Literatur vorherrschenden Ansicht – bereits vor Etablierung der Häuptlingsherrschaft im 14. Jh. zu räuberischen Überfällen der Friesen auf Bremer Schiffe kam, gegen die die Bremer sich u. a. durch ein dichtes Netz an vertraglichen Bindungen abzusichern suchten. Zum anderen legt Vf. die Übergriffe von Bremen gegen Friesen dar und rekonstruiert die Negativkarriere des aus der Bremer Kaufmannschaft stammenden Seeräubers Johann Hollemann. Insgesamt wird so v. a. anhand des urkundlichen Materials und der Bremer Stadtchronik von Rinesberch und Schene ein genaues Bild der Piraterie auf Weser, Elbe und Nordsee im 13. und 14. Jh. gezeichnet. In den Bereich der Historiografiegeschichte führt Hans Klofts Annäherung an den in Bremen geborenen (Hanse-)Historiker *Dietrich Schäfer (1845–1929) – ein Historiker aus Bremen (120–137)*. Neben Lebensstationen und Schaffen Schäfers spürt Vf. auch dessen Selbstverständnis anhand der 1925 erschienenen Autobiografie nach und macht seinen Lebensweg vom Typus des *homo novus* her begreiflich.

S. N.

MECKLENBURG/POMMERN. Mehrere auch hansisch interessante Beiträge sind auch in diesem Jahr wieder in den *Mecklenburgischen Jahrbüchern* 136 (2021) versammelt. Anke Huschner stellt *Agnes von Braunschweig-Lüneburg (gest. 1434). Königin von Schweden und Herzogin von Mecklenburg* vor (7–47) und stellt sie zunächst in einen Gesamtzusammenhang mit anderen mecklenburgischen Herzoginnen, die für ihre Söhne in Vormundschaft regierten. Agnes heiratete zwischen 1375 und 1396 drei Mal und wurde drei Mal Witwe, des Grafen von Mansfeld, des Herzogs von Pommern und des Königs von Schweden und Herzogs von Mecklenburg. Der Schwerpunkt der sehr gründlichen Darstellung liegt auf der dritten Ehe Agnes' als zweite Gemahlin Albrechts III. (1396–1412), der Vormundschaft für ihren Sohn Albrecht V. (1412–1415) sowie auf ihren Spielräumen als Witwe des schwedischen Königs bis zu ihrem Tod im Jahr 1434.

Julia Trinkert widmet sich unter dem Titel „... *sunte Seruers passenal to malende*“ – *zum Fertigungskontext des Retabels der Bruderschaft der Wollweber für die Turmkapelle von St. Georgen zu Wismar* (49–73) dem seit 2005 in der Dorfkirche von Zaschendorf im Landkreis Ludwigslust-Parchim befindlichen Retabel und bezeichnet es als „bemerkenswertes Zeugnis spätmittelalterlichen Kapelleninventars einer Stadtkirche im südlichen Ostseeraum“ (49). Sie ordnet die Malereien einer Wismarer Werkgruppe von insgesamt sieben Werken einheitlicher Qualität zu, die innerhalb einer Generation geschaffen wurden, trifft Aussagen zu den Wismarer Wollwebern und ihrer Kapelle, Altarstiftungen des Amtes und rekonstruiert schließlich den Aufstellungsort des Retabels. Vergleichend zieht sie die Bergenfahrerkapelle in St. Marien zu Lübeck heran, die sich ebenfalls im Turm der dortigen Kirche befindet. Der Artikel ist mit zahlr. Illustrationen versehen, die die Argumentation stützen und nachvollziehbar machen.

Eine einzigartige Quelle für ein Turnier in einer Hansestadt bildet das in Lübeck erhaltene Turnierholzschnittwerk von Erhard Altdorfer, das aufwendig in einer Ausklapptafel reproduziert ist. Trotzdem kann man die Details wegen ihrer Größe nicht gut erkennen, sie werden aber von Ulla Stöver in einem Auszug aus ihrer 1945 in Würzburg vorgelegten unveröffentlicht gebliebenen Dissertation erklärt, die das Turnier 1513 nach Wismar verortet, anlässlich der Hochzeit Heinrichs V. von Mecklenburg mit Helena von der Pfalz. Altdorfer hatte das Amt des Hofmalers erst im Vorjahr angetreten. Er stammte aus Süddeutschland, war an Cranach geschult und versuchte ihn nach Meinung der Vf. zu adaptieren. Sie attestiert ihm jedoch „Unbeholfenheit in der Beherrschung einer solchen Massenzusammensetzung sowie der Freilassung großer toter Flächen von jeder Binnenzeichnung“ (368), er probiere neue Techniken und neue darstellerische Mittel aus, die er offenbar noch nicht beherrsche. Der Text der Dissertation ist von Andreas Röpcke (wieder)entdeckt und für den Druck

vorbereitet worden. Ihm gebührt nicht nur das Verdienst, sie für die moderne Landesgeschichte fruchtbar gemacht zu haben, er bereitet auch die wenigen biografischen Informationen auf, die wir zu Altdorfer kennen. Vf. beschreibt die Skurrilität der Holzstichserie, die groteske Helmzier, die u. a. Enten mit einem Strohhut auf dem Kopf und einer Harke über der Schulter zeigt, die vielen „Nebenkriegsschauplätze“ in den drei Darstellungen, die eigentlich nur vom Turnier ablenken und fragt sich und uns, ob so eine despektierliche, eigentlich karikierende Turnierdarstellung im Sinne des Herzogs war, der trotz alledem darauf verzichtete, seinen neuen Hofmaler davonzujagen, ihn aber auch nicht um eine weitere Turnierdarstellung bat, sondern diese, anders als wahrscheinlich geplant, nicht an die Hochzeitsgäste verschickte. An dieser Darstellung gibt es noch viel zu entdecken und interdisziplinär zu interpretieren, auf jeden Fall ist sie ein interessanter Hinweis auf dieses bisher wenig beachtete Turnier in Wismar, das den Bürgern sicher einiges zu denken gegeben hätte, wenn es denn so stattgefunden hätte, wie vom Künstler gestaltet.

Andreas Röpcke teilt auch eine andere schöne Entdeckung mit, *Die Porträts der mecklenburgischen Fürsten Heinrich und Philipp auf Schloss Gripsholm. Nebst Gutachten zur Behandlung der schweren psychischen Erkrankung Herzog Philipps (377–392)*, die er auf einer Urlaubsreise entdeckt hat. Neben biografischen Angaben zu beiden Porträtierten und ihrer Einordnung in die auf dem Schloss gezeigte Porträtsammlung widmet er sich dem Entstehungszusammenhang, skizziert kurz die Gründe für die und den Verlauf der Grafenfehde und wertet das Vorhandensein des Porträts Heinrichs als Zeichen für „die doch erhebliche politische und persönliche Distanz zwischen den herzoglichen Brüdern“ (384). Er ediert und kommentiert dann das Gutachten über die Erkrankung Herzog Philipps, der 1537 bei einem Turnier mit einer Lanze am Kopf getroffen worden war und bleibende geistige Schäden davongetragen hatte. Aus hansezeitlicher Sicht abgeschlossen wird der Band von einem Beitrag Monika Schneikarts über *Die Bibliothek der mecklenburgischen Herzoginwitwe Sophia, geb. Schleswig-Holstein-Gottorf (1569–1634)* (393–429), in dem zunächst der Buchbestand unter verschiedenen Fragestellungen ausgewertet, die Entstehungsgeschichte dargestellt und abschließend auch das Inventar der Bibliothek ediert wird. N. J.

Von den 14 Beiträgen des 27. Bandes der *Wismarer Beiträge* (2021, 191 S.) sollen hier die mit Bezug zur mittelalterlichen Geschichte der Stadt näher betrachtet werden. Anette Löffler stellt mit *Ego sum pastor bonus – das älteste Schriftzeugnis im Archiv der Hansestadt Wismar* (6–15) vor. Das Schriftfragment aus der ersten Hälfte des 12. Jh.s wurde unter der abgelösten Makulatur eines Rechnungsbuches von St. Marien aus dem 16. Jh. entdeckt. Das Homiliar ist die Auslegung einer Bibelstelle aus dem Matthäus-Evangelium

von Hrabanus Maurus und Beda Venerabilis aus dem 8. bzw. 9. Jh., das von außerhalb nach Wismar gelangt sein muss. Hendrik Lüers präsentiert die *Ergebnisse archäologischer Untersuchungen auf dem mittelalterlichen und neuzeitlichen Kirchhof der St.-Marien-Kirche in Wismar* (16–27) aus dem Jahr 2019. Es handelt sich um 116 mittelalterliche und neuzeitliche Bestattungen von Erwachsenen und Kindern. Die wenigen Beigaben wie Käämme, Scheren und Rasiermesser durften damals nicht weiterverwendet werden, weil man befürchtete, dass sie Unglück bringen würden. Zur Sozialstruktur der Bestatteten werden vielleicht weitere Untersuchungen der Skelette Auskunft geben. Johannes Deissler spürt in seinem Vortragsmanuskript *Juden im spätmittelalterlichen Wismar* (28–59) nach und kann im kleinen Stadtbuch in den Jahren 1338 bis 1349 unter ca. 1.000 Rechtsgeschäften 27 mit Bezug auf Juden feststellen. Weitere Erwähnungen von Juden finden sich im Ratswillkürbuch und in den Kämmereirechnungen seit der zweiten Hälfte des 13. Jh.s, sie enden aber um 1350 mit den Judenverfolgungen infolge der Pest. Erst Ende des 17. Jh.s werden wieder Juden in Wismar erwähnt. Cathrin Patzelt beschreibt *Die Ausgrabungen auf und neben dem Gelände des Heiligen-Geist-Hospitals in Wismar 2018 und 2019* (60–71). Innerhalb des 1253 erstmals erwähnten Hospitals befanden sich der Friedhof und ein Feldsteinbrunnen, in der benachbarten Straße ein auf die Zeit um 1354 datierter Kanal. Cathrin Patzelt präsentiert sodann *Eine Königin in der Claus-Jesup-Straße* (72–83), das ist der Fund eines Messers von 20,7 cm Länge vom Ende des 14. oder Beginn des 15. Jh.s mit dem Kopf in Form einer Königin wohl aus Messing. Bei der Grabung von 2019/20 wurden darüber hinaus ein spätmittelalterliches Feldsteinpflaster, eine Uferbefestigung und Kaimauer sowie eine Holzwasserleitung aus dem 18. Jh. entdeckt. Nils Jörn ediert sodann ein handschriftliches Flugblatt des Herzogs Ernst II. von Braunschweig-Calenberg-Göttingen, *Klein, aber fein! „Bose Neue Zeitung von den MordtBrenneren“ aus dem Jahr 1577* (84–87). Es enthält Warnungen vor Straftätern, die ihre Geheimzeichen an öffentlichen Gebäuden hinterließen. O. P.

Restaurierung des Gebäudeensembles zum Museum Schabbell Wismar (Schriftenreihe aus dem Welt-Erbe-Haus der Hansestadt Wismar 3, Wismar 2020, callidus. Verlag, 188 S.). – Hinter dem etwas sperrigen, für Nichteingeweihte sicherlich schwer zu entschlüsselnden Titel verbirgt sich ein sehr schön gestaltetes Buch über das Stadtmuseum Wismars, das sich in einem beeindruckenden Gebäudekomplex an der Schweinsbrücke 6/8 in Wismars Altstadt befindet. Das namensgebende Schabbell-Haus hatte sich einer der bedeutendsten, auch hansisch sehr aktiven Bürgermeister der Stadt in der zweiten Hälfte des 16. Jh.s von einem Flüchtling aus den Niederlanden, Philipp Brandin, errichten lassen. Die grundlegende Restaurierung des Komplexes

wird hier gefeiert, inhaltliche Perspektiven für das Museum werden aufgezeigt. Zahlr. aussagestarke Fotos dokumentieren die baulichen Zeugnisse aus allen Jahrhunderten des Bestehens beider Häuser (Schweinsbrücke 6 um 1364, Schweinsbrücke 8 1569–71 errichtet). Museumsdirektorin Corinna Schubert gibt Einblicke in die Bau- und Umbaugeschichte beider Häuser und die inhaltlichen Bemühungen um das Werden des erweiterten Stadtgeschichtlichen Museums, das am 22. Dezember 2017 nach sieben Jahren Restaurierung unter großem Interesse der Einwohner eröffnet werden konnte und nun auf 1.600 qm Ausstellungsfläche die Stadtgeschichte präsentiert. Onno Folkerts und Jana Möller berichten in *Schabbell sin hus* (52–67) von den Bemühungen der Architekten, möglichst viel alte Bausubstanz zu erhalten, der Schweriner Restaurator und Bauforscher Matthias Zahn gibt vertiefte *Einblicke in die Baugeschichte* (68–81) beider Häuser und illustriert die verschiedenen Bauphasen an einem Plan. Christiane Bens stellt in *Vorhang auf!* (82–97) die Restaurierung der ältesten Architekturfassungen des Gebäudeensembles vor und geht dabei ausführlich auf den Fund und Erhalt einer Vorhangmalerei um ein Renaissancefenster und einer Renaissancedecke im eigentlichen Schabbell-Haus und einer Rollwerkkartusche an der nördlichen Außenwand des Nachbarhauses ein. Maximilian Marotz erklärt in *Wismar im Mittelalter* (122–133) einige Exponate im Museum, wobei einige Aussagen etwas unbeholfen und redaktionell nicht bearbeitet wirken wie: „Mindestens seit der ersten urkundlichen Erwähnung im Jahr 1229 siedeln in der Wismarbuch emsige Kaufleute und fromme Christen.“ (122), oder: „Im Mittelalter war Wismar eine durchweg christlich-katholische Stadt.“ (126), oder die Aussagen zur Ratswahl oder der rechtshistorischen Einordnung der beeindruckenden Leibzeichen, die falsch sind (130). Karen E. Hammer wendet sich der Skulptur des Heiligen Georg zu, die aus der Georgenkirche in das Museum gelangte und bettet sie gekonnt in die Zusammenhänge des Ostseeraums ein. In einem weiteren Artikel versucht sich Maximilian Marotz unter dem Titel *Von der blühenden Hansestadt zur fürstlichen Sommerresidenz* (148–157) an der Darstellung der Stadtgeschichte in der Frühen Neuzeit, erkennt aber nicht das jahrzehntelange, weitgehend friedliche Nebeneinander der Konfessionen zwischen 1524 und der Aufhebung des Dominikanerklosters 1562. Die folgenden Beiträge von Karen E. Hammer und Corinna Schubert beschäftigen sich mit der Darstellung des 19. und 20. Jh.s im Museum und zeigen u. a. die Industrialisierung der Stadt, die sich in Auto- und Waggonbau manifestierte. Insgesamt lädt der hochwertig gestaltete Band zum Entdecken im städtischen Museum ein oder kann als Erinnerung an herausragende Exponate wie die Tapiserie zum Besuch der Königin Saba bei König Salomo dienen – man darf auf Band 4 der Reihe gespannt sein.

N. J.

Band 107 (2021) der *Baltischen Studien* enthält wieder mehrere, auch für die Hansegeschichte interessante Aufsätze. Hervorgehoben seien die Beiträge von Dirk Schleinert, *Die Landesteilungen der Wolgaster Herzöge von 1368 und 1372* (19–42), Jürgen Hamel, *Clara von Braunschweig-Lüneburg in Neuenkamp und ihr Verhältnis zu Bogislaw XIII.* (43–67), Oliver Auge, Robert Harlaß, Katja Hillebrand und Andreas Kieseler, *Das Klosterregister und Klosterbuch für Pommern: Ein interdisziplinäres Forschungs- und Publikationsprojekt zur Kloster- und Stiftsgeschichte in der historischen Landschaft Pommern* (69–96) und Radosław Gaziński, *Die Beziehungen zwischen Pommern und Kurland in der Zeit der polnisch-schwedischen Auseinandersetzungen in den Jahren 1621 und 1622* (97–108).

Dirk Schleinert eröffnet mit einem Schreiben der Wolgaster Herzöge an den Stralsunder Rat von Ostern 1372, in dem der Stadt Verrat vorgeworfen wurde. Das Schreiben wurde in das Stralsunder Verfestungsbuch eingetragen, mit dessen Edition der HGV seine Reihe der Hansischen Geschichtsquellen eröffnete. Bisher war der Zusammenhang dieses Schreibens in der Forschung umstritten, Vf. verortet ihn überzeugend in das Umfeld der Landesteilung von 1372, die er landesgeschichtlich sehr gut erklärt und in frühere und spätere Landesteilungen einordnet. In einem Quellenanhang werden drei Urkunden aus der Sammlung des Stralsunder Stadtarchivs und des Greifswalder Landesarchivs vom 13.10.1365, 07.11.1365 und 27.05.1372 ediert. Nach der Auswertung von Dokumenten aus dem Staatsarchiv kommt Jürgen Hamel zu einer neuen, wohlbegründeten Einschätzung der letzten Lebensjahre Herzogin Claras, die auch für die Geschichte der Ämter Barth und Neuenkamp/Franzburg von Interesse sind. Aus den Akten ediert er sowohl einen Briefwechsel zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn als auch eine Finanzabrechnung Claras mit Zahlungen an zehn Empfänger über insgesamt 10.000 Rtlr, darunter auch Bürgermeister und Ratsherren Stralsunds und Greifswalds und Informationen zum Kampischen Hof in Stralsund. Oliver Auge und seine Mitautoren stellen das Projekt eines von der Historischen Kommission für Pommern initiierten Pommerschen Klosterbuches vor, das eine Lücke in der Reihe der bisher erschienenen Klosterbücher für Norddeutschland qualitativ schließen soll. Die vorgestellten Planungen, die auch die Klöster in verschiedenen pommerschen Hansestädten einschließen, stimmen hoffnungsvoll. In dem von Andreas Kieseler sehr gut übersetzten Beitrag Gaziński wertet dieser eine bisher unbekannte Aktengruppe im Stettiner Staatsarchiv aus und kündigt vielversprechend eine „Reihe umfangreicher Untersuchungen ... zu den Beziehungen zwischen dem pommerschen und dem kurländischen Herzogtum“ an, auf die man gespannt sein darf.

N. J.

Auch die *Stralsunder Hefte für Geschichte, Kultur und Alltag*, Märzausgabe 2022, bieten wieder für die Hanseforschung Interessantes, wenn etwa der Stralsunder Denkmalpfleger und Bauforscher Frank Hoffmann *Die Marien-Schule in Stralsund* vorstellt (29–36). Vf. geht im Mittelalter vom Bestehen von drei Schulen an den großen Stadtkirchen St. Nikolai, St. Marien und St. Jakobi aus. Erst 1560 wurde im leergezogenen Katharinenkloster das erste städtische Gymnasium gegründet. Vf. untersucht im Folgenden sehr kundig die Marienschule, zieht aber auch Vergleiche zu den anderen beiden im Mittelalter vorhandenen Schulen und belegt seine Aussagen durch zahlr. Pläne und Bilder. In die späte Hansezeit weist der Beitrag von Bodo Bernatzki, *Oberst Heinrich Holk. Stralsunds Stadtkommandant während der Belagerung der Stadt durch die Truppen Wallensteins im Jahre 1628* (3–9). Vf. erinnert daran, dass Stralsund zwischen 1628 und 1890 Festungsstadt war. Die lange Reihe der 66 Stadtkommandanten eröffnete 1628 der dänische Oberst Holk, dessen Lebensweg Vf. vorstellt. Wie immer sind die Stralsunder Hefte hervorragend gelayoutet und bebildert, sodass man sich zweimal im Jahr auf sie freuen kann. N. J.

Urkundenbuch der Stadt Barth / Teil I. Die Urkunden des Barther Stadtarchivs von 1255 bis 1808, bearb. von Jürgen Hamel und Stephanie Patrizia Mählmann (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Barth 4, Leipzig 2021, Akademische Verlagsanstalt, 287 S., zahlr. Farbabb.). – Mit großem Interesse konnten in den vergangenen Jahren die Veröffentlichungen aus dem kleinen, aber sehr regen Barther Stadtarchiv vorgestellt werden. Die kleine Reihe hat mit dem ersten Band des Urkundenbuches ambitionierten Zuwachs bekommen. Stephanie Mählmann, die Leiterin des Archivs, erklärt das Anliegen des Bandes darin, dass grundlegende Ordnungsarbeiten im Archiv erst am Ende des 19. Jh.s durchgeführt wurden, zu einem Zeitpunkt, als viele alte Urkunden und Privilegien bereits verloren gegangen waren und nur noch abschriftlich existierten. Weitere Ordnungsversuche fanden 1942 und nach dem Zweiten Weltkrieg statt, das jetzige Urkundenbuch spiegelt die Bestandsrevision der vergangenen Jahre durch die beiden Hgg. wider. In ihrer Einführung verfolgen sie die Archivierung der Urkunden bis ins Mittelalter zurück und erkennen Bearbeitungs- und Ordnungsspuren an ihnen bereits im 14. und 15. Jh. Ein erstes Register erstellte der seit 1602 als Stadtsekretär in Barth wirkende Matthias Wichmann, das im Folgenden ediert und kommentiert wird. Einer der Nachfolger Wichmanns, der 1648 zum Ratssekretär berufene David Wilcke begann damit, die Urkunden und andere wichtige z. B. herzogliche Erlasse und Ordnungen zu kopieren und die Kopien von einem Notar bestätigen zu lassen. Dies mag in Zusammenhang mit der Übertragung Pommerns an die Krone Schwedens stehen, die beglaubigte Abschriften aller Privilegien forderte.

Die Hgg. treffen Aussagen zu Sprache (bis 1325 durchgehend lateinisch, bis 1400 Nebeneinander von Latein und Niederdeutsch), Schrift (überwiegend Kanzleischrift), Beschreibstoffen (erste Papierurkunde 1503), 30 Wasserzeichen, die alle abgebildet, aber leider nicht identifiziert werden konnten und dem insgesamt relativ guten Erhaltungszustand.

Im Folgenden werden in mehreren Abschnitten – 1. *Die Urkunden 1255 bis 1325. Die Zeit des Fürstentums Rügen*, 2. *Die Urkunden 1325 bis 1350. Das Herzogtum Pommern und die Zeit des Rügenschon Erbfolgekrieges*, 3. *Die Urkunden 1351 bis 1500. Die Zeit des Herzogtums Pommern (1)*, 4. *Die Urkunden 1501 bis 1566. Die Zeit des Herzogtums Pommern (2)*, 5. *Die Urkunden 1567 bis 1603. Die Zeit des Herzogtums Pommern. Bogislaw XIII. und seine Brüder*, 6. *Die Urkunden 1605 bis 1635. Pommern nach dem Tod Bogislaws XIII.* und 7. *Pommern in der Zeit der schwedischen Herrschaft 1639 bis 1808* sowohl die erhaltenen als auch alle nachweisbaren Urkunden mit Ausstellungsort, Datum, Regest, Personen (wobei leider nicht geschieden wird zwischen Ausstellern, Empfängern und Zeugen), Archivsignatur, Nachweis des Abdrucks, des Verfassers der deutschen Übersetzung, Aufschrift auf Urkunde, Bemerkungen zu Siegeln und Erhaltungszustand angeben. Warum die zeitliche Unterscheidung in die Kategorien 3–6 vorgenommen wurde, wird leider nicht erklärt. Nicht überraschend haben sich die frühen Urkunden meist nur in späteren Bestätigungen erhalten, die akribisch ausgewertet werden. Inhaltlich geht es v. a. um Privilegienerteilungen und -bestätigungen, pfand- oder eigentümliche Gebietsübertragungen, Bündnisse, Schuldverschreibungen, Verleihungen von Patronaten und Verkauf von Vikarien, Streitschlichtungen, Aufrufe zu Rüstungen und Steuererhebungen. Involviert sind v. a. die Fürsten von Rügen, die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, die Könige Schwedens und Dänemarks, Äbte benachbarter Klöster, zahlr. Adlige im Umland, Rat und Bürger von Stralsund.

Hansisch interessant wird es, wenn etwa Bogislaw X. 1506 ein Aufgebot an den Adel und die Städte der Vogtei Barth erlässt, sich zu einer Heerfahrt gegen die Lübecker zum Beistand des Herzogs von Mecklenburg zu rüsten (Nr. 68), wenn die Herzöge Georg I. und Barnim IX. Barth im Jahre 1529 auffordern „verdächtige Schiffer, die Waren fremder Potentaten führen, zu kontrollieren“ (Nr. 76) oder Philipp I. Vertreter Barths zum Landtag nach Stettin lädt wegen des Reichstags zu Speyer und der Beteiligung an der Türkensteuer (Nr. 83).

Das Urkundenbuch richtet sich klar an einen breiten Leserkreis und nimmt dafür bestimmte Probleme in Kauf. Dazu gehört, dass Sammlungen pommerischer Urkunden, die es seit der Frühen Neuzeit gibt, nicht vorgestellt und gewürdigt werden. Man hätte aber auch für diesen Interessentenkreis auf Sammlungen wie die von Dähnert, Fabricius, das Pommersche oder das Mecklenburgische Urkundenbuch eingehen müssen. Während das PUB noch

in den Drucknachweisen auftaucht, die anderen Sammlungen zumindest in der Literatur genannt werden, sind die hansischen Sammlungen offenbar nicht ausgewertet worden. Auch eine gründlichere Redaktion wäre wünschenswert gewesen, zu oft haben sich Schreibfehler oder Inkongruenzen zwischen Personen und Prädikat eingeschlichen. Warum die Urkunden nicht chronologisch gereiht werden, wird nicht erklärt. Datumsangaben hätten, gerade für den angepeilten Leserkreis, konsequent aufgelöst werden müssen. Sicherlich hätte es sich auch gelohnt, die immer nur summarisch aufgelisteten Privilegien der Stadt auszuführen, insbesondere, wenn wie in der Urkunde von 1294 die ursprünglich gewährten Rechte aus dem Jahr 1255 aufgeführt werden. Gleiches gilt auch für die Policeyordnung von 1542, die wahrscheinlich früheste für eine pommersche Stadt, die Rolle der Barther Schiffer-Compagnie von 1573 mit Nachträgen von 1595 und 1597 oder den Verkauf der Barther Apotheke von 1575. Eine Edition dieser und anderer wichtiger Urkunden könnte einen sinnvollen nächsten Band in dieser Reihe ergeben, der auch für die Hanseforschung wichtig wäre. N. J.

SACHSEN. Thomas Wozniak, Quedlinburg. Kleine Stadtgeschichte (Regensburg 2021, Verlag Friedrich Pustet, 2. Aufl., 167 S.). – Quedlinburg spielte bereits im Frühmittelalter eine wichtige Rolle als Stift und Kaiserpfalz des 10. Jh.s. Im Jahr 994 bekam der Ort Markt-, Münz- und Zollrechte nach dem Vorbild von Köln, Mainz und Magdeburg und entwickelte sich während des Mittelalters benachbart zum Stift zu einer durchaus selbstbewussten Stadtgemeinde, die sich ab 1330 mit der zuvor u. a. von holländischen Siedlern angelegten Neustadt vereinigte. Vf. schildert diese mittelalterliche Entwicklung mit den Kirchen- und Klostergründungen, der Stadtbefestigung, den Konflikten mit dem Stift und den Adligen des Umlandes sowie der Rolle der Juden. Eine wichtige Rolle kam dabei den wohlhabenden Gewandschneidern als Fernhändler zu. Vf. folgt dann weiter der Stadtentwicklung bis in das 21. Jh. mit der Residenzstadt des weltlichen Damenstifts, der Industrialisierung im 19. Jh. und den Umbrüchen durch die NS-Zeit und in der DDR. Dabei führt er auch immer die verbliebenen Bauzeugen aller Zeiten an und bietet somit eine gut lesbare, interessante Stadtgeschichte, die durch ein Orts- und Personenregister erschlossen wird. O. P.

Matthias Puhle, Magdeburg. Kleine Stadtgeschichte (Regensburg 2018, Verlag Friedrich Pustet, 196 S.). – Magdeburg entwickelte sich bereits seit dem 9. Jh. zu einem bedeutenden Handelsort im Mittelalter. Die ottonische Stadt an der Elbe wurde 968 zugleich einflussreicher Erzbischofssitz. Im 13. Jh. bildete sich ein stadtbürgerlicher Rat, von hier aus breitete sich das Magdeburger Recht in rund 1.000 Städte Ostmitteleuropas aus. Dabei blieb Magdeburg nicht vor

innerstädtischen Konflikten verschont, doch Auseinandersetzungen gab es auch mit den Erzbischöfen als Stadt- und Landesherren. Bereits im 12. Jh. werden Magdeburger Kaufleute in Flandern tätig und auch in Verbindung mit den hansischen Kontoren in Brügge und Novgorod genannt. Ab der Mitte des 14. Jh.s nahm die Fernhandelsstadt eine immer selbstbewusstere Führungsrolle unter den sächsischen Städten zwischen Weser und Elbe ein. 1425 werden hier Flandern-, Lübeck-, Preußen- und Breslaufahrer erwähnt. Puhle schildert sodann Magdeburgs bewegte Geschichte von der Reformation über die Zerstörung im Dreißigjährigen Krieg 1631 und die brandenburg-preußische Festungszeit zwischen 1680 und 1815 bis zur Industrialisierung im 19. Jh. und den einschneidenden Umbrüchen des 20. Jh.s. Er blickt auch auf die Herausforderungen der letzten Jahrzehnte und bietet damit insgesamt einen fundierten, gut lesbaren Überblick über die Geschichte der Stadt mit ihren Höhen und Tiefen, der durch ein Orts- und Personenregister erschlossen wird. O. P.

Westeuropa

Bearbeitet von *Nils Jörn*

Jörg Rogge, *Partner und Konkurrenten. Wirtschaftsbeziehungen zwischen den britischen Inseln und dem Kontinent, vor allem zu deutschen Hansestädten, im späten Mittelalter* (in: *Britannien und Europa. Entwicklungslinien und Zukunftsgeschichten vom Mittelalter bis in das 21. Jahrhundert*, hg. von Franziska Bartl, Frank-Lothar Kroll und Stefan Schieren, *Prinz-Albert-Studien 36*, Berlin 2022, Duncker & Humblot, 11–24). – Der dem 2021 verstorbenen Prinz Philip, dem Patron der Prinz-Albert-Gesellschaft, gewidmete Band umfasst acht Beiträge, von denen sich nur der hier besprochene mit dem Mittelalter beschäftigt. Er geht auf den bei der Tagung in Coburg im Jahr 2018 gehaltenen Vortrag zurück, in dem Vf. offenbar einen kurzen Abriss der englisch-schottisch-hansischen Handelsbeziehungen vorgelegt hatte. Zunächst werden die rechtlichen Rahmenbeziehungen behandelt, dann die Niederlassungen in England vorgestellt. Es folgen Aussagen zu Handelswegen und Handelsgütern sowie zu Konflikten zwischen Hansens, Engländern und Schotten. Leider wurde die aktuelle Forschungsliteratur bei all dem nur in Ausschnitten zur Kenntnis genommen. Allein auf der Grundlage der aktuellen Ausgabe des Dollinger hätte die Darstellung der verschiedenen Probleme moderner ausfallen müssen, auch wenn diese Ausgabe auch schon wieder zehn Jahre alt ist. Die zahlr. neueren Publikationen und Editionen von Stuart Jenks zum englisch-hansischen Handel z. B. wurden leider gar nicht befragt und genutzt. Insofern gibt der Aufsatz zwar einen für Proseminare nützlichen Zusammenschchnitt des Themas, inhaltlich

bringt er die Forschung auf diesem Gebiet leider nicht voran. Wie schlecht es darum bestellt ist, wird wohl auch darin deutlich, dass dies der einzig anzuzeigende Diskussionsbeitrag dieses Jahres in diesem Bereich der HU ist. Das ist umso mehr schade, als die von Jenks herausgegebene Edition der *London Customs Accounts* stetig wächst, auf der Homepage des HGV gut zugänglich ist und darauf wartet, für die Jahre 1380–1538 benutzt und für Forschungen ausgewertet zu werden. Um dies etwas zu beflügeln, hier noch einmal die Homepage: <https://www.hansischergeschichtsverein.de/london-customs-accounts?seite=1>. N. J.

Skandinavien

Bearbeitet von *Carsten Jahnke*

Seit Gerd Althoff zu Anfang der 1990er Jahre seine bahnbrechenden Überlegungen zu *amicitia*-Verbindungen als Netzwerke mittelalterlicher Gesellschaften vorgestellt hat, sind dreißig Jahre vergangen. Insofern kann man sagen, dass auch die Mühlen der Forschung langsam mahlen, wenn Lars Hermanson nun sein Werk *Friendship, Love, and Brotherhood in Medieval Northern Europe, c. 1000-1200* (The Northern World 85, Leiden 2019, Brill, 282 S., 9 Ill.) vorstellt. Allerdings muss auch festgehalten werden, dass die hier vorgebrachten Ideen für die skandinavische Forschung wirkliches Neuland betreten, ein Neuland, das noch vor wenigen Jahrzehnten undenkbar gewesen ist. Insofern sollte man dankbar sein, dass die Ideen Althoffs und anderer nun auch die Forschung über die durchaus schwierigen Machtverhältnisse in Skandinavien beeinflussen.

Vf. unterteilt seine Arbeit in vier Kapitel. Nach einer kurzen Einführung (1–19) widmet er sich im Abschnitt „Ideas of Friendship, Love, and Brotherhood in Classical Philosophy“ (20–40) ausführlich den antiken und christlichen Grundlagen des Freundschaftsbegriffes. Danach untersucht er „Friendship and Social Formation in the High Middle Ages“ (41–110). Hierbei unterscheidet er deutlich von *amicitia* im geistlichen und im weltlichen Bereich, bevor er besonders auf die Verwendung des *amicitia*-Begriffes bei Saxo Grammaticus im Hinblick auf die Netzwerkbildung der dänischen Könige resp. Thronprätendenten eingeht. Daran anschließend folgt ein kurzer Abschnitt über „Friendship in an Oath-Taking Society – A Ritual Perspective“ (111–139). Hier weist der Vf. zurecht auf die rituellen Parallelen zwischen einer Eheschließung und einer Allianzbildung hin, wobei er die *amicitia*-Verhältnisse als systemstabilisierende Werkzeuge begreift. Abgeschlossen wird der Band mit einem hundert Seiten langen Kapitel über die praktische Seite dieser Verbindungen („Friendship and Lordship in Twelfth-Century Scandinavia“,

140–240), in dem vorwiegend norwegische und dänische Beispiele herangezogen werden, und einem kurzen „Epilogue“ (241–248).

Generell, und das sei vorab festgehalten, ist dieses eines der inspirierenden Werke, die sicherlich noch viele Jahre zitiert werden. Viele von Vf.s Erkenntnissen, die er vorher in Einzelstudien teilweise schon erprobt hatte, ergeben ein neues Bild der Herrschaftsstrukturen Skandinaviens, v. a. auch am Übergang von der charismatischen zur bürokratischen Herrschaft, um Max Webers Terminologie zu verwenden. Insofern ist es wünschenswert und überfällig, dass diese Ideen einem internationalen Publikum gesammelt zugänglich gemacht werden. Die Idee, das Wort *amicitia* nicht als schönen Schein, sondern politische Realität in Skandinavien zu begreifen, ist nun wirklich hier angekommen.

Allerdings ist leider an einem Abschnitt, v. a. vonseiten der Hanseforschung, auch deutliche Kritik zu äußern. Im Kapitel IV.5 (211–234) geht Vf. auf die Knutsgilden als Vereinigungen mit *amicitia*-Charakter ein. Auf Seite 212 zitiert er auch folgerichtig König Valdemars berühmten Brief an seine nach Gotland reisenden Untertanen aus dem Jahr 1177 (Dipl. Dan. I.3, Nr. 63, S. 93 ff., bei Vf. mit verkehrter Signatur), der mit den von ihm selbst übersetzten Worten beginnt: „It is a custom practice among the whole people, but especially among the people who travel to different parts of the world for the sake of profite ...“. Trotz dessen, und trotz der bekannten und im Dipl. Flens. schon 1865 veröffentlichten ältesten Gildestatuten (Dipl. Flens. I. Nr. 1, S. 1–10), die relativ eindeutig auf den Handelscharakter der Brüder hinweisen, macht der Vf. die Knutsbrüder zu einer königlichen (Kreuzzugs-)Kriegerbruderschaft. Er nimmt eine Idee Kurt Villads Jensens auf, der darauf hingewiesen hatte, dass Kaufleute im 12. Jh. auch kriegerische Züge besessen hätten (215). Das ist an sich nicht verkehrt. Bei Vf. aber verselbstständigt sich der Gedanke, wird zu einem Faktum, ohne, dass auch nur einmal auf die selbst angeführte Quelle rekurriert wird. Damit entbehrt die gesamte Analyse und das gesamte Kapitel einer gesicherten Quellengrundlage und ist letztendlich zu verwerfen.

So bleibt also ein doppeltes Fazit zu ziehen: Einerseits ist und bleibt der Band eine anregende und innovative Studie der skandinavischen Herrschaftsverhältnisse vom 11. bis zum 13. Jh., hier liegt der unbestrittene Wert. Auf der anderen Seite hält das für die Hanseforschung wichtigste Kapitel einer quellenkritischen Prüfung nicht stand. Das mindert den Wert beträchtlich, und das ist mehr als bedauerlich.

C. J.

Der äußerste Norden der Welt ist kalt, öde und uninteressant – zumindest, solange man kein Eisbär oder Rentier ist. So oder so ähnlich kann man die allgemeine Auffassung, aber auch die gängige Forschungsneigung, zusammenfassen. Dass dieses nicht so ist, zeigt der vorliegende Band *The Global*

North. Spaces, Connections, and Networks before 1600, ed. by Carol Symes (The Medieval Globe 7, Leeds 2021, Arc Humanities Press, 161 S., zahlr. Abb.) mit aller Deutlichkeit.

In ihrer Einleitung, *Exploring the Global North, from the Iron Age to the Age of Sail* (1–8), weist Vf.in u. a. auf die Tatsache hin, dass in allen Darstellungen der sog. Weltsysteme der gesamte Norden immer ausgelassen wird, so als ob sich das Leben immer nur in den gemäßigten Breitengraden abgespielt habe. Die folgenden Beiträge zeigen deutlich, dass auch in den Weiten Skandinaviens Handel betrieben wurde und auch diese ins Weltsystem integriert waren. Begonnen wird der Reigen mit einem anregenden Beitrag von Karl-Johan Lindholm, Erik Ersmark, Andreas Hennius, Sakarias Lindgren, Kjetil Loftsgarden und Eva Svensson, *Contesting Marginality: The Boreal Forest of Middle Scandinavia and the Worlds Outside* (9–36). Die Vff. untersuchen die Außenverbindungen zwischen den borealen Inlandsarealen Skandinaviens und den (angeblich handelsmäßig mehr integrierten) Küstengebieten. Hierzu ziehen sie zwei chronologische Suchgräben: Zum einen weisen sie auf den Bestand von archäologisch ergrabenen Bärenatzen in Grabstätten der Eisenzeit hin und zum anderen untersuchen sie die Eisen- und Teerproduktion dieser Gebiete im Frühmittelalter. In Hinblick auf die Bärenatzen haben neuere Analysen gezeigt, dass diese magischen Objekte vorwiegend vom skandinavischen Braunbären (*Ursus arctos*) stammen, deren Verbreitungsgebiet beschränkt und nicht mit den Gebieten identisch ist, in denen die Tatzen gefunden wurden. Hier zeigen sich erste Spuren eines inter-borealen Handels auf. Diese Spuren werden noch deutlicher, wenn man sich vergegenwärtigt, wie viel Teer und Eisen in wikingerzeitlichen Schiffen verbaut sind. Diese Produkte wie auch die zum Eisenschmelzen verwendete Holzkohle stammte zu einem großen Teil aus den innerskandinavischen Waldgebieten, die damit in das internationale Handelsnetzwerk eingeschlossen waren.

Als Nächste weist Natalja V. Grigorjeva auf die kulturellen und handelsmäßigen Verbindungen zwischen Staraya Lagoda und Skandinavien hin (*Archaeological Evidence for Staraya Lagoda as an Early Scandinavian Emporium of the Global North*, 37–52), bevor Robyn Barrow näher auf den Handel mit Walrosszahn eingeht (*Gunhild's Cross and the North Atlantic Trade Sphere*, 53–76). Walrosszahn war nicht nur für lange Zeit im Mittelalter ein gefragtes Ersatzprodukt für Elfenbein, sondern die Jagdgebiete für Walross überlappten sich mit denen der einheimischen Proto-Inuit. Der Vf. untersucht daher nicht nur den Kulturkontakt in den Südosten, sondern auch den zwischen den Norrönnen Skandinaviern Grönlands und den Proto-Inuit des Nordens.

Die folgenden zwei Beiträge beschäftigen sich dann mit der sprachlichen resp. literaturwissenschaftlichen Repräsentation des Nordens. Tatjana N. Jackson

untersucht *The Far North in the Eyes of Adam of Bremen and the Anonymous Author of the Historia Norwegie*, 77–90). Und Alexandra Petrulevich analysiert *The Multi-Layered Spatiality of the Global North: Spatial References and Spatial Constructions in Medieval East Norse Literature*, 91–114).

Daran anschließend untersucht Martin Neuding Skoog die Versendung resp. die Anmietung mitteleuropäischer Söldnertruppen in die zentralskandinavischen Gebiete. Leider bleibt dieser Beitrag auf einem mehr auflistenden Niveau stehen – man hätte sich gewünscht zu erfahren, wie französische oder niederländische Söldner den skandinavischen Wald (und die Mücken) erfahren haben. Für diese war es mit Sicherheit kein erinnerungswürdiger „Sommer in Schweden“.

Abgeschlossen wird der Band dann von Felicitas Schmieder, die über die Darstellung des Nordens auf Landkarten und Globen referiert (*Old and New Land in the North and West – the North Atlantic on the Medieval Globe around 1500*, 131–151).

Wie diese kurze Übersicht schon gezeigt hat, handelt es sich bei diesem Band um ein buntes Bukett mit Rosen, Tulpen und papierenen Schleifen. Ein echter Zusammenhang zwischen den Beiträgen ist nicht immer gegeben, auch wenn sie natürlich alle in irgendeiner Weise den Norden behandeln. Diese bunte Mischung ist aber auch kennzeichnend dafür, wie wenig dieser große Teil der Erde in der Forschung verankert ist. Für die Handelsgeschichte zeigen aber allein die Beiträge von Lindholm et al. und Barrow das Potenzial, welches bisher nicht einmal annähernd ausgeschöpft ist. C. J.

DÄNEMARK. „... *remota prae omnibus capula, et ut numquam subripiat monacho indigeries*, ...“ und ‚vor allem soll man sich der Völlerei enthalten, sodass die Mönche keine Verdauungsbeschwerden bekommen‘, so verordnet es St. Benedict im 39. Kapitel seiner Regula. Wie sah die Umsetzung dieser Regel aber in der Praxis aus? Dieser Frage ging eine Forschergruppe nach, die unter Anwendung historisch-schriftlicher, archäologischer, archäobotanischer und humanbiologischer Untersuchungen die Speisegewohnheiten in den dänischen Zisterzienserklöstern Øm und Sorø untersucht hat (Lene Møllerup, *På munkenes bord. Cisterciensernes mad og madkultur i middelalderens Danmark*, Kuml 69, 2020, 259–287). Die schriftlichen Quellen sehen für die frühen Zisterzienser eine besondere Enthaltbarkeit vor, die v. a. den Genuss von Fleisch generell ausschloss, eine Haltung, die sich bis zum Ende des 15. Jh.s ändern sollte. Auch sollten die verbrauchten Waren aus der eigenen Produktion stammen. Dieser Enthaltbarkeit wurden die dänischen Zisterzienser nur teilweise gerecht. Nicht nur zeigen die humanbiologischen Untersuchungen an gefundenen Skeletten eine Zunahme proteinreicher Kost, sondern die makrofossilen Funde zeigen auch den Verbrauch u. a.

von Feigen, Mandeln oder Reis, wie auch der Fund eines reich verzierten Vorlegemessers auf den Konsum von Fleisch hindeuten kann. Alles in allem ist die vorliegende Studie ein spannender Versuch, schriftliche Quellen und archäologische Wirklichkeit in Übereinstimmung (oder Nichtübereinstimmung) zu bringen. C. J.

Eine kurze Übersicht über die historische Entwicklung und den heutigen Bestand kirchlicher Zehntscheunen in Dänemark gibt Torben Svendrup in seinem Beitrag *Kirkeladerne. Kirkeskattens huse i middelalderen* (Zise 44, 2021, 9–27). Nach der Einführung des Kirchenzehnten in Dänemark im 12. Jh. wurde es üblich, dass die Bauern und Bürger ihren Kirchenzehnten gemeinschaftlich in der Zehntscheune deponierten, bevor er in die entsprechenden drei Teile aufgeteilt wurde. Es kann daher davon ausgegangen werden, dass jede der ca. 2.500 vorreformatorischen Kirchen in Dänemark zumindest eine derartige, zumeist steinerne, Scheune besessen haben wird. Als aber nach der Reformation der Zehnte mehr und mehr von der Krone vereinnahmt und verpachtet wurde, wurden die Scheunen überflüssig und zum Abriss resp. anderweitiger Nutzung freigegeben. Einige wurden zu Lateinschulen, andere zu Wohnhäusern oder Wirtschaften. Heute können nur noch ca. 40 mittelalterliche Zehntscheunen nachgewiesen werden, die vielfach als Friedhofstoiletten genutzt werden. Ein weiter Weg vom zweitwichtigsten Gebäude eines Dorfes hin zu einer Bedürfnisanstalt. C. J.

Eine lange wissenschaftliche Beschäftigung mit einem Gegenstand kann entweder zu einer schrulligen Verliebtheit oder aber zu einer unnachahmlichen, tiefen Durchdringung führen. Letzteres kann ohne Zweifel von Carsten Pape behauptet werden, der sich mit *The Early Danish-Muscovite Treaties, 1493–1523. Texts, Contexts, Diplomacy* (Aarhus 2022, Aarhus University Press, 189 S., Abb.) schon seit Beginn der 1990er Jahre intensiv befasst hat und nun eine vorbildliche Edition dieser Texte vorlegt.

Die Allianzvereinbarungen zwischen der russischen und der dänischen Krone sind auch für die hansische Forschung von großem Interesse, da sie neben einem Drohpotenzial gegenüber Schweden und Polen-Litauen auch ganz handfeste wirtschaftspolitische Vereinbarungen enthalten. So bekommen die Dänen e.c. 1517 Handelsprivilegien in Novgorod zugesprochen, die weit über die des hansischen Kontors hinausgehen (82). Diese Vereinbarungen sollten daher auch von der hansischen Forschung zur Kenntnis genommen und erforscht werden.

Dass dieses bisher nicht in ausreichendem Maße geschehen ist, liegt primär daran, dass eine solche Allianz schon im Mittelalter als Fauxpas angesehen wurde und an der prekären Überlieferungssituation für diese

Allianz. Von den einstmals achtzehn Dokumenten der Allianz und der Allianzerneuerungen zwischen 1493 und 1523 sind nur drei erhalten: eine Abschrift der 1493er Allianz, die 1506 als Vorlage zur Erneuerung des Traktates angefertigt wurde, eine Kopie aus dem Jahr 1506 und ein Brief Vasilij III. aus dem Jahr 1516. Auf diesen Rudimenten fundiert Vf. seine Edition, die in vorbildlicher Weise den lateinischen und russischen Text mit einer originalgetreuen englischen Übersetzung wiedergibt. Der Vf. macht sich dabei ausführliche Gedanken über die Übersetzungsmöglichkeiten und -probleme, die sich dann auch bei der überlegten Wortwahl der Übersetzung widerspiegelt. Weiterhin gibt er dem Text einen ausführlichen textuellen und inhaltlichen Anmerkungsapparat bei, der diesen in vorbildlicher Weise erschließt.

Vf. gibt dem Leser aber mehr Informationen an die Hand als nur einen edierten Text. Zum einen – und dieses Kapitel an und für sich empfiehlt die Beschaffung dieses Bandes – beschreibt er ausführlich die praktischen Gegebenheiten eines Traktatabschlusses zwischen dem Zaren und einem westlichen Herrscher. Er macht sich die Mühe, die diplomatisch-praktischen Vorgänge aufzuzeichnen, durch die er später auch den Brief Vasilij III. diplomatisch einordnen kann, bis hin zu einer praktischen Beschreibung der Durchführung einer Kreuzküssung. Diese Erkenntnisse sind unabdingbar für alle weitere Beschäftigung mit den hansisch-novgorodischen Verhältnissen. Aus dieser Studie heraus kann er dann auch die Zwischenschritte erschließen, die zwischen den überlieferten Dokumenten geschehen sein müssen.

Zum anderen rekonstruiert er minutiös den historischen und diplomatischen Kontext, in dem zuerst die Allianz von 1493 und dann alle weiteren Erneuerungen stattgefunden haben. Mag auch das eine oder andere Detail dieses Abschnittes nicht wirklich wichtig erscheinen, so erweitert die Studie doch als Ganze den historischen Horizont des Lesers um zahlr., bisher wenig, wenn überhaupt, beachtete Facetten. Diese beiden Kapitel machen aus dem Band sehr viel mehr als nur eine reine Textedition.

Abschließend versucht Vf. in einem letzten Abschnitt, die fehlenden Texte der Zwischenschritte zu rekonstruieren. An dieser Stelle zeigt sich die lange und intensive Beschäftigung des Vf.s mit diesem Gegenstand – und hier droht das „sine studio“ doch verloren zu gehen. Es mag editorisch spannend sein, auf Abschreibefehler hinzuweisen und den möglichen originalen Wortlaut zu rekonstruieren. Aber dem Rz. mag sich bei allem Verständnis der Sinn dieses Abschnittes nicht voll erschließen, zumal wichtige inhaltliche Veränderungen sich natürlich nicht darstellen lassen. *Ex nihilo nihil fit*.

Diese letzte Anmerkung eines unverständigen Rz. soll aber nicht davon ablenken, dass dieser Band aus zwei Gründen jedem Interessierten in den Ostbeziehungen des Hanseraumes dringend zu empfehlen ist: zum einen als

praktisches Handbuch der ost-westlichen Diplomatie und zum anderen als eine facettenreiche Ergänzung unserer doch sehr eingeschränkten Perspektive.

C. J.

Es gibt Bücher, die lösen beim Leser ein Gefühl der Erleichterung aus. Diese „endlich!“-Bände beantworten nämlich Fragen, die man sich entweder selbst schon einmal gestellt hatte (ohne diesen tiefer und ernsthaft nachgegangen zu sein), von denen man nicht wusste, dass man sie schon längst hätte beantwortet wissen wollen, oder mit denen einen intelligente Studierende traktieren und auf die man häufig eher ausweichend antwortet. In diese Kategorie gehört auch der folgende, hier anzuzeigende Band von Sarah Croix und Mads Vedel Heilskov (Ed.), *Materiality and Religious Practice in Medieval Denmark* (Acta Scandinavica 12, Turnhout 2021, Brepols Publishers, 292 S., zahlr. Abb. und Ktn.). – Hgg. folgen mit diesem Sammelband einer Tradition, die mit Peter Browe S. J. oder Joseph Braun S. J. zu Ende der 1930er Jahre ausgestorben zu sein schien, nämlich der Klärung handfester Fragen über die praktische Durchführung, materielle Nutzung und theoretische Erklärung mittelalterlicher religiöser Riten und Gebräuche. Wer also wissen möchte, so viel sei vorweg verraten, warum z. B. Wachskerzen auf einem Altar stehen, und sich nicht mit einer olfaktorischen Erklärung abfinden möchte, oder sich die Frage stellt, warum Siegel (aus mittelalterlich-theoretischer Sicht) aus Wachs und nicht aus Ton sind, dem sei dieser Band ans Herz gelegt.

Da das Interesse an diesen realitätsnahen Fragestellungen in Skandinavien schon seit längerer Zeit sehr gering war, fanden die Hgg. einen nahezu unbearbeiteten Boden vor. Sie sehen sich daher gezwungen, in ihrer Einleitung (9–25) den Forschungsstand überhaupt erst einmal zu definieren und zu umreißen. Anschließend skizziert Morten Larsen in seinem Beitrag *Research History. Materiality and Medieval Religious Practice in Danish Research* (27–50) umfassend die dogmatischen, materiellen, quellenkritischen und historiografischen Voraussetzungen für das Studium religiöser Materialität in Dänemark, einem Land mit einer starken lutheranischen Identität.

Der inhaltlich sehr bunte Reigen wird dann von dem renommierten Göteborger Theologieprofessor Bertil Nilsson eröffnet, der über die *Materiality in Medieval Episcopal Rites: Some Examples* (51–70) referiert. Vf. legt das Hauptaugenmerk dabei auf die Kirchweihe und die Weihe von Kirchhöfen, wobei er die Einteilung der Grabstätten in drei Phasen hervorhebt. Kirchhöfe waren zuerst einmal religiöse Stätten, die dann durch die Gründung einer auf ihnen befindlichen Kirche zu einem *sacrum*, einem *cimiterium*, konvertierten, bevor sie durch die Kirchweihe und die daran anschließende Kirchhofweihe einen sakralen Charakter erhielten (64f.). Anschließend analysiert der Kir-

chenhistoriker Nils Holger Petersen die Einbindung und Nutzung von Evangeliarien im Hochamt (*The Liturgical Use of the Gospel Book in the Middle Ages and Notions of Sacramentality?*, 71–94). Vf.s Ausführungen beschränken sich dabei nicht nur auf den Gebrauch und die Platzierungen der Evangeliarien in der Messe und die Abgrenzung zu den Missalen, sondern diskutieren auch den Status der Evangeliarien als Sakrament und die Tradition der Evangeliarienküssung. Abgeschlossen wird dieser theologische Teil dann von Martin Wangsgaard Jürgensens Beitrag *Making the Liturgy Manifest: Objects and Materials in Late Medieval Church Rites* (95–121). Anhand der Riten der Karwoche beschreibt Vf. nicht nur einzelne liturgische Gegenstände, u. a. durch den Kirchenhimmel entschwindende Christusfiguren, sondern bindet diese in den theologischen Kontext ein.

Die Kunsthistorikerin Lena Liepe wendet sich dann einem besonderen Objekt zu: dem Schädel und Schädelreliquiar des Hl. Lucius, dem Schutzheiligen der Roskilder Domkirche (*Holy Heads: Pope Lucius's (sic!) Skull in Roskilde and the Role of Relics in Medieval Spirituality*, 123–146). Das (angebliche) Haupt des heiligen Papstes Lucius hatte im Gegensatz z. B. zum Kopf von St. Knud die Reformation, wenn auch ohne Reliquiar, überstanden und war 1665 in die kgl. Kunstammer als Kuriosum überführt worden. Von dort aus wurde es 1908 in die katholische St. Ansgar Kathedrale von Kopenhagen gebracht und 1910 mit einem neuen Kopfreliquiar versehen worden. Vf.in beschreibt nicht die Reliquie, bis hin zu den neuesten Untersuchungen, sondern beschäftigt sich auch mit der theologischen (Weg-)klärung der multiplen, gleichen Reliquien (in Prag, München und Spanien gibt es weitere Lucius'-Häupter) wie auch mit dem Reliquiar und seiner praktischen Nutzung.

Mads Vedel Heilskov selbst wendet sich dann den *Living Matter in Medieval Denmark* (147–180), d. h. anthropomorphen Gegenständen mit (über) natürlichen Reaktionen zu. Unter anderem anhand der weinenden Madonna von Karup und St. Hülpen von Klipleff/Klipleff beschreibt er die Idee und Funktion von *brandea*, Berührungsreliquien, wie er auch auf die Deposition von Reliquien in hölzernen Figuren, v. a. Kruzifixen, eingeht. Anschließend geben die Archäologinnen Mette Højmark Søvsø und Maria Knudsen einen neuesten Überblick über die Funde von religiösen Devotionalien, v. a. aus dem Bereich von Ripen und Jütland (*Objects of Personal Devotion. Outer Markers and Inner Meanings*, 181–215). Hier gehen sie u. a. auf die neuesten Funde von Kreuzanhängern, Pilgerzeichen oder Rosenkränzen ein.

Die folgenden zwei Beiträge sind in ihrer praktisch-informativen Bedeutung kaum zu unterschätzen. Laura Katrine Skinnebach berichtet zuerst über die *Materiality of Memory: The Use and Significance of Wax in Late Medieval Devotion* (217–237). Hier erfahren wir Wesentliches und Grundlegendes

darüber, warum Wachskerzen mit Dochten als Zeichen von Christi Fleisch, Geist und Göttlichkeit die Altäre schmücken, oder welche philosophischen Erklärungen dafür gegeben wurden, warum Siegel häufig aus Wachs waren. Im Anschluss daran beschäftigen sich Jacob Tue Christensen und Mikael Manøe Bjerregaard mit der *Materiality in Medieval Burials* (239–268). Die beiden Vff. geben einen kompletten Durchgang durch die Riten von der Sterbevorbereitung bis zum Grab und den Grabbeigaben.

Abgeschlossen wird der Band durch einen Nachgedanken über Materialität von Mette Svart Kristiansen und Mercedes Pérez Vidal, *Future Perspectives: An Epilogue from the Views of an Archaeologist and Art Historian* (269–292).

Im Allgemeinen bleibt festzuhalten, dass Materialität an sich fesselnd sein kann und zunehmend an Faszination gewinnt. Man kommt nicht umhin zu bemerken, dass wir regelmäßig über Dinge theoretisieren, deren praktische Abläufe uns gänzlich oder teilweise unbekannt sind. Dieser Band schafft hier eine deutliche Abhilfe. Seine Beiträge sind für sich genommen auf hohem Niveau, doch wäre zu wünschen gewesen, dass sich die Theologen, Kunsthistoriker und Archäologen noch intensiver ausgetauscht hätten. So hätte der Beitrag von Jakob Tue Christensen und Mikael Manøe Bjerregaard z. B. deutlich dazugewonnen, hätte man z. B. Peter Browes Ausführungen zu diesem Thema gekannt (Peter Browe S. J., Die Letzte Ölung in der abendländischen Kirche des Mittelalters, *Zeitschrift für katholische Theologie* 55, Nr. 4, 1931, 515–561). Auch hätte dem Band ein Register gutgetan, da man die diversen Objekte, z. B. Pilgerzeichen, durchaus in verschiedenen Beiträgen wiederfindet.

Dieses soll aber mehr als Wunsch, denn als Kritik verstanden werden. Denn eines ist nach der Lektüre sicher: Der Rz. weiß jetzt mehr, als er vorher meinte, wissen zu müssen – und das ist ein Gewinn an sich. C. J.

Einen übersichtlichen historischen und historiografischen Überblick über die dänisch-niederländischen Beziehungen zwischen dem Ausgang des Mittelalters und 1800 geben Bo Poulsen und Christina Lysbjerg Mogensen in ihrem Beitrag *Danmark-Norge i lyset fra Nederlandene, ca. 1500–1800* (temp 20, 2020, 12–35). Vff. beschäftigen sich u. a. mit der Frage, warum das Verhältnis zwischen Dänemark und den Niederlanden überhaupt von Interesse sein könnte und gehen dabei – erwartungsgemäß – auf die gemeinsame Küstenlandschaft ein. Im Weiteren behandeln sie Handel und Politik, das Finanzwesen, Migration, Fischerei und den Kunstmarkt als Bereiche intensiver Kontakte. Alles in allem zeichnet sich dieser Beitrag durch seine Fülle an Literaturhinweisen und seine historiografische Sicherheit aus. Wer einen ersten Einstieg in dieses Thema sucht, dem sei er daher ans Herz gelegt. C. J.

Zu den zahlr. im Öresund erhobenen Abgaben gehörten auch die Schreiber-, Tonnen- und Leuchtfeuergebühren, deren Geschichte Mogens Jensen nachzeichnet (*Øresundstoldens skriver- og tøndepenge 1429–1708*; Zise 43, 2020, 9–29). Schon seit der Einführung des Zolles im Jahr 1429 wurde (zeit-typisch) eine Gebühr von 3 β für das Eintragen der erlegten Gebühren im Zollbuch verlangt. Diese Gebühr war bis zur Mitte des 16. Jh.s relativ stabil, bis sie sich nach 1548 bei 6 β einpendelte. Ob die Schreiber allerdings diese Gebühr selbst erhielten oder ob es eine kgl. Einnahme war, bleibt unsicher. Als im Jahr 1520 der Öresund betonnt wurde, erhoben zuerst Kopenhagen und später die kgl. Zentralverwaltung eine Gebühr hierfür, die auf die Schiffer umgelegt wurde. Später kam noch eine weitere für das Befeuern der Leuchtzeichen hinzu. Alle diese Gebühren wurden 1645 nach dem Traktat von Kristianopel abgeschafft, aber teilweise später wieder eingeführt (oder anderweitig umgelegt). Diese Detailuntersuchung ist ein wichtiger Baustein zum Verständnis der Trans-Action-Costs im Öresund. C. J.

Seit 1492 wurde der Öresundzoll von den Mitgliedern einer Familie verwaltet, bis 1548 das letzte Familienmitglied, Peder Hansen, wegen Betruges angeklagt und hingerichtet wurde. Eine handfeste und praktische Einführung in die Erhebung und Registrierung des Zolles in dieser Periode liefert Mogens Jensen in seinem Beitrag *På min herres nådes vegne: en undersøgelse af de ældste øresundstoldbøger* (Zise 43, 2020, 31–67). Beginnend bei den Rechnungsbüchern, deren Papier aus Frankreich resp. Flandern stammte, über die Buchführung, den Wein-, Schiffs- und Salzzoll, die kgl. Erlöse aus dem Verkauf verlorengegangener Anker vor Helsingør bis hin zur klassischen Abteilung *Diversa (småplok)* werden die Grundbegriffe und -bedingungen der Zollerhebung anschaulich erläutert. Dieser kurze Beitrag sei daher als Einführung in die erste Phase der Zollerhebung wärmstens zu empfehlen. C. J.

Im November 1660 griff der dänische König Friedrich III. energisch durch: In seiner Finanzverwaltung war ein Berg von ca. 3.000 Abrechnungen aufgelaufen, die weder geprüft noch gutgeheißen worden waren. Unter diesen Abrechnungen befanden sich auch die Jahresabrechnungen des aus Braunschweig stammenden Öresundzöllners Herman Holstein für die Zollperiode 1636–41. Die Revision dieser Abrechnungen wird von Mogens Jensen in seinem Artikel *Gennembladet og sammentalt: revision af øresundstoldregnskaberne 1636–1641* (Zise 44, 2021, 29–68) minutiös dargestellt. Es ist ein Mirakel frühneuzeitlicher Bürokratie, dass die dänische Zentralverwaltung zwanzig Jahre nach der Verabschiedung eines Zöllners nicht nur eine Reihe von Anlagen nachforderte (und in ihren eigenen Archiven fand!), sondern auch detaillierte Auskünfte über einzelne Posten einforderte, die der ca. 75 Jahre

alte Holstein nachreichen musste. Die Revision zog sich über drei Jahre (und den Tod des Zöllners) hin, bis im Oktober 1663 sein Sohn für fehlende 700 Thaler aus der Abrechnung belangt wurde. Nach dem Lesen dieses Beitrages können wir für moderne Verjährungs- und Abschreibungsfristen nur dankbar sein. *C. J.*

NORWEGEN/SCHATZLANDE. Einer der vielen mittelalterlichen Widersprüchlichkeiten ist die oft dokumentierte Teilnahme von Bischöfen und Erzbischöfen an Kriegshandlungen. So wird z. B. berichtet, dass der dänische Erzbischof Absalon eine laufende Messe verließ, nur um Wenden zu töten. Dieses ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass sich zahlr. päpstliche Bullen und kirchliche Konzilien gegen das Blutvergießen durch Priester ausgesprochen haben, und das Decretum Gratiani ausdrücklich verbietet, dass diese Waffen tragen. Louisa Taylor hat sich nun dieses Problems am Bsp. Norwegens in Ihrem Beitrag *Bishops, war, and canon law. The Military Activities of Prelates in High Medieval Norway* (Scandinavian Journal of History 45, Nr. 3, 2020, 263–285) angenommen. Vf.in erläutert am Bsp. der norwegischen Bürgerkriege von 1130 bis 1240 einerseits die Strategien, mit denen die aktive Teilnahme der Prälaten an Kriegshandlungen verschleiert wurden, und andererseits die zeitgenössische Auffassung von diesem Tun. Sie kann zeigen, dass die norwegischen Bischöfe sich einer kanonischen Spitzfindigkeit bedienten, nämlich, dass sie selbst keine Soldaten in den Krieg führten, wohl aber daran teilnehmen konnten. (Dieser Ausweg erklärt so z. B. auch die Platzierung des Erzbischofs von Bremen in den Abbildungen der Schlacht von Bornhöved hinter dem Heer.) Das norwegische Material macht aber auch deutlich, dass die aktive Teilnahme von Geistlichen an Kriegshandlungen nicht nur selbstverständlich war, sondern von den Zeitgenossen auch erwartet wurde. In keiner der von der Vf.in analysierten Quellen kommt Kritik an diesem Verhalten auf, selbst in Quellen, die antikirchlich ausgerichtet sind. Die hier am Bsp. Norwegens gewonnenen Erkenntnisse werden sich gewinnbringend auch auf andere Bsp. übertragen lassen. *C. J.*

Das Verhältnis zwischen den Sami und den einwandernden Wikingern im nördlichen Norwegen ist im Laufe der letzten zweihundert Jahre sehr unterschiedlich beurteilt worden. Ging die ältere Forschung noch von einer teleologischen Kulturdominanz der Wikinger aus, zeichnete die neuere Forschung seit den 1980er Jahren mehr das Bild einer gegenseitigen Symbiose, in der beide Teile Gewinne aus der neuen Besiedlung zogen. Eirin Holberg und Knut Dørum zeigen nun aufgrund neuer archäologischer Funde und onomastisch-historischer Untersuchungen ein neues, differenzierteres Bild auf (*Norrøn ekspansjon og samisk motmakt i Sør-Salten ca. 600–1350*, Norsk

Historisk Tidsskrift 100, Nr. 3, 2021, 204–221). Beide Vf. können deutlich machen, dass es v. a. in der Zeit zwischen 1000 und 1350 zu einer zentral gesteuerten systematischen Erschließung der Region gekommen sein muss, deren Ziel die Erschließung der Bodenschätze in den Weidegebieten der Sami, hauptsächlich von (Mühl-)steinen und Kohle, gewesen ist. Nach der neuen Interpretation der archäologischen Funde haben die Sami dabei versucht, dieser Expansion entgegenzusteuern, allerdings ohne Erfolg. Es wird sich zeigen müssen, ob weitere Untersuchungen dieses Bild bestätigen können, doch spricht vieles dafür. C. J.

Buchtitel können aufreizen, Buchtitel können interessieren und Buchtitel können in die Irre leiten. Wenn dieses geschieht – so wie in dem hier anzuzeigenden Fall – führen Irritationen und Enttäuschungen zu negativen Reaktionen, die ein Werk – wie auch in diesem Fall – eigentlich nicht verdient hätte. Warum aber Enttäuschung? Gunnar Harðarson und Karl G. Johannson versprechen eine Behandlung der *Dominican Resonances in Medieval Iceland. The Legacy of Bishop Jón Halldórsson of Skálholt* (The Northern World 91, Leiden 2021, Brill, 337 S., 4 Abb.). Das ist insofern spannend, als es auf Island im Mittelalter keine Städte gab und dadurch kein Milieu für die Ansiedlung eines dominikanischen Konventes. Die isländischen Häuser waren entweder Benediktiner-Klöster oder Augustiner-Konvente. Ein dominikanischer Einfluss im städtelosen Island bedarf also einer besonders gründlichen Untersuchung. Der Band verspricht also interessantes Neuland – und hält es nicht.

Ausgangspunkt der Untersuchungen ist der 1322 zum Bischof von Skálholt (Nord-Island) gewählte Jón Halldórsson, von dem die ältere Literatur im Anschluss an eine isländische Quelle behauptet, dass er Dominikaner gewesen sei, und der 1339, während einer Reise zum Erzbischof von Nidaros, in Bergen starb und im dortigen Dominikaner-Konvent beigesetzt wurde. Hier wäre also wirklich ein Anschluss gegeben, hätte nicht Christian Etheridge schon im ersten Kapitel dieses Bandes *Canon, Dominican and Brother: The Life and Times of Jón Halldórsson in Bergen* (7–40) nachgewiesen, dass er die längste Zeit eben kein Dominikanerbruder, sondern Kanoniker an der Bergener Christ-Kathedrale gewesen ist. Zwar scheint er in der Kindheit von den Dominikanern unterrichtet worden zu sein, bevor er als 14-jähriger seine Studien in Paris und Bologna begann, die u. U. vom Bergener Domkapitel finanziert wurden (21 f.), doch trat er (wenn überhaupt) erst kurz vor seiner Wahl zum Bischof dem Dominikanerorden bei (34 f.). Wie viel dominikanischen Einfluss Jón Halldórsson auf Island ausübte, muss also schon von hier aus gesehen offenblieben. Das hält aber viele der folgenden Vff. nicht davon ab, ihn ohne Hinweis und Erläuterungen zu einem Dominikanerbruder mit allen Implikationen zu machen.

Beschäftigt sich der folgende Beitrag von Viðar Pálsson noch mit *Bishop Jón Halldórsson and Clerical Culture in 14th-Century Iceland* (41–55), so widmen sich die folgenden Artikel der nordischen Literatur-, Musik- und Manuskriptkunde. Gottskálk Jensson berichtet über *Bishop Jón Halldórsson and 14th-Century Innovations in Saga Narrative: The Case of Egils saga einhenda ok Ásmundar berserkjabana* (59–78), Hjalte Snær Ægisson über *Holy Ministry in Old Norse ævintýri* (79–91), Védís Ragnheiðardóttir über die *Clári saga and Its Continental Siblings: A Comparative Literary Approach to an Old Problem* (92–122) bevor Stefan Drechsler die weltliche Seite von Jón Halldórssons schriftlichem Wirken betrachtet (*Jón Halldórsson and Law Manuscripts of Western Iceland c. 1320–40*, 125–150) und Karl G. Johansson das Manuskript der Arnamagnænsken Sammlung in Kopenhagen AM 657a–b 4° untersucht (*AM 657a–b 4° and the Mouvance of Medieval Texts: Roles and Functions in the Transmission of Texts in a Manuscript Culture*, 151–179).

Die abschließenden Kapitel behandeln musikalische Aspekte (Astrid Marner, *Liturgical Change and Liturgical Plurality in the Province of Nidaros: New Light on the Ordo Nirdrosiensis Ecclesiae*, 183–202; Gisela Attingar, *Some Reflections on the Liturgy for St. Þorlákr*, 203–221) bevor man Jón Halldórsson endgültig verlässt und das Leben und die Produktion des ersten isländischen Orgelbauers Einarr Hafliðason untersucht (Embla Aae, *Elucidating Charter Practice and Administrative Literacy in Four Works by Einarr Hafliðason*, 225–259; Gunnar Harðarson, *Music and Manuscripts in Skálholt and Þingeyrar*, 260–289).

Ergänzt wird der Band mit vier Anhängen, zum einen mit dem *Jón's þáttur*, dem zeitgenössischen Lebensbericht des Jón Halldórsson, zum anderen der Übersetzung eines Briefes von Bischof Hákon von Bergen an Jón von Skálholt aus dem Jahr 1338, zum dritten mit der Buchbestandsliste des Bischofs Árni Sigurðsson (vor 1314) und zum vierten mit einer Inhaltsübersicht des Manuskriptes AM 671 4°.

Nur wenige Beiträge, wie der von Gisela Attingar, gehen en passant, wenn überhaupt, auf dominikanische Einflüsse ein. Es reicht vielfach, dass man sein Thema nur irgendwie an Jón Halldórsson anknüpfen kann.

Das ist mehr als bedauerlich, denn das Empfinden, um das versprochene, spannende Thema betrogen worden zu sein, verstellt den Blick auf die hohe Qualität der einzelnen Beiträge. Denn eigentlich erfährt man eine Menge, so z. B. den Zusammenhang der *Clári Saga* mit der narrativen Struktur in König Drosselbart und v. a. in der von Konrad von Würzburg verfassten „Der halben Birne“, oder über die liturgische Vielfalt einer skandinavischen Erzdiözese. Auch ist die Idee, die literarische und administrative Schriftlichkeit eines Vf.s zusammen zu untersuchen ist ein nicht von Hand zu weisender, guter

Forschungsansatz, wie auch die musikhistorischen Beiträge ihren eigenen Reiz und ihre eigenen Erkenntnisse haben.

So bleibt ein doppeltes Fazit zu ziehen. Wer etwas über die dominikanischen Einflüsse auf Island im 14. Jh. erwartet, wird bitter enttäuscht werden. Wer sich über Bischof Jón Halldórsson, seine Zeit, die Literatur, Manuskripte und Kirchenmusik auf Island informieren will, ist mit diesem Band bestens verdient. Man muss es nur wissen.

C. J.

In Skandinavien kam es zu Beginn des 15. Jh.s zu einer Reihe von Bauernaufständen, deren xenophobe Untertöne seit dem 19. Jh. als Anfang eines regionalen Nationalismus gedeutet wurden. Ian Peter Grohse analysiert nun noch einmal zwei norwegische Beispiele (Orkneys vs. David Menzies von Weem, 1424 und Rakkestad vs. Henning Moltke, 1424/25), um mit modernen Zugängen diese Frage neu zu beleuchten (*Fremmede i forvaltningen. Rakkestad og Orknøyene 1424/25*, Norsk Historisk Tidsskrift 99, Nr. 2, 2020, 97–111). Der Vf. kann deutlich machen, dass die Ereignisse mit reiner Fremdenfeindlichkeit nicht zu erklären sind. Stattdessen handelte es sich um mehrere überlappende Interessenkonflikte: Die Bauern wurden durch eine zunehmende Zentralisierung in ihrer Selbstverwaltung entmachtet und der Reichsrat sah sich in seinen regionalen Machtpositionen bedrängt. Diese Entwicklungen konnten dann am Bsp. einzelner Personen festgemacht werden, die „als Fremde“ die neuen Entwicklungen symbolisierten und wohl auch durch den Verstoß gegen althergebrachte Gewohnheiten ihr Scherflein zum Widerwillen der anderen beitrugen. Die hier gewonnenen Erkenntnisse lassen sich ohne Mühe auch auf andere Regionen übertragen.

C. J.

Als Christian I. 1469 zuerst die Orkneys und dann die Shetlandinseln für die Mitgift seiner Tochter an Schottland verpfändete, geschah dieses unter der Maßgabe der Wiedereinlösung seitens des Königs. Die Tatsache, dass sich beide Inselgruppen noch heute unter der Krone Schottlands wiederfinden, zeigt, dass das bis heute nicht geschehen ist. In der Forschung ist bisher primär über die Möglichkeit einer Wiedereinlösung des Pfandes durch Norwegen diskutiert worden (eine Möglichkeit, die wohl aus rechtlichen Gründen schwierig ist). Ian Peter Grohse dagegen untersucht nun zum ersten Mal die innenpolitischen Maßnahmen, die der norwegische und später der dänische Reichsrat bis in die Zeit Friedrichs III. unternommen hatte, um die oldenburgischen Monarchen zu einer Wiedereinlösung zu bewegen (*The Lost Cause. Kings, the Council and the Question of Orkney and Shetland, 1468–1536*, Scandinavian Journal of History 45, Nr. 3, 2020, 286–308). Es sind hauptsächlich zwei Entwicklungen, auf die der Vf. aufmerksam macht. Zum einen können die Oldenburger die Wiedereinlösung des Pfandes von

einer Aufgabe, die die Dynastie und alle drei Reiche betraf, zu einer rein norwegischen ummünzen. Und zum anderen wird die Verpfändung von einer dynastischen Angelegenheit, zu einer des Reichsrates, um dann nach 1536 wieder zu einer rein dynastischen zu werden. In diesem Zusammenhang wurden die Monarchen immer wieder darauf gedrängt, die Inseln heimzuholen, und auch die schottische Seite bot sie den Königen mehrmals „auf einem Silbertablett“ an. Doch allianzpolitische Überlegungen, mangelnder Wille und mangelnde Geldmittel verhinderten eine Wiedereingliederung der Inseln. Vf. schafft es mit diesem Beitrag, den Blick geschickt auf die entscheidenden Faktoren im Inneren der Reiche zu lenken und der Debatte damit eine neue Facette zu geben – eine Debatte, die in den letzten Jahren eine neue, unerwartete tagespolitische Dimension erfahren hat. Geld zur Einlösung mag so in Norwegen wohl vorhanden sein, über alles andere streiten Juristen und Historiker.

C. J.

Einen neuen Verbraucherpreisindex (VPI) für Norwegen für die Zeit zwischen 1492 und 2018 hat Ola Honningdal Grytten vorgelegt (*Revising Price History: Consumer Price Index for Norway 1492–2018*, Scandinavian Economic History Review 68, Nr. 2, 2020, 129–144.) Durch Anwendung des Laspeyres Index ist Vf. in im Stande, Korrekturen an den bisher bestehenden Indices vorzunehmen. Diese Korrekturen führen dazu, dass die norwegische Kurve nun der dänischen und schwedischen ähnelt, wobei die dänische Inflation bis 1600 niedriger war, da die norwegischen Transaction Costs generell niedriger waren, wohingegen die Hyperinflation zu Beginn des 19. Jh.s in Norwegen stärker ausfiel als in Dänemark. Insgesamt sind die hier vorgenommenen Änderungen allerdings v. a. für Kenner der Materie von Interesse.

C. J.

SCHWEDEN. *Si hortum cum bibliotheca habes, nil deerit.* „Wenn Du einen Garten mit einer Bibliothek hast, wird es Dir an nichts fehlen“, so beschreibt es Cicero im vierten Brief an Varro. Bibliotheken haben wir in der Forschung genug, aber an Gärten mangelt es, zumindest an Forschungen zu Gärten, da diese zumeist nur als kunsthistorische oder architektonische Gegenstände, aber selten als Wirtschaftsobjekte angesehen werden. Diesem Manko haben nun Anna Andréasson Sjögren, Jens Heimdahl und Matti Wiking Leino mit dem Band *Svensk trädgårdshistoria – förhistoria och medeltid* (Handlingar Historiska serien 38, Stockholm 2021, Kungliga Vitterhetsakademien, 191 S., zahlr. Abb. u. Ktn.) auf eindrucksvolle Weise abgeholfen.

Die Vff. haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Entwicklung – und damit einhergehend die wirtschaftliche Bedeutung – von Gärten in Schweden (verstanden als Schweden in seinen heutigen Grenzen) von 4000 v. Chr. bis 1800

AD anhand archäologischer und archäobotanischer, aber auch historischer Quellen übersichtlich und anschaulich darzustellen.

Nach einer kurzen, allgemeinen Einführung von Janken Myrdal und Birgitta Svensson (*Trädgårdens historia*, 11–17) ist es an Jens Heimdahl, die Entstehung und Bedeutung der Gartenkultur in Schweden von 4000 v. Chr. bis 1050 AD darzustellen (*Trädgårdens förhistoria i Sverige*, 19–51). Vf. kann zum einen anschaulich machen, dass Gartenkultur die Ernährungslücke zwischen zwei Ernten deutlich vermindern kann. Es ist daher nicht verwunderlich, dass Hausgärten, verstanden als kleinere Anlagen mit intensiver Kultur, fast zeitgleich mit der Sesshaftigkeit der Skandinavier entstanden sind. In diese frühe Phase (des Neolitikums) fällt u. a. der Anbau von Erbsen und Ackerbohnen. Gleichzeitig aber dienten Gärten auch zum Anbau magischer und medizinischer Pflanzen wie z. B. von Opium (*Papaver somniferum*) oder Schwarzem Bilsenkraut (*Hyoscyamus niger*), die seit der Bronzezeit in Skandinavien vorkommen. Spätestens seit der älteren Eisenzeit (ca. 0 AD) kennen wir das auch heute gebräuchliche Spektrum von Kulturpflanzen, einschließlich des als Speisepflanze eingeführten Giersch (*Aegopodium podagraria*), der Brennnessel (*Urtica*, als Hustenmittel) oder der mit einer magischen Komponente versehenen Zwiebel, altnord. *laukr*. Gärten waren dabei ein ländliches, in späterer Zeit vor allem aber auch ein (proto-)städtisches Phänomen.

Diese Ideen werden dann von Anna Andréasson Sjögren in ihrem Abschnitt über das Mittelalter (*Medeltidens trädgårdsodling*, 53–99) fortgeführt. Die Vf.in kann nicht nur zeigen, dass die mittelalterlichen Städte ‚grün‘ waren, sondern auch, dass die Gartenkultur sich aus den älteren Wurzeln weiterentwickelt hatte, und nicht, wie bisher vielfach angenommen worden ist, aus klösterlichen Gärten entsprungen ist. Vf.in weist neben der Bedeutung von u. a. Wurzelgemüse wie der Pastinake (*Pastinaca sativa*) und Kohl (*Brassica*) für die städtische Ernährung v. a. auch auf die Entwicklung von Obstgärten hin. Neben dem Bereich des städtischen Gärtnerns ist hier aber auch darauf hinzuweisen, dass sowohl Kräuter(-pflanzen) (90 f.) als auch Saatgut (105) Handelswaren darstellten, die in Schweden u. a. über Lübeck bezogen wurden. Hier eröffnet sich ein bisher in der Forschung noch völlig unbeachteter Bereich.

Abgeschlossen wird der Band von Matti Wiking Leino, der die weitere Entwicklung der Gartenkultur mit all seinen Formen bis 1800 weiterverfolgt (*Trädgårdens kulturväxter fram till 1800*, 101–155). In Schweden wurden die Gärten bis ins 18. Jh. in ihrer alten Form und Funktion genutzt, bevor der merkantilistisch verordnete Anbau von Tabak den von Kulturpflanzen verdrängte. Gleichzeitig kam es spätestens seit dem frühen 16. Jh. auch zur Anlage von Lustgärten sowie später zum Import und zur Aufzucht exotischer

Pflanzen wie Nelken, Tulpen und v. a. Ananas. Nach dem Ende des Tabakbooms am Ende des 18. Jh.s verebbte das allgemeine Interesse an Gärten als städtische Nahrungsquelle (nur, um heute als Urban Gardening wieder entdeckt zu werden).

Insgesamt ist der Band, der durch ein Sachregister wohl erschlossen ist, eine bereichernde Einführung nicht nur für Hortologen. Es sind v. a. die wirtschafts-historischen Horizonte, die diesen Band auch für Hanse- und Stadthistoriker interessant machen. Auf den städtischen Gartenbeeten des Mittelalters wächst so manche Erkenntnis, die auch uns interessieren kann. C. J.

Die Rechtsgeschichte widmet sich seit Längerem auch wieder den praktisch-rechtlichen Vorgehensweisen im Prozesswesen. Diesem Trend folgend untersucht Heikki Pihlajamäki zum ersten Mal die Vorgehensweise bei Vorladungen im schwedischen Recht des Mittelalters (*Summoning to Court: Ordines Iudicarii and Swedish Medieval Legislation*, Scandinavian Journal of History 45, Nr. 5, 2020, 547–572). Bei der Analyse der prozessualen Vorgehensweise in den älteren und jüngeren mittelalterlichen schwedischen und zum Vergleich auch dänischen Rechten kann der Vf. zeigen, dass zur Mitte/zum Ende des 13. Jh.s die Ideen und Vorgehensweisen des kanonischen Rechts, d. h. eine dreimalige Vorladung des Angeklagten, in den schwedischen Rechten Einzug hielt. Dieses ist bemerkenswert, waren die richtenden Instanzen in Schweden bis in die frühe Neuzeit nicht universitär ausgebildet. Dennoch vermutet Vf., dass diese kanonische Herangehensweise an die Vorladung durch schwedische Studenten aus Paris oder anderen Orten ins Land gebracht worden ist. Diese Studie ist ein weiterer Baustein zum besseren Verständnis des Verhältnisses von weltlichem und geistlichem Recht in Skandinavien. C. J.

In den letzten Jahren sind Fragen der kollektiven Erinnerung und ihrer Formen mehr und mehr in den Vordergrund der Forschung gerückt. Die neueren Erkenntnisse von Simon Walker, Jörn Rüssen und anderen macht sich jetzt Margarethe Nordquist zunutze, wenn sie das *Celebrating the Memory of Victory: Tracing the Memories of the Battle of Brunkeberg (1471)* untersucht (Scandinavian Journal of History 45, Nr. 1, 2020, 121–142).

Die Schlacht auf dem Brunke- oder ‚Vier-Zahn-Berg‘ bei Stockholm am 10. Oktober 1471 besiegelte die endgültige Niederlage Christians I. in Schweden. Nach dieser Schlacht, in der er seine vier Vorderzähne verlor und nur mit Mühe entkommen konnte, unternahm er selbst keine Versuche mehr, dorthin zurückzukommen. Gleichzeitig besiegelte die Schlacht einen mentalen Umschwung von der Kalmarer Union hin zu rein dynastisch-(proto-nationalem) Denken in beiden Ländern. Insofern besitzt die Schlacht bis heute einen hohen mnemonischen Stellenwert in der schwedischen Erinne-

rungskultur. Vf.in kann nun nicht nur die verschiedenen Ausformungen der Erinnerungskultur zeigen, sondern den Bogen auch zu materiellen Formen, z. B. den beiden von Bernt Notke geschaffenen Erinnerungsstücken an die Schlacht in Uppsala und Stockholm und die dazugehörigen Prozessionen, schlagen. Dieser sehr moderne Beitrag zur nordischen Geschichte regt zu weiterem Forschen an und wird hoffentlich noch den einen oder anderen Nachahmer finden.

C. J.

FINNLAND. Aleksandr Saksa, *Aus der Geschichte eines Vyborger Hauses: Archäologische Untersuchungen 2004–2012 in Vyborg beim Gebäude der Kaufmannsgilde* (Iz istorii odnogo Vyborgskogo doma: Archeologičeskie issledovanija v Vyborge u doma kupečeskoj gildii v 2004–2012 godach, Sankt-Peterburg 2020, Arka, 279 S., farb. Abb.). – Als Mitarbeiter des Instituts für materielle Kultur der Russländischen Akademie der Wissenschaften beschäftigt sich Vf. seit zwanzig Jahren mit der Archäologie des mittelalterlichen Vyborg. Die Ausgrabungen, deren Ergebnisse im vorliegenden Buch geschildert sind, wurden von ihm an der Stelle eines Wohngebäudes in der Nähe vom sog. Kaufmannsgildehaus im historischen Stadtzentrum 2004–2012 durchgeführt und boten ein reiches Material zur Kenntnis des ganzen Stadtbereichs und dessen Veränderungen im 15.–18. Jh. Im Arbeitsprozess wurden archäologische Schichten auf zehn Ebenen mit gut erhaltenen Resten von Holzbauten, Holzgehsteigen, Entwässerungsanlagen sowie mit einer Menge an beruflichen und häuslichen Befunden entdeckt. Vf. konzentriert sich auf die Ergebnisse von 2011 und 2012, die seiner Meinung nach besonders interessant waren, und beschreibt diese ausführlich in zwei Hauptteilen seines Buches. Auf dieser Grundlage stellt er fest, dass die Art der beim Kaufmannsgildehaus gefundenen Artefakte, bestehend aus einer Fülle von importierten Gegenständen (v. a. Metall-, Leder- und Keramikprodukten), mit Bestimmtheit als Beweis für eine wichtige Rolle Vyborgs beim Russlandhandel der Hanse und der livländischen Städte betrachtet werden kann. Die Untersuchung bietet sehr beachtenswerte Erkenntnisse zur Geschichte der Stadt, die mittels der Verwendung des örtlichen archäologischen Datenmaterials genauer dargestellt wird. Es wird deutlich, dass die Stadt ab dem ersten Drittel des 14. Jh.s intensiv ausgebaut wurde. Die archäologischen Belege bestätigen, dass die Blütezeit des alten Vyborg und von dessen Fernhandel um die Wende vom 15. zum 16. Jh. begann und im Laufe des gesamten 16. Jh.s trotz der äußerst angespannten zwischenstaatlichen Auseinandersetzungen in der Region bestehen blieb. Es wird festgestellt, dass der hansische Direkthandel in Vyborg in den 30er–40er Jahren des 16. Jh.s den archäologischen Befunden nach fast beendet wurde, aber die Importe trotzdem weiter stiegen, weil die Stadtbürger zu dieser Zeit

zu Handelsvermittlern zwischen den deutschen und russischen Kaufleuten wurden. Archäologisch ist auch bestätigt, dass der deutsch-russische Warenaustausch in Vyborg im 16.–18. Jh. wie in der Hansezeit am meisten im Modus Handwerksprodukte gegen Rohstoffe durchgeführt wurde. *M. B.*

Ostmittel- und Osteuropa

Bearbeitet von *Norbert Angermann, Marina Bessudnova, Karsten Brüggemann, Inna Jürjo* und *Anti Selart*

Mehrsprachigkeit in Ostmitteleuropa (1400–1700). Kommunikative Praktiken und Verfahren in gemischtsprachigen Städten und Verbänden (hg. von Hans-Jürgen Bömelburg und Norbert Kersken, Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung 37, Marburg 2020, Verlag Herder-Institut, 245 S.). – In ihrem einführenden Beitrag *Mehrsprachigkeit in Ostmitteleuropa. Einsichten und Forschungsfragen zu einem interdisziplinären Forschungsfeld* lenken Hans-Jürgen Bömelburg und Thomas Daiber (1–24) nicht zuletzt den Blick auf die Fernhändler der Hansestädte, die durch ihre Geschäfts- und Reisetätigkeit auf Kompetenzen in Fremdsprachen angewiesen waren und mit ihren „Gesprächsbüchern“ schon frühzeitig Formen eines pragmatischen Sprachenerwerbs etablierten. Für das östliche Europa stellen Vff. eine entwickelte Mehrsprachigkeit fest, in deren Kontext die armenischen, „sächsischen“, deutschen, karäischen und jüdischen Fernhändler mit ihren eigenen Sprachen eine wichtige Rolle spielten. Es folgen 13 Beiträge in chronologisch-systematischer Abfolge von Historikern, Sprach- und Kulturwissenschaftlern, die regional die Krone Böhmen, Polen und das Großfürstentum Litauen abdecken. Vlastimil Brom stellt *Die Sprachen in den böhmischen Ländern. Diskurse und Reflexion in der spätmittelalterlichen Historiografie* vor (25–45). Vf. hebt die Handelsbeziehungen als produktive Sphäre des deutsch-tschechischen Kulturaustauschs und sprachlicher Innovation hervor. „... *den wisch ufsteken*“. *Zu deutschsprachigen und lateinischen Eintragungen im Krakauer Schöppenbuch in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts – Differenzen und Kontinuitäten* (47–61) äußert sich Martin-M. Langner. Vf. stellt fest, dass Mehrsprachigkeit im Mittelalter „der normale Alltagszustand“ (50) gewesen sei, und thematisiert die Funktionsweise des Markthandels in Krakau. Zdzisław Noga untersucht die *Mehrsprachigkeit im Krakauer Stadtrat im späten 15. und 16. Jahrhundert* (63–71) und thematisiert ebenfalls die Handelsaktivitäten und das Handwerk in der Stadt, in der sich Kaufleute aus deutschen Ländern und italienischen Städten dauerhaft niederließen. *Language, Culture, and Ethnicity in Lviv (Lwów, Lemberg) from the Fourteenth to the Eighteenth Century* (73–87) behandelt Myron Kapral. Vf. betrachtet dabei ausführlich die sprachliche

Interaktion und die Außenkontakte der dort ansässigen ruthenischen, deutschen, polnischen, ungarischen Kaufleute, darunter insbesondere die der armenischen und jüdischen Gemeinschaften, in der traditionell vielsprachigen Stadt an der Kreuzung bedeutender Handelswege. Andrzej Janeczek fragt: *Wer benötigte einen Dolmetscher im spätmittelalterlichen Lemberg? Sprachen und Kommunikation in einer multiethnischen Stadt* (89–107). Vf. charakterisiert Lemberg gleichfalls als Zentrum des Großhandels, das durch den Zuzug mehrerer ethnischer Gruppen mit Mehrsprachigkeit umgehen musste. Dabei hebt er die Fremdsprachenkenntnisse als elementare Kompetenz der Kaufleute hervor und stellt das eigentümliche Amt des städtischen Dolmetschers vor, der, oft selbst Händler, eine wichtige Rolle bei der Vermittlung von Handelsgeschäften und in weiteren öffentlichen Funktionen einnahm. *Institutionen, Identität und Gerichtsbarkeit im mehrsprachigen Wandel: Gemengesituationen und Übersetzungsvorgänge ostslawischer, polnischer und deutscher Sprache und Schriftlichkeitspraktiken im Großfürstentum Litauen* (109–125) beschäftigen Stefan Rohdewald. In den Blick geraten hierbei nicht zuletzt die Kontakte der Städte Smolensk und Polock mit Riga, Gotland und den Hansekaufleuten. Hans-Jürgen Bömelburg thematisiert die *Mehrsprachigkeit am polnischen Wasahof (1587–1668)* (127–144). Nicht unerwähnt bleibt dabei die Kommunikation des Hofes mit den in Krakau ansässigen italienischen Kaufleuten und Bankiers. *Von Nicolaus Volckmar (?–1601) bis Johann Moneta (1659–1735). Danziger Sprachlehrbücher in der frühen Neuzeit* (145–161) untersucht Edmund Kizik. Vf. hebt den Handel als bedeutendes Motiv für den Spracherwerb hervor und behandelt auch den zu diesem Zweck durchgeführten Kindertausch zwischen deutschen und polnischen Kaufmannsfamilien. Sprachlehrbücher beinhalteten, wie Vf. demonstriert, Hinweise zur Alltagskommunikation im Handel und auf den Märkten. Konkrete Vorlagen für die Handelskorrespondenz gehörten ebenfalls zum Repertoire solcher Bücher. Muster eines Handelsbriefs und eines Schuldscheins stellt Vf. im Anhang vor. Camilla Badstübner-Kizik befasst sich mit dem *Sprachen lernen unterwegs. Grand Tour und Mehrsprachigkeit am Beispiel der Bildungsreise von Jan Ługowski (1639–1643)* (163–183). Die von der Vf.in vorgestellte Kavaliertour steht stellvertretend für die auch unter Kaufleuten und Handwerkern übliche Praxis, dem Nachwuchs mit der Auslandsreise einen äußeren Rahmen für den aktiven Fremdspracherwerb zu schaffen. „*Viele Fremdsprachen kennen ist ein Geschenk Gottes*“ – *Empfehlungen für das Sprachenlernen in den polnischen Schriften des 17. Jahrhunderts* (185–194) betrachtet Dorota Żołądź-Strzelczyk. Interessant ist der Hinweis, dass Sebastian Petrycy aus Pilzno, Professor der Krakauer Akademie, seinerzeit zwar davon abriet, polnische Adelige zum Erwerb der deutschen Sprache nach Deutschland zu schicken, damit sie dort nicht mit

einem protestantischen Umfeld konfrontiert und sittlich verdorben würden, es aber dennoch für notwendig erachtete, die Kinder von Stadtbürgern „wegen des Handels“ die deutsche Sprache lernen zu lassen (190). Michał Nowicki untersucht *Multilingual Education in Poznań Secondary Schools from the Sixteenth to the Eighteenth Century* (195–206). Mit der Lebenswelt eines Kaufmanns befasst sich wiederum der Beitrag von Bogusław Dybaś über *Probleme der Mehrsprachigkeit bei Martin Gruneweg* (207–219). Vf. war an der Edition der umfangreichen Aufzeichnungen Grunewegs beteiligt und versucht, einen ersten Überblick über die Reflexionen des Danziger Kaufmannssohns speziell zum Phänomen der Multilingualität zu geben. Neben einer hohen eigenen Sprachbegabung und -kompetenz bestätigt Vf. Gruneweg, der vor seinem Eintritt in den Dominikanerorden viele Jahre als Kaufmann tätig gewesen war und zahlr. Auslandsreisen unternommen hatte, eine ausgesprochene Faszination für Sprachen. Der Band schließt mit dem instruktiven Beitrag von Anna Mikołajewska *Herr, öffne meine Lippen – Selbsterkennen und Erwachsenwerden mittels der Sprache in der Preussischen Kirchen=Historia Christoph Hartknochs (1644–1687)* (221–234). Ein Orts- und Personenregister (235–244) dient der Orientierung. In einem im Wesentlichen auf die frühe Wirtschaftsgeschichte konzentrierten Anzeigenmedium kann ein interdisziplinär bearbeiteter Sammelband zur Mehrsprachigkeit von so hoher Qualität in seiner gesamten Aussagekraft und -vielfalt nicht angemessen gewürdigt werden. Für den Handelskontext bleibt festzuhalten, dass das Handwerk und insbesondere die Kaufmannschaft berufsbedingt nicht allein mit dem Faktum von Mehrsprachigkeit konfrontiert, sondern maßgebliche Kreateure der vielsprachigen Kommunikation gewesen sind. Davon zeugen zahlreiche Beiträge dieses Bandes, die den Handel und die multiethnischen ostmitteleuropäischen Handelsstädte als Milieu des sprachlichen Umgangs und der kommunikativen Innovation in den Blickpunkt treten lassen. Sabine Dumschat

Als „kollektive Monographie“ bezeichnet sich der Aufsatzband von M[arina] B[orisovna] Bessudnova u. a., *Maria nostra. Das Meer in der Geschichte der europäischen Zivilisation von der Antike bis zur Neuzeit* (Maria nostra. More v istorii evropejskoj civilizacii ot Antičnosti do Novogo vremeni, Nižnij Novgorod 2020, 274 S.). Erwähnt sei daraus der Beitrag *Im Kampf um das Meer: die Fürsten von Vladimir, Novgorod und das Baltikum in den 1220–1230er Jahren* von A[ndrej] A[leksandrovič] Kuznecov (V bor'be za more: Vladimirskie knjazja, Novgorod i Pribaltika v 1220–1230-e gg., 199–227). Es geht hier um eine Zeit wichtiger Auseinandersetzungen der Rus' mit Deutschen und Schweden um Besitz- und Tributrechte im südöstlichen Ostseeraum. Vf. sucht zu belegen, dass die erstrangigen Fürsten von

Vladimir u. a. durch die Besetzung des Fürstenthrones von Novgorod dabei eine wichtige Rolle spielten. Trotz entgegenwirkender Umstände hatten sie nach Vf. dabei recht weitgehend Erfolg und sicherten der Rus' den Zugang zur Ostsee und zum Weißen Meer, entgegen den expansiven Zielen der Deutschen und Schweden. Vf. hält Novgorod irrtümlich für ein Mitglied der Hanse, was zu seiner kurz angesprochenen Annahme beigetragen haben mag, dass die Stadt ohne die Reichspolitik der Fürsten von Vladimir der Rus' hätte verloren gehen können. In dem Aufsatz wird kein ausländischer Forscher zitiert, die Kenntnisnahme besonders der Auffassungen von Anti Selart zum livländisch-russischen Verhältnis wäre aber angebracht gewesen. – M[arina] B[orisovna] Bessudnova und V[alentina] A[ndreevna] Jakunina widmen sich dem Thema *Der „ungewöhnliche Handel“ und die internationale Rivalität im Baltikum zu Beginn der Neuzeit* («Neobyčnaja torgovlja» i međunarodnoe soperničestvo na Baltike v načale Novogo vremeni, 228–249). Vf.innen haben das ausgehende 15. und die ersten Jahrzehnte des 16. Jh.s im Blick und gehen namentlich auf neue Erscheinungen im Handel Livlands mit Russland ein. Neben der kurz gekennzeichneten *ungewonlicken kopenschop* mit neuen Waren, auf neuen Wegen und mit neuen inländischen Teilnehmern am Handel untersucht der Beitrag ausführlicher die drohende internationale Konkurrenz. Dabei geht es um die süddeutschen Kaufleute (Fugger!), die Dänen (Verträge mit Russland von 1493 und 1517) sowie die Holländer. Wie dargelegt wird, war aber die damalige Beeinträchtigung des Russlandhandels der Hansen durch die Konkurrenz der Fremden gering. Von interessierten Hansen wurde die Gefahr jedoch übertrieben. So beschworen die Revaler, die am 1514 wieder errichteten Novgoroder Hansekontor besonders interessiert waren, die Gefahr einer Übernahme desselben durch Fremde, um materielle Unterstützung für seinen Erhalt zu bekommen. N. A.

Siergiej Polechow [Sergej Vladimirovič Polechov] und Catherine R. Squires [Ekaterina Ričardovna Skvajrs] haben nochmals (zur Erstpublikation vgl. HGbl. 139, 2021, 379) die Kriegserklärung des Großfürsten Ivan III. von Moskau an den Großfürsten Alexander von Litauen aus dem Jahre 1500 publiziert (*Casus belli. Ivan the Third's Declaration of War to Aleksander Jagiellończyk, June 24th, 1500*, in: *Slověne* 10, 2021, Nr. 1, 262–295). Der gründlich kommentierte Urkundentext wird im Lübecker Archiv aufbewahrt. Aufgrund der sprachlichen Eigenschaften des niederdeutschen Textes wird die Vermutung vorgebracht, dass die Übersetzung aus dem Russischen in Lübeck angefertigt worden ist. A. S.

ESTLAND/LETTLAND. Carsten Jahnkes *Die Hanse* (Hanza, Riga 2021, Mansards, 254 S.) 2014 bei Reclam erschienene Überblicksdarstellung der Geschichte der Hanse ist nun auch auf Lettisch erschienen. *K. B.*

Der Aufsatzband *Kirche, Sprache und Schule* (Kirik, keel ja kool. Haridusideed varauusaegsel Eesti- ja Liivimaal, hg. von Piret Lotman, Acta Bibliothecae Nationalis Estoniae 17, Eesti Rahvusraamatukogu, Tallinn 2021, zahlr. Abb., 184 S.) ist dem Kulturleben und Bildungswesen Livlands im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit gewidmet. In den Beiträgen werden neue Impulse für Kultur und Wissensvermittlung betrachtet, die die Konfessionalisierung mit sich brachte. Der Band enthält insgesamt sechs Texte, von denen drei sich auch der Geschichte der livländischen Hansestädte widmen. In ihrem Aufsatz *Kanzel und Schulstube. Die rechtliche und institutionelle Ordnung des Bildungswesens im mittelalterlichen Livland* (Kantsel ja koolituba. Keskaegse Liivimaa hariduselu õiguslik ja institutsionaalne korraldus, 11–37, engl. Zusammenf.) betrachtet Tiina Kala die Gründung von Schulen in Livland. Erste Nachrichten von einer öffentlichen städtischen Schule, die von Bürgern unterhalten wurde, stammen aus Riga aus der Mitte des 14. Jh.s. Vf.in betont, dass die mittelalterliche Stadtschule in der Regel an eine kirchliche Institution, meistens an die Kirchspielkirche angebunden war. Die Kontrolle über die Schule übten abwechselnd der Bischof, der Stadtrat und der Dominikanerkonvent aus. Vf.in konstatiert, dass die Gründung der Bildungsinstitutionen in Riga, Reval und Dorpat vergleichbar war mit demselben Prozess in deutschen Hansestädten. Sie diskutiert zudem die Auffassung, dass sich schon vor der livländischen Reformation die Tendenz zur Verweltlichung des Bildungswesens offenbart habe. Allerdings habe sich im 15./16. Jh. die Zugänglichkeit zur Bildung erheblich verbessert, weil zu dieser Zeit auch in den livländischen Kleinstädten Schulen eingerichtet wurden. – Der Aufsatz von Jüri Kivimäe, *Reformation, Humanismus und Erneuerung des Schulwesens in Reval am Anfang des 16. Jahrhunderts. Einblicke und Erklärungen* (Reformatsioon, humanism ja kooliuuendus Tallinnas 16. sajandi algupoolel. Sisesevaated ja tõlgendusi, 38–62, 4 Abb., engl. Zusammenf.), betrachtet die Erneuerung des städtischen Bildungswesens nach der Reformation. Die Untersuchung basiert auf schriftlichen Quellen zum Schulwesen in Reval, die bisher unbeachtet geblieben sind. Vf. zeigt Revals enge Beziehungen mit lutherischen Gebieten in Deutschland, besonders mit Wittenberg, woher sowohl Bildungsideen nach Livland gelangten als auch Persönlichkeiten, die sich die Erneuerung des Schulwesens auf die Fahnen geschrieben hatten. Die Reform der Lehrpläne dauerte eine lange Zeit, die Revaler Stadtschule wurde einer Lateinschule ähnlich. Unter dem Einfluss der lutherischen Reformation wurden auch eine Mädchenschule und eine spezielle Kasse zur Förderung

von „armen Schuljungen“ gegründet. In jeweils eigenem Tempo wurden die Lehrpläne in allen großen Hansestädten Livlands erneuert. – Kristi Viiding, *Veluti academiae Livonicae principium futurum: Die Pläne für die Gründung einer höheren Schule in Livland vor der schwedischen Zeit* (*Veluti academiae Livonicae principium futurum: kõrgkooli rajamise plaanid Liivimaal enne Rootsi aega*, 63–89, engl. Zusammenf.), erläutert, warum an der Wende vom 16. zum 17. Jh. eine lutherische Akademie in Riga aufgrund zahlr. ungünstiger Umstände doch nicht gegründet wurde. Vf.in untersucht den ideellen Hintergrund dieses Vorhabens aufgrund der Quellen des Rigaer Syndikus David Hilchen. Die von Hilchen initiierte *Academia Livonica* sollte als Resultat von gemeinsamen Kraftanstrengungen der Stadt und der Livländischen Ritterschaft entstehen. Dabei habe es sich um einen Versuch des livländischen Patrioten Hilchen gehandelt, so Vf.in, das alte, einheitliche und selbstständige Livland wenigstens mithilfe einer einheimischen Bildungsinstitution, die keiner fremden Macht unterworfen wäre, zu bewahren. Die Entsagung von der Theologie sollte der Schule eine Möglichkeit zur Existenz unter jeglicher fremden Herrschaft garantieren. I. J.

Unter den für den umfangreichen Band *Baltische Politiker, Historiker und Publizisten des 20. Jahrhunderts* (hg. v. Norbert Angermann, Detlef Henning und Wilhelm Lenz (†), Schriften der Baltischen Historischen Kommission 25 = Baltische Biographische Forschungen 2, Münster 2021, LIT Verlag, 584 S.) porträtierten Persönlichkeiten finden sich auch einige für die Hanseforschung bzw. die mittelalterliche und frühneuzeitliche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Est- und Lettlands relevante Wissenschaftler sowie eine Wissenschaftlerin. Der Begriff „baltisch“ im Titel ist bei der Auswahl durchaus breit gefasst worden, denn ein Geburtsort außerhalb der Region der heutigen baltischen Staaten war kein Ausschlusskriterium, wesentlich war – im Falle der Historiker – der Beitrag zur Baltikumsforschung. Der Reigen setzt ein mit Carl Friedrich von Stern (1859–1944), einem Historiker, der, wie Anti Selart erklärt, neben seinen Studien zu den russisch-livländischen Grenzregionen im Mittelalter auch über hansische Handelsplätze und -straßen schrieb (137–154). Sterns Untersuchungsergebnisse seien von der jüngeren Forschung oft bestätigt worden, urteilt Vf., v. a. aber hätte Stern die russischen Quellen für die Altlivland-Forschung „entdeckt“ (153). – Der jung verstorbene baltische Historiker William Meyer (1883–1932) wird von Mitherausgeber Norbert Angermann gewürdigt, während Paul Kaegbein eine Bibliografie des nur einem Expertenkreis bekannten Forschers zusammengestellt hat (155–202). Meyer studierte bei Georg Forsten in St. Petersburg, einem produktiven Spezialisten der Ost-West-Beziehungen im 16. und 17. Jh.,

der seinem Studenten als Thema für dessen Abschlussarbeit das Auftreten der Holländer im Livlandhandel vorschlug. Die 1907 abgeschlossene Arbeit erschien 1912 in der Baltischen Monatsschrift. Darüber hinaus steuerte Meyer auch Studien zu der Revaler Kaufmannsfamilie Meyer bei. – Gleich drei Artikel setzen sich mit Vertretern der ersten Generation estnischer Historiker und Archivare auseinander, die in den 1920er Jahren wesentlich von ihrem Tartuer akademischen Lehrer, dem Finnen Arno Rafael Cederberg, beeinflusst worden waren und sich in ihren Forschungen im Wesentlichen auf die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Estlands während der schwedischen Zeit im 16. und 17. Jh. konzentrierten. Enn Küng beschreibt den Lebensweg und die Forschungstätigkeit Arnold Sooms (1900–1977), der in den 1930er Jahren das Narvaer Stadtarchiv leitete und nach seiner Flucht 1944 über Jahrzehnte im Stockholmer Riksarkivet tätig war (235–268). Darüber hinaus veröffentlichte Soom zahlr. Studien zum russischen Transithandel in Narva, zur Gutswirtschaft, zum Getreidehandel und zu Revaler Handelsaktivitäten im 17. Jh. Gemeinsam mit Peep Pillak stellt Enn Küng auch Otto Liiv (1905–1942) vor, der seit 1932 das Nationale Zentralarchiv in Tartu leitete und v. a. als Organisator Spuren in der estnischen Geschichtswissenschaft hinterlassen hat (269–290). Seine Forschungen drehten sich in erster Linie um die wirtschaftliche Entwicklung Estlands und der Esten unter schwedischer Herrschaft. Der Dritte im Bunde ist Ewald Blumfeldt (1902–1981), dessen Leben und Werk eindrücklich von Lea Kõiv rekapituliert wird (291–338). Blumfeldt ist neben seinem wohl bekanntesten Werk, der mit Nigolas Loone zusammengestellten „Bibliotheca Estoniae Historica 1877–1917“ (1939), v. a. als Agrarhistoriker des estnischen Mittelalters und der Frühen Neuzeit hervorgetreten, ohne jedoch je eine wissenschaftliche Monografie veröffentlichen zu können. Was den Text von Vf.in auszeichnet, ist die Ausleuchtung der lebensgeschichtlichen Zäsur der Flucht 1944, nach der sich Blumfeldt – wie vor ihm schon Soom – im schwedischen Archividienst wiederfand. Seine deutschstämmige, aus Pärnu gebürtige Ehefrau hingegen verblieb in der DDR. – Auch der einzige in diesem Band vorgestellte lettische Historiker, Edgars Dunsdorfs (1904–2002), teilte die generationelle Erfahrung seiner zuvor genannten estnischen Kollegen. Ihm gelang es, nach seiner Flucht und einigen Jahren in DP-Camps auf deutschem Boden, in Australien eine neue Heimat zu finden. Die Lebensgeschichte dieses Pioniers der lettischen Wirtschaftsgeschichte legt Andrejs Plakans anschaulich dar, der auch den historischen Arbeiten gebührende Aufmerksamkeit zollt (361–380). Nach einem Forschungsaufenthalt in Schweden 1934/35 konzentrierte Dunsdorfs sich auf die ökonomische Lage der Letten unter schwedischer Herrschaft im 17. Jh. – M[arina] B[orisovna] Bessudnova untersucht die Beiträge von Vasilij V. Dorošenko (1921–1991) und Anna L. Choroškevič (1931–2017) zur

baltischen Wirtschaftsgeschichte und speziell zur Hanseforschung (407–430, 431–450). Die Vf.in interessiert sich dabei weniger für die Lebensgeschichten ihrer Protagonisten, gibt aber dafür einen detaillierten historiografischen Überblick über die einschlägigen Publikationen der beiden herausragenden sowjetischen Experten für die baltische Region. Bei Dorošenko gehörten dazu seine Arbeiten zur lettischen Agrargeschichte des 16. Jh.s, der Entwicklung der baltischen Städte sowie zur Zeit der späten Hanse; Choroškevič beschäftigte sich vornehmlich mit der Rolle Livlands und Litauens in der russischen Außen- und Handelspolitik im späten 15. und 16. Jh. sowie dem russisch-livländischen Handelsverkehr im ausgehenden Mittelalter. Berücksichtigt wird auch die Resonanz im nicht-sowjetischen Ausland, die beide für ihre Studien trotz ihrer Isolation von internationalen geschichtswissenschaftlichen Debatten und Theoriebildungsprozessen erfuhren (darunter auch die Anzeigen in den HGBll.). – Schließlich porträtiert Seppo Zetterberg Vilho Niitemaa (1917–1991), einen der produktivsten finnischen Sozial- und Wirtschaftshistoriker des Mittelalters seiner Generation (451–468). Insbesondere mit seinen Studien zur Rolle der „Undeutschen“ und zum Binnenhandel in der Politik der livländischen Städte setzte er Maßstäbe; nicht zufällig wurde seine 1959 erschienene „Baltian historia“ (Baltische Geschichte) 1991 neu aufgelegt, erweitert durch seinen 2021 verstorbenen Schüler Kalervo Hovi. Mithilfe von Rezensionen zu Niitemaas Arbeiten zeichnet Vf. auf interessante Weise die Debatten nach, die jene im In- und Ausland auslösten. – Insgesamt bietet der zweite Band der „Baltischen biographischen Forschungen“ verschiedene Herangehensweisen an Leben und Werk der ausgewählten Persönlichkeiten. Den Geschmack des Rz. traf dabei v. a. Köiv, die es in ihrem Artikel versteht, Ewald Blumfeldt auch als Mensch herauszumodellieren. Zugleich tritt in vielen Beiträgen eine Person auf, die gerade für die estnischen Wissenschaftler, aber auch für Niitemaa von Bedeutung war, sei es in Hinblick auf die eigene Karriere oder auf wissenschaftliche Kooperation, die aber in diesem Band keine Berücksichtigung fand – der dänischstämmige Tallinner Archivar und Hamburger Professor Paul Johansen (1901–1965). Diese Anmerkung möge jedoch nicht als Kritik an den Hgg. verstanden werden, schließlich ist Johansen schon oft von der Forschung gewürdigt worden. Interessant ist vielmehr, dass ihm noch keine umfassende biografische Studie in Form einer Monografie gewidmet wurde.

K. B.

Das Jahrbuch *Archaeological Fieldwork in Estonia* berichtet regelmäßig über Resultate der archäologischen Forschungsarbeiten in Estland. Betreffend die für die Hanseforschung wichtigen Themen findet der Leser hier Überblicke über Ausgrabungen in den mittelalterlichen Städten und Hakelwerken sowie Informationen über Münzfunde. Im Band für das Jahr 2018 (hg. von

Erki Russow und Arvi Haak, Tallinn 2019, Muinsuskaitseamet, 284 S., Abb.) ist besonders beachtenswert der Beitrag über Ausgrabungen in der Tallinner Vorstadt Kalamaja, gelegen zwischen der Altstadt und der Ostsee (Erki Russow u. a., *A late medieval treasure trove of Tallinn. Salvage excavations of the 15th-century landfill between the Jahu and Väike-Patarei streets*, 185–218). Hier wurde während der Bauarbeiten eine Müllablage aus der zweiten Hälfte des 15. Jh.s gefunden. Das Fundmaterial ist spektakulär, sowohl hinsichtlich der Menge als auch der Vielfalt. Unter den etwa 30.000 bis 40.000 Objekten befinden sich auch Dinge, deren Existenz zwar für das mittelalterliche Reval angenommen wurde, die aber bisher nur selten oder gar nicht gefunden werden konnten: Plomben der Stofflieferungen, Fensterglas, Vitragenfragmente, Kurzwaren, Haushaltsgegenstände – darunter Spiegelrahmen –, Münzen, Keramikfragmente, Glasgegenstände, Textilien, Leder, Schmuck usw. Erwähnenswert sind noch die wenigstens 40 Pilgerzeichen, von denen aus Estland bislang nur sehr wenige bekannt waren. – Im Band 2019 (Tallinn 2020, 290 S., Abb.) berichten Heiki Valk und Mauri Kiudsoo über *Finds from Nõo churchyard and its vicinity: material evidence of Medieval and Early Modern church fairs* (125–146). In der Umgebung der ländlichen Parochialkirche, etwa 20 km südwestlich von Tartu gelegen, wurden zahlr. Münzen aus dem 13.–18. Jh., Keramikfragmente, Speisereste (Knochen) u. v. m. gefunden, die laut den Vff. beweisen, dass hier Kirchmessen und andere Markttagge abgehalten worden sind. – Der Band 2020 (Tallinn 2021, 294 S., Abb.) informiert u. a. über die Lokalisierung der mittelalterlichen Stadt Paide (deutsch: Weissenstein), die bisher unsicher war. Technologiegeschichtlich ist der gewaltige frühneuzeitliche Kalkbrennofen von Interesse, der ebendort ans Tageslicht kam (Villu Kadakas, *Archaeological studies in Paide, Posti Street 12*, 173–190).
A. S.

Inna Põltsam-Jürjo behandelt das Thema *Fisch, Fischerei, Fischhandel und -konsum im estnischen Gebiet vom 13. bis 16. Jahrhundert* (Forschungen zur baltischen Geschichte 16, Leiden 2021, Brill, 22–50). In der mittelalterlichen Esskultur sei Fischgerichten eine besondere Bedeutung zugekommen. Sie waren stets verfügbar, relativ preisgünstig und die wichtigste Fastenspeise. Fisch habe eine wichtige Rolle im Binnenhandel gespielt, zugleich habe der Fischhandel eine überregionale Dimension erhalten. Unter den importierten Fischen seien Salzhering und Stockfisch am wichtigsten gewesen und am meisten konsumiert worden. Obgleich die Reformation das Fastengebot abschaffte, sei dem Fisch auch später bei der Ernährung der Bevölkerung eine wichtige Rolle zugekommen. Zugleich habe sich die Einstellung zu Fischgerichten verändert, die nun eher mit ärmlichen Lebensverhältnissen und leeren Mägen assoziiert wurden.
K. B.

Im Rahmen eines Sonderhefts der *Acta Historica Tallinnensia* 27 (2021, Nr. 1) unter dem Titel „On Saints, Migrants and Communists: Transnational Explorations in Estonian History. Guest ed. by Karsten Brüggemann“ untersucht Inna Põltsam-Jürjo *The Cult of Saint Anthony in Medieval and Early Modern Estonia* (39–68). Bekanntlich wurde die Verehrung von Heiligen aus dem katholischen Raum in das mittelalterliche Livland importiert. Vf. in zugehörige war der heilige Antonius im späten Mittelalter einer der populärsten Heiligen der Einwohner des Landes. Allerdings gebe es in der Ausformung des Kultes bemerkenswerte Unterschiede zwischen den sozialen Schichten und ethnischen Gruppen. Für die Esten auf dem Lande sei Antonius v. a. der Patron der Schweine und anderer Nutztiere gewesen, wobei bei dessen Popularisierung Assoziationen mit vorchristlichen Kulturen eine Rolle gespielt haben dürften. Die Stadtbürger und die deutsche weltliche und kirchliche Elite wiederum sahen in ihm in erster Linie einen Beschützer gegen Krankheiten. K. B.

Der Aufsatz von Mihkel Mäesalu, *Der dänische Statthalter Konrad Preen und der Aufstand in der Georgsnacht* (Taani kuninga asehaldur Konrad Preen ja Jüriöö ülestõus, in: *Tuna* 2, 2021, 9–24, 1 Abb., engl. Zusammenf.), betrachtet die Rolle Konrad Preens, des dänischen Statthalters von Nord-Estland, in der Geschichte des Aufstandes der Esten in der Georgsnacht 1343. Dieser Aufstand wurde bislang v. a. mit der Unterdrückung der Bauern durch die deutschen Vasallen in Verbindung gebracht. Vf. zeigt, dass Preen vor dem Aufstand außerordentliche Steuern einsammelte, und vermutet, dass dies von den Vasallen gebilligt wurde, um dem dänischen König Waldemar IV. zu ermöglichen, Nord-Estland nicht an den Deutschen Orden verkaufen zu müssen. Vf. vermutet nun, dass es diese Steuererhebung war, die zum bewaffneten Aufstand im Nordteil Estlands geführt habe. Vf. führt aus, dass die Position des Statthalters recht stark war, da er die Unterstützung der einflussreichen Vasallen genoss, die nicht daran interessiert waren, dass die dänischen Besitzungen in Estland an den Orden verkauft wurden. Auch der König selbst war vor dem Aufstand hinsichtlich des Verkaufs eher zögerlich. Der Aufstand selbst war daher mehr gegen Waldemar IV. und seine Administration gerichtet und nicht so sehr gegen die mächtigen Vasallen Nord-Estlands. Auch könne man den Aufstand nicht als Bauernaufstand beschreiben, da die Aufständischen einen sozial durchaus gemischten Hintergrund gehabt hätten. Ebenso im Gegensatz zur bisherigen Historiografie stellt Vf. fest, dass Konrad Preen nicht vor, sondern erst nach dem Ausbruch des Aufstandes vom Orden verhaftet wurde. In Haft genommen wurde Preen vermutlich in Weissenstein, wo während der Verhandlungen mit dem Orden zugleich vier „Könige“ der Esten und deren drei Knechte ermordet wurden. Den Grund für die Verhaftung Preens vermutet Vf. darin, dass sie den Widerstand der Vasallen brechen

sollte, und der livländische Ordensmeister Burchard von Dreileben nun die Niederschlagung des Aufstandes dazu benutzen konnte, sich die dänischen Besitzungen in Estland einzuverleiben. *I. J.*

In ihrem Artikel *Michel Sittow's Maternal Grandfather and His Identification in Medieval Sources* (Acta Historica Tallinnensia 27, 2021, Nr. 2, 247–274) spüren Anu Mänd und Tapio Salminen den Spuren nach, die Olef Molner, der Großvater des aus Reval stammenden, an den Höfen Spaniens und der Niederlande Karriere zu Ruhm gekommenen Malers Michel Sittow (1469–1525), in finnischen und estnischen Archiven hinterlassen hat. Molner ist seit 1544 in Reval nachweisbar, wo er Mitglied in der Kanutigilde war und u. a. mit Teer und Pferden handelte. Interessanterweise verfügte er über Kontakte in Südfinnland, wo diese Produkte herkamen. 1453 wurde er mit einer Geldstrafe für den Versuch belegt, verbotenerweise Pferde nach Pskov zu liefern. Insgesamt zeigt der Text, wie informativ es sein kann, Angaben aus verschiedenen Archiven zu ein und derselben Person zusammenzufügen. *K. B.*

Enn KÜng hat sich mit dem Briefverkehr zwischen Schweden und dessen Überseebesitzungen in den Ostseeprovinzen vor der Einrichtung einer regulären Postverbindung im Jahre 1636 beschäftigt: *Das Kurierpostwesen und die Geschwindigkeit der Nachrichtenübertragung zwischen Tallinn und Schweden in der zweiten Hälfte des 16. und im ersten Drittel des 17. Jh.s* (Kullerpostikorraldus ja teadete edastamise kiirus Tallinna ja Rootsi vahel 16. sajandi teisel poolel ja 17. sajandi esimesel kolmandikul, in: Acta Historica Tallinnensia 27, 2021, Nr. 2, 275–297, engl. Zusammenf. 289–291). Während der Sommermonate wurde eine Nachricht aus Tallinn in der Regel von einem Kurier über den Seeweg nach Finnland (Porkkala, Hanko) gebracht und von dort über Land nach Turku. Von dort ging es wieder auf dem Seeweg über die Åland Inseln nach Stockholm. Im Winter konnte auch die extrem lange Route um den Botnischen Meerbusen herum gewählt werden. Bei idealen Bedingungen konnte es eine Woche, aber im Durchschnitt doch eher sechs oder mehr Wochen dauern, im Extremfall sogar über 200 Tage. So blieb Tallinn oft ohne Instruktionen aus der Hauptstadt. Allerdings konnten sich die Empfänger, wenn ihnen bestimmte Anordnungen nicht gefielen, auch mit der instabilen Kommunikation herausreden und erklären, die Nachricht sei viel zu spät eingetroffen. *K. B.*

Enn KÜng, *Revals militärische Pflichten und die schwedische Garnison am Ende des 16. Jahrhunderts und im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts* (Tallinna sõjalised kohustused ja Rootsi garnison 16. sajandi lõpul ja 17. sajandi esimesel kolmandikul, in: Tuna 1, 2021, 9–36, 1 Abb., 10 Tab., engl.

Zusammenf.). – Die Abhandlung stützt sich auf schriftliche Quellen aus dem Tallinner Stadtarchiv, dem Schwedischen Staatsarchiv und dem Estnischen Nationalarchiv. Vf. betrachtet, wie stark die schwedische Garnison in Reval bemannt war und auf welche Weise sich die Stadt am Unterhalt der Soldaten beteiligte. Die Stadt musste selbst eine gewisse Anzahl von Kriegsknechten unterhalten und für Kriegszüge abstellen. Dies führte zu einigen Gegensätzen und Streit zwischen der Stadt und der Staatsmacht. Die schwedische Krone hatte das Recht, in Reval auf dem Domberg sowie in der Unterstadt eine gewisse Zahl von Soldaten im Militärdienst zu halten. Ansonsten wurde die Zahl der Soldaten in der Revaler Garnison nicht festgesetzt, sondern je nach Notwendigkeit bestimmt, sodass es im Kriegsfall mehr Männer in der Garnison und im Militärdienst gab. Während der Belagerungen Revals 1571 und 1577 befanden sich insgesamt (Garnison und Kriegsknechte) ca. 6.000 Soldaten in der Stadt. Die Soldaten der Garnison waren meistens finnischer Herkunft. Es gab einige Probleme mit der Ausstattung der Garnison, bevor die Vögte von Finnland seit den 1570er Jahren alles Notwendige nach Tallinn sandten. Auch die Stadtbürger halfen den Soldaten mit Kleidung und Nahrung, meistens mit Getreide. Um die Kriegskosten auszugleichen, führte Gustav II. Adolf 1628 eine neue Zollgebühr in Reval ein.

I. J.

Obwohl der Titel *Die Chronik des Baltikums in Flammen* und das Porträt Ivan Groznyjs von Viktor Vasnevov auf dem Buchumschlag den Leser zur Vorsicht mahnen könnten, handelt es doch bei dem hier anzuzeigenden Werk um eine vollwertige und beachtenswerte wissenschaftliche Publikation. Der verdienstvolle Übersetzer der Chroniken des Ostseeraumes und Popularisierer der baltischen Geschichte Piero Bugiani hat die livländische Chronik des Revaler Pastors Balthasar Russow auf Italienisch herausgegeben (*Cronaca del Baltico in fiamme. Chronica der Prouintz Lyfflandt (1584)*, Viterbo 2021, Vocifuoriscena, 584 S.). Das umfangreiche und gründlich recherchierte Vorwort informiert über die Entstehung und Wirkung der Chronik, das Leben Russows und die Geschichte des Livländischen Krieges. Die Benutzung des Textes wird durch das Register und eine auf den neuesten Stand stehende Bibliografie erleichtert.

A. S.

RUSSLAND. Valerij N. Sedykh, *Münzen im osteuropäischen Handel des Frühmittelalters: Möglichkeiten der numismatischen Chronologie bei der Datierung von Denkmälern* (Monety v trgovle Vostočnoj Evropy rannego srednevekov'ja: vozmožnosti numizmatičeskoj chronologii v datirovanii pamjatnikov, in: V[adim] S[ergeevič] Bočkarov u. a., *Principy i metody datirovanija v archeologii* (Neolit – Srednie veka), St. Petersburg 2018, 233–266). Auf diesen Beitrag ist hinzuweisen, weil er parallel in russischer

und englischer Sprache nicht nur differenziert die Fragen der Datierung von archäologischen Funden anhand von numismatischen Quellen erörtert, sondern auch einen kompetenten Überblick über den Münzumlauf in Osteuropa in der Zeit vom 8. bis 12. Jh. bietet. Ins Blickfeld gelangen damit neben der großen Masse der Dirhems und der relativ geringen Zahl byzantinischer Münzen auch die vom späten 10. bis zum frühen 12. Jh. in das Gebiet der Alten Rus' gelangenden „westeuropäischen Denare“, bei denen es sich gemäß diesem Beitrag zu 89% um deutsche und zu 9% um englische Münzen (Nachahmungen eingeschlossen) handelte. N. A.

P[etr] G[rigor'evič] Gajdukov und E[vgenij] M[ičajlovič] Ušankov bieten erstmals genaue Angaben über die *Funde westeuropäischer Münzen des 11. und frühen 12. Jahrhunderts im Novgoroder (Rjurikovo) Gorodišče* (Nachodki zapadnoevropejskich monet XI – načala XII v. na Novgorodskom [Rjurikovom] gorodišče, in: Archeologičeskie vesti 31, 2021, 53–62, farb. Abb.). Im Gorodišče des Rjurik, dem Vorgänger Novgorods als Macht- und Wirtschaftszentrum, sind bei archäologischen Arbeiten acht westliche Münzen freigelegt worden, und 13 weitere wurden dort recht glaubhaft von Sammlern gefunden. Die Gepräge sind fast durchweg deutscher, namentlich friesischer Herkunft. Ihre geringe Zahl wird hier damit erklärt, dass Novgorod bereits im 11. Jh. die Rolle von Gorodišče energisch übernahm. Dementsprechend wurden in der neuen Stadt in letzter Zeit überraschend viele importierte Münzen aus dem 11. und frühen 12. Jh. gefunden. N. A.

E[vgenij] M[ičajlovič] Ušankov, Das Silber des Fürsten Mstislav. Worauf gründet der Bau der Georgs-Kathedrale? (Srebro knjazja Mstislava. Na čto stroilsja Georgievskij sobor?, in: Kratkie soobščeniija Instituta archeologii 265, 2021, 270–280). – Die Frage des Aufsatztitels nach den Kosten beim Bau der prachtvollen Georgs-Kathedrale des Jur'ev-Klosters bei Novgorod ist nur der Aufhänger für die Behandlung des Geldumlaufs in der Rus' in den ersten Jahrzehnten des 12. Jh.s. Während Valentin Janin die Auffassung vertreten hatte, dass der im 11. Jh. bedeutende Zustrom westlicher Münzen in die Rus' um die Wende zum 12. Jh. aufgehört hatte und diese Gepräge dort bald nicht mehr als Geld benutzt wurden, zeigt Vf., dass jenen mindestens noch im ersten Viertel des neuen Jh.s die Geldfunktion zukam, was auf jeden Fall für das Novgoroder Gebiet gilt. Zu diesem Ergebnis gelangte Vf. aufgrund einer genauen Untersuchung der reichen Münzschatze aus der betreffenden Zeit. In diesen überwogen weiterhin deutsche Denare, unter denen Vf. vier Untergruppen festmacht: Otto-Adelheid-Pfennige, Gepräge aus Köln und Nachahmungen von solchen aus benachbarten Münzhöfen, Stücke aus mittelh rheinischen Münzhöfen (Mainz, Worms, Speyer) und friesische

Pfennige. Von den sonstigen in den Schätzen enthaltenen Münzen konnten beispielsweise die nur noch wenigen Dirhems keine nennenswerte Rolle mehr im Geldumlauf spielen. N. A.

Ältere Zeugnisse aus Mitteleuropa stellen am Ostrand unseres Kontinents und in Westsibirien eine Seltenheit dar. Dies bestätigt ein Überblick über *Orientalische, westeuropäische und [andere] ausländische Münzen aus Bolgar*, der einstigen Hauptstadt des Wolgabulgarenreiches (Vostočnye, zapadnoevropejskie i inozemnye monety iz Bolgar. Periodizacija ich proniknovenija, in: *Archeologija evrazijskich stepej* 6, 2019, 240–251). Dort verzeichnet D[žamiľ] G[abdrachimovič] Muchametšin nur eine Münze Ottos I. sowie eine undatierte süddeutsche Prägung und einen Prager Groschen, was gleichwohl nicht ganz uninteressant ist. N. A.

Die „Hansische Umschau“ hat regelmäßig die inhaltvollen Publikationen der Moskauer Historikerin Tatjana Jackson (geb. 1951) angezeigt (zuletzt HGBll. 138, 2020, 417). Jetzt ist ein Sammelband mit Veröffentlichungen der Forscherin auf dem Gebiet der skandinavisch-altrussischen Beziehungen erschienen, *Über Sagas, Skalden und Konungr: Ausgewählte Aufsätze* (T[atjana] N[ikolaevna] Džakson, O sagach, skal'dach i konungach: Izbrannye stat'i, hg. von E[lena] V[ladimirovna] Litovskich und E[lena] A[leksandrovn]a Mel'nikova, Moskau 2021, Verlag Kvadriga, 512 S.). Die russisch- und englischsprachigen Aufsätze sind in drei Gruppen geteilt, entsprechend dem Titel des Buches. Zusätzlich zu den 25 Artikeln findet der Leser des Bandes noch vier umfangreiche Rezensionen und die Bibliografie der Veröffentlichungen der Vf.in aus den Jahren 1976–2021. Das Register der Personennamen rundet die lesenswerte Publikation ab. A. S.

Gab es einen zweiseitigen Vertrag zwischen Novgorod und Gotland in der Vorhansezeit? fragt E[lena] A[leksandrovn]a Mel'nikova (Suščestvoval li dvustoronnij novgorodsko-gotlandskij dogovor doganzejskogo vremeni?, in: *Peterburgskij istoričeskij žurnal* 4, 2019, 26–40). Im Vertrag Novgorods mit den Deutschen und Gotländern von 1191/92, dem frühesten erhaltenen seiner Art, wird ein „alter Friede“ erwähnt, was in der Forschung zu unterschiedlichen Erwägungen insbesondere über die mögliche Datierung eines solchen nicht überlieferten Vertrages geführt hat. Vf.in begründet hier die Vermutung, dass ein Vertrag zwischen Novgorod und Gotland aus der Zeit gegen 1130 gemeint war. Die Existenz eines solchen Vertrages sieht sie durch Formulierungen im deutsch-gotländischen Entwurf zu einem Vertrag von 1268/69 bestätigt, denn dort wird auf Bestimmungen zurückgegriffen, die speziell den Gotenhof in Novgorod betrafen. Für den Abschluss eines ent-

sprechenden Vertrages kommt die Zeit gegen 1130 nach der Meinung von Vf. deshalb in Frage, weil die Novgoroder Kaufleute auf Gotland damals in den Besitz eines eigenen Hofes gelangt waren und sich zeitnah auch der Status des Hofes der Gotländer in Novgorod geändert hatte. *N. A.*

Kollegen und Schüler der herausragenden russischen Mediävistin Elena Mel'nikova haben zu ihrem 80. Geburtstag eine inhaltvolle Festschrift herausgegeben (*Disablót: Sbornik statej kolleg i učeníkov k jubileju Eleny Aleksandrovny Mel'nikovoj*, hg. von T[imofej] V[alentinovič] Gimon u. a., Moskau 2021, Verlag Kvadriga, 466 S.). Unter den zahlr. Beiträgen zur altnordischen und altrussischen Geschichte sind vom Blickwinkel der hansischen Forschungen hier besonders drei erwähnenswert. Jonathan Shepard untersucht die Runensteine auf Gotland als die Quelle der östlichen Verbindungen entlang des Austrvegr („Ostweg“) (*Looking along the East-Way from Gotland*, 51–60). Seine Feststellung lautet, dass die Texte auf Handel, nicht auf kriegerische Auseinandersetzungen hinweisen. Als Ware kommen in erster Linie Pelze und Sklaven in Betracht. Leszek P. Słupecki fragt *Odin wooing for Rind in Rus: What did Scandinavians know about Old Rus birchbark inscriptions?* (118–125). Vf. vergleicht die Traditionen des volkssprachigen Schreibens in Bergen und in Novgorod und stellt nicht wenige Ähnlichkeiten fest. Auch in der Chronik von Saxo Grammaticus wird die Verwendung der Birkenrinde als Schreibmaterial in der Rus' erwähnt, also war diese Praxis in Nordeuropa breiter bekannt. A[leksej] A[lekseevič] Gippius fragt nach der Bedeutung der in der Novgoroder Chronik 1228 erwähnten, bisher rätselhaften Steuer „zabožnič'e“ („*Sapožnyj*“ *nalog Jaroslava Vsevolodiča* (1228 g.), 297–305). Er etymologisiert das Wort als „Stiefelsteuer“. Wahrscheinlich hat Fürst Jaroslav, der damals einen Kriegszug gegen Riga plante und sich mit seinen Truppen länger in Novgorod aufhielt, für die Ausrüstung des Heeres zusätzlich eine Steuer gefordert, wogegen die Stadt protestierte. „Stiefel“ stehen dabei als pars pro toto symbolisch für die gesamte Ausstattung der fürstlichen Krieger. *A. S.*

Das Jahr 2021 wurde in Russland offiziell zum Jahr des Aleksandr Nevskij erklärt, zum Andenken des (hypothetischen) 800. Geburtsjubiläums des heiligen Fürsten. Aus diesem Anlass erschienen auch unzählige Publikationen zum Thema, die hinsichtlich der Qualität sehr unterschiedliches Niveau aufweisen. Neben den zahlr. Veröffentlichungen, die eher die gängigen „patriotischen“, ahistorischen Repräsentationen des Fürsten untermauern, gibt es aber auch nicht wenige wissenschaftliche Darstellungen. So hat der Direktor des Staatlichen Archivs der Alten Akten in Moskau V[ladimir] A[natol'evič] Arakčeev einen reichlich illustrierten Ausstellungskatalog

herausgegeben: *Aleksandr Nevskij und sein Bild im historischen Gedächtnis* (Aleksandr Nevskij i ego obraz v istoričeskoj pamjati, Moskau 2021, Verlag Fond „Svjaz’ Ėpoch“, 184 S.). Der Band enthält zwar die amtlich-patriotischen Einleitungen vom Chef des Auslandsgeheimdienstes Sergej Naryškin und vom Metropolitan Kliment von Kaluga, aber dargestellt werden die Manuskripte, Miniaturen, historischen Pläne, Urkunden, Ikonen und alten Fotos – bis zu den Entwürfen der Schiffe, die nach dem Fürsten benannt wurden. Im Fokus steht die neuzeitliche Rezeption von Aleksandr. – Eine sehr solide, reichlich illustrierte Sammlung origineller Beiträge über die Rezeption und Verehrung des Fürsten in der Neuzeit ist auch der Band *Das Reliquiar des Aleksandr Nevskij. Untersuchungen und Materialien* (Relikviarij Aleksandra Nevskogo. Issledovanija i materialy, hg. von A[leksej] V[ladimirovič] Sirenov, Moskau 2021, Verlag Rosspeñ, 303 S.). Das staatlich unterstützte mainstream-Narrativ im heutigen Russland stellt Aleksandr Nevskij als Hüter des orthodoxen Glaubens gegen die russophob-katholische, „westliche“ Aggression dar. Die professionellen Historiker haben im Rahmen der offiziellen Feierlichkeiten jedoch die Möglichkeit genutzt, diese einseitigen und unbegründeten Geschichtsbilder zu kritisieren. In einem Aleksandr Nevskij gewidmeten Heft der Zeitschrift „Istoričeskij Vestnik“ (2021, Nr. 35) kritisiert A[nton] A[natol’evič] Gorskij (*Aleksandr Nevskij kak istoričeskij dejatel’: spornye problemy*, 10–27) die heute in Russland als nahezu „amtlich“ geltende These von der sog. historischen Wahl des Fürsten: Aleksandr Nevskij habe das zukünftige Schicksal Russlands dadurch bestimmt, dass er den eigentlich gefährlichen Aggressor erkannt und gegen den katholischen Westen gekämpft hat, mit den Mongolen aber eine Kooperation zustande brachte. Vf. dagegen deklariert, dass die Politik des Fürsten von der realen, sich immer verändernden politischen Situation bestimmt war. Die zukunftsweisenden Aspekte in der Tätigkeit Aleksandr Nevskijs könne man aber in seiner Novgorod-Politik finden: Von jetzt an etablierte sich die Regel, dass der Großfürst von Vladimir auch das Recht auf die Fürstenmacht in Novgorod besaß, der Fürst von Novgorod also nicht mehr frei wählbar war. Im 15. Jh. betrachteten die Moskauer Fürsten Novgorod also schon als ihr „väterliches Erbe“. – Bestimmt die wichtigste Publikation in diesem Zusammenhang ist der Sammelband *Aleksandr Nevskij: Persönlichkeit, Epoche, historische Erinnerung* (Aleksandr Nevskij: ličnost’, ėpocha, istoričeskaja pamjat’. K 800-letiju so dnja roždenija, hg. von E[lena] L[eonidovna] Konjavs-kaja und L[eonid] A[ndreevič] Beljaev, Moskau 2021, Verlag Indrik, 512 S., Abb.). Schon im Vorwort des Buches wird betont, dass eine historische Persönlichkeit nur im zeitgenössischen Kontext, nicht entsprechend den modernen geopolitischen Ideen wissenschaftlich zu thematisieren sei (13). Die Zielsetzung ist also die rein wissenschaftliche Geschichtsforschung – dennoch

befinden auch hier einzelne (teils) propagandistische Beiträge, wohl weil der Band seinen Ursprung einer Tagung verdankt. Insgesamt greifen die Artikel mehrheitlich die These über „die Wahl zwischen Westen und Osten“ kritisch an. So wiederholt A[nton] A[natol'evič] Gorskij auch hier die Behauptung, dass gerade das veränderte Verhältnis zwischen Novgorod und den Fürsten das wichtigste zukunftsweisende Resultat der Politik des Fürsten war (*Dolgosročnye posledstvija dejatel'nosti Aleksandra Nevskogo*, 22–30). Behandelt wird ein sehr breites Themenfeld: die Beziehungen von Aleksandr mit den Päpsten und Khanen, die Entstehung seines Heiligenkultes; Politik, Ideologie und Kirche in der Rus' in der Zeit des Fürsten. Ein eigener Themenblock ist der neuzeitlichen Rezeption Aleksandrs gewidmet. – Es seien hier weitere, im hansischen Zusammenhang besonders bedeutende Aufsätze erwähnt. Gail Lenhoff behandelt den im Namen von Aleksandr geschlossenen Novgoroder Vertrag mit dem deutschen Kaufmann (*Dogovor Aleksandra Nevskogo s nemeckimi kupcami (1259–1263) i interesy mongol'skich zavoevatelej Rusi*, 111–119). Vf.in behauptet, dass auch die mongolischen Steuersammler in Novgorod den Handel als wichtige Profitquelle der Stadt unterstützt haben. Roman Hautala stellt gegen die gängige Vorstellung dar, dass die Großfürsten Jaroslav Vsevolodič und Aleksandr Nevskij nie persönlich den Hauptort des Mongolenreiches Karakorum besucht haben. Die altrussischen Fürsten trafen Batu, Güyük und Oghul Qaimish in ihren Nomadenlagern in den Wolgastepfen und in Zentralasien (*Ezdil li Aleksandr Nevskij v Mongoliju? Neskol'ko zamečanij o poezdkach Aleksandra Nevskogo i ego otca k mongol'skim praviteljam*, 199–207). S[vetlana] A[lekseevna] Maslova summiert die Informationen über die mongolischen Steuern und Abgaben in der Rus' im 13. Jh. (*Nalogovaja politika mongolov vo vremena Aleksandra Nevskogo*, 249–258). F[ilipp] D[mitrievič] Podberezkin stellt die eigentlich gar nicht überraschende Behauptung auf, dass in den livländischen Chroniken des 13. Jh.s die altrussische Elite ungeachtet des Glaubensunterschiedes als statusgleich wahrgenommen wurde (*Možet li „schizmatik“ byt' rycarem? Status russkogo voina v livonskich chronikach XIII v.*, 259–268). O[leg] I[vanovič] Dzjarnovič meint dazu, dass in Preußen die Beziehung zur orthodoxen Religion dogmatischer und strenger ablehnend war als in Livland, wo die wirtschaftlichen Interessen mit der Rus' enger verbunden gewesen seien (*Religioznyj status pravoslavnych v pribaltijsko-nemeckich chronikach XIII–XIV vv.*, 269–278). A. S.

Der Hansebund und die Goldene Horde: Handelsbeziehungen lautet der überraschende Titel eines Beitrages von T[imur] F[aritonovič] Chajdarov (*Ganzejskij sojuz i Zolotaja Orda: torgovyje otnošenija*, in: *Islamskij faktor v integracionnyh processach Velikogo Šelkovogo puti. Materialy II Meždunarodnoj*

konferencii „Duchovnyj Šelkovyj put'. Sozidanie. Integracija“, Moskau 2018, 153–161). Vf. ist sich darüber im Klaren, dass es kaum Quellen über direkte Beziehungen zwischen Hansen und Kaufleuten der Goldenen Horde gibt. Wenn er dennoch vom Handel der Hanse mit dem Tatarenreich spricht, hat er indirekte Beziehungen in der Zeit der Tatarenherrschaft über Teile der Rus' vor Augen, außerdem besonders den Handel mit Ostwaren wie Gewürze, Seide und Reis, die, durch Kaufleute der Goldenen Horde vermittelt, auf dem „Tatarenweg“ nach Lemberg und damit in den Bereich hansischer Aktivität gelangten. Einiges hier über die Hanse Gesagte bedarf der Korrektur. *N. A.*

Beachtenswert ist der reichlich illustrierte Sammelband *Die Rus' im 13.–15. Jahrhundert* (Rus' v XIII–XV vekach. Novye otkrytija v oblasti archeologii i istorii, hg. von L[eonid] A[ndreevič] Beljaev und E[lena] L[eonidovna] Konjavskaja, Moskau 2021, Verlag Indrik, 296 S., Abb.). Die Beiträge sind überwiegend der nordöstlichen Rus' gewidmet, im Fokus steht das Hervortreten Moskaus. V[ladimir] A[ndreevič] Kučkin summiert sehr kritisch die bisherige Historiografie der Größe der Mongolensteuer (*vychod*). Er behauptet, dass die faktischen Auszahlungen bedeutend höher waren als früher angenommen, die jährliche Verpflichtung aus der nordöstlichen Rus' und Novgorod zusammen wird von Vf. auf etwa 14.000 Rubel geschätzt (*Zavoevanie Rusi Batyem i ordynskij „vychod“*, 22–35). E[lena] L[eonidovna] Konjavskaja bietet den Lesern eine kompakte Darstellung der politischen Geschichte von Tver' von den 1360er Jahren bis zum Anschluss an Moskau 1485 (*Tver': ot Michaila Aleksandroviča do Michaila Borisoviča*, 74–86). L[jubov'] I[gorevna] Postol führt vor, wie das mittelniederdeutsche Wort „kopman“ als kollektive Bezeichnung der hansischen Kaufmannschaft in den zeitgenössischen altrussischen Übersetzungen mit dem Plural wiedergegeben wurde (*Grammatika kollektivnych oboznačenij social'nych institutov v ganzejsko-novgorodskoj dokumentacii*, 98–103). Catherine R. Squires [Ekaterina Ričardovna Skvajrs] betont, dass beim Erstellen der altrussischen Texte in den hansischen Kanzleien auf die genaue Wiedergabe der rechtlichen Angelegenheiten geachtet wurde. Bemerkenswert ist auch die Beobachtung, dass in der Anrede des Novgoroder Erzbischofs „heiliger Vater“ das Wort „unser“ weggelassen worden ist, worin sich wohl die konfessionelle Unterschiedlichkeit widerspiegelt (*O jazykovej rabote kanceljarij Ganzy nad tekstami poslanij v Novgorod*, 104–113). V[ladislav] A[rturovič] Volkov schreibt über die Münzgeschichte von Smolensk im 15. Jh. aufgrund der archäologischen Quellen (*Denežnoe obraščenie Smolenskoj zemli v 1404–1514 gg. po archeologičeskim dannym*, 285–289). Im ersten Jahrzehnt des 15. Jh.s endete in Smolensk die lokale Münzherstellung, und die für das Großfürstentum Litauen typischen Münzsorten wurden übernommen. Nach 1514, als Smolensk von Moskau

erobert wurde, endete die Zufuhr des litauischen Geldes, wobei die früheren Münzen eine Zeit lang noch im Umlauf blieben. – Mehrere Beiträge sind den konkreten archäologischen Befunden gewidmet. In Novgorod wurden 2018 zwei Pfennige des Schwedischen Königs Magnus Eriksson gefunden, die wohl wegen des vom König geleiteten Kreuzzugs nach Ingermanland 1348–1349 nach Novgorod gelangt sind (P[etr] G[rigor'evič] Gajdukov u. a., *Archeologičeskoe svidetel'stvo novgorodsko-švedskoj vojny 1348–1349 gg.*, 114–118). Im Moskauer Stadtteil Zarjad'e sind Textilfragmente gefunden worden, wobei aus dem 13.–14. Jh. die hausgemachten Stoffe überwiegen, seit dem späten 14. Jh. aber zahlr. Importstoffe, darunter hochwertige Tuche vertreten sind (I[rina] I[gorevna] Elkina, *Tekstil' XIII–XV iz vlažnogo kul'turnogo sloja moskovskogo Zarjad'ja*, 251–263). In Smolensk wurde Steinpflaster aus dem 15. Jh. freigelegt, das in den polnischen und litauischen Städten keine Seltenheit war, in den Städten der Moskauer Rus' aber fast gänzlich fehlte (N[ikolaj] A[leksandrovič] Krenke u. a., *Litovskij Smolensk po archeologičeskim dannym*, 277–284). A. S.

A[rsenij] G[rigor'evič] Ragunštejn und O[l'ga] V[iktorovna] Ragunštejn kennzeichnen *Die rechtliche Regelung des Kredits in der russisch-deutschen Handelspraxis des 12. bis 15. Jahrhunderts* (Pravovoe regulirovanie kredita v russko-nemeckoj torgovoj praktike XII–XV veka, in: *Istoriko-pravovye problemy: Novyj rakurs* 3, 2021, 110–115). Vff. belegen die frühe rechtliche Erlaubnis und Verbreitung von Krediten beim Hansehandel mit der Rus'. Seit dem Ende des 13. Jh.s, besonders aber im 15. Jh. wurden von hansischer Seite Verbote erlassen, trotzdem gedieh der Kredithandel weiter. Ausbleibende Rückzahlungen werden hier fast ausschließlich mit Bsp. deutscher Täter vor Augen geführt, doch ist es selbstredend unsinnig, wenn im Vorspann des Artikels als Ursache der entsprechenden Konflikte allein deutsches Verhalten genannt ist. N. A.

Ein Bericht über die Funde von Birkenrindenbriefen aus Novgorod während der Ausgrabungssaison 2020 von A[leksej] A[lekseevič] Gippius (*Berestjanye gramoty iz novgorodskich raskopok 2020 g.*, in: *Voprosy Jazykoznanija* 2021, Nr. 5, 66–92) informiert über 14 neue Stücke, womit die Gesamtzahl der Novgoroder Birkenrindentexte jetzt auf 1.135 gestiegen ist. Unter den maßgeblich das Wirtschaftsleben Novgorods widerspiegelnden, wenn auch meistens fragmentarischen Texten ist besonders inhaltsreich die Liste der Schuldner und Schulden des Novgoroders Prokopij aus der ersten Hälfte des 15. Jh.s, wo mehrere Personen hypothetisch identifizierbar bzw. aufgrund anderer schriftlicher Quellen nachweisbar sind. A. S.

I[van] V[ladimirovič] Volkov *Münzhorte von Groß-Novgorod aus dem 15. Jahrhundert. Teil I. Münzhorte des Novgoroder Museums* (Klady monet Velikogo Novgoroda XV veka. Čast' 1, Veliky Novgorod 2020, 336 S., zahlr. Abb.). – Die vorliegende Veröffentlichung ist ein Band aus der Reihe „Münzhorte des Novgoroder Museums“, in der man die Präsentation von Münzhorten des 10.–20. Jh.s aus der Sammlung des Vereinigten Museumsreservates Veliky Novgorod beabsichtigt (heute verfügt diese über etwa 130.000 Einheiten). Das Buch enthält einen Katalog der Novgoroder Silbermünzen aus den 1420er bis 1470er Jahren, also aus der Blütezeit des hansischen Russlandhandels, mit Beschreibungen von deren technischen und grafischen Eigenschaften sowie mit Zeichnungen und Fotos. Die Münzen gehören zu drei Horten aus der Stadt selbst und deren Umland (den heutigen Gebieten Novgorod und Leningrad). Einem kurzen Bericht über die wissenschaftliche Untersuchung der genannten Schätze, der am Anfang des Buches steht, folgen ausführliche Beschreibungen von deren Fundorten, Entstehungszeiten, Inhalten, vermutlichen Herkunftsn usw. Vf. präsentiert hier auch eine neue Weise, Münzen zu untersuchen aufgrund der sog. Stempelsystematisierung, die mehrere verwandte Novgoroder Münzgruppen und miteinander verbundene Münzketten durch Ähnlichkeiten von deren Stempelzeichen und Herstellungstechnologien feststellen lässt. Am besten wurde diese originelle Methode in Bezug auf den dritten Schatzkomplex angewendet (15–21). Die gesamte Münzsammlung des Museumsreservates Veliky Novgorod wird im Folgenden in gleicher Weise geordnet werden. Die Informationen über die Novgoroder Silbermünzen findet man in drei Abteilungen des Katalogs in einer bestimmten Reihenfolge. Geboten werden grafische Rekonstruktionen in Originalgröße und Beschreibungen der Vorder- und Rückseiten der Münzen, eingeschlossen bezeichnende Besonderheiten und die Stempel.

M. B.

Der Beitrag von O[leg] I[gorevič] Choruženko ist dem sog. Siegel des Novgoroder Veče gewidmet (*Novgorodskaja večevaja pečat' v publikacijach i issledovanijach*, in: Vestnik Sankt-Peterburgskogo universiteta. Istorija 66, 2021, Nr. 2, 630–643). Um 1900 bildete sich in der Forschungsliteratur die Meinung heraus, dass es sich bei dem im Jahr 1855 von Aleksandr Lakier publizierten fragmentarischen Novgoroder Siegel um das Siegel des Veče aus dem 15. Jh. handelt. Endgültig wurde die These in den 1950er Jahren in der Sowjetunion formuliert. Obwohl Nikolaj Porfirov schon 1940 und nochmals John Lind 1985 diese Vermutung gründlich kritisiert hatten, wird die Rekonstruktion des angeblichen Veče-Siegels immer noch in der wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Literatur wiedergegeben. In der Tat hatte Lakier aber ein Fragment eines frühneuzeitlichen Siegels des

Novgoroder Vojevoden veröffentlicht; die Existenz des Veče-Siegels gehört also zu den historischen Mystifikationen. A. S.

Siergiej Polechow [Sergej Vladimirovič Polechov], A[leksej] A[lekseevič] Gippius, P[avel] V[ladimirovič] Lukin und Catherine R. Squires [Ekaterina Ričardovna Skvajrs] veröffentlichten *neue Quelle der novgorodisch-hansischen Beziehungen aus dem Jahre 1425* (Novaja gramota o novgorodsko-ganzejskich vzaimootnošenijach (1425 g.), in: Trudy Instituta rossijskoj istorii 16, 2021, 41–75). Es handelt sich um einen Brief des Revaler Magistrats an Novgorod, der die Lösung des großen Handelskonflikts der 1420er Jahre betrifft. Während die niederdeutsche Fassung des Briefes schon früher bekannt und publiziert war, ist jetzt im Revaler Stadtarchiv eine Fotokopie der zeitgenössischen altrussischen Übersetzung gefunden worden, deren Original einst in demselben Archiv aufbewahrt wurde, heute aber als verschollen gilt. Die Entdeckung ist wichtig, weil nur sehr wenige mittelalterliche Quellen aus diesem Bereich parallel in zwei Sprachen erhalten sind. Die sprachlichen Merkmale beweisen, dass der Brief auf Niederdeutsch verfasst und später ins Altrussische übersetzt worden ist. Die in Dorpat hergestellte Übertragung ist auf hohem Niveau, wobei die Sprache der altrussischen Kanzleisprache des Großfürstentums Litauen ähnlich ist. Vff. lassen die Frage bewusst offen, wie ein in Litauen bzw. Belarus ausgebildeter Übersetzer nach Dorpat gekommen ist. Das Revaler Exemplar blieb vermutlich deswegen nicht abgeschickt, weil im Text versehentlich einige Fehler vorkommen, wodurch eine korrigierte Fassung notwendig war. Im Anhang werden beide Versionen des Briefes aufgrund der Archivvorlagen publiziert. A. S.

P[avel] V[ladimirovič] Lukin thematisiert die Sprachformel „Gott und Groß-Novgorod“ („*Bog i Velikij Novgorod*“: *funkcionirovanie i značenie formuly*, in: Sub specie aeternitatis. Sbornik naučnych statej k 60-letiju Vadima Borisoviča Krys'ko, hg. von I[gor'] M[ichajlovič] Ladyzenskij und M[arija] A[natol'evna] Puzina, Moskau 2021, Verlag Azbukovnik, 394–402). Sie wird in den Werken von Albert Krantz zitiert („*Quis potest contra Deum et magnam Nouguardiam?*“). Die Formel kommt auch in einem Brief des deutschen Kaufmanns in Novgorod an Reval aus dem 15. Jh. vor, also stammt sie aus dem wirklichen Novgoroder Sprachgebrauch und ist analog zur Formel „Gott und Großfürst“ gebildet. – Mit einem ähnlichen Thema setzt sich B[oris] A[ndreevič] Uspenskij auseinander: „*Herr Groß-Novgorod*“: *Die Herkunft der Bezeichnung* („*Gospodar' Velikij Novgorod*“: *proišoždenie nazvanija*, in: Drevnjaja Rus'. Voprosy medievistiki 3, 2021, 24–44). Die Bezeichnungen Novgorods als „Herr“ (gospodin, seit dem 14. Jh.) oder „Herrscher“ (gospodar', im 15. Jh.) gehen laut Vf. auf die Anredeformen

zurück, die im Briefwechsel mit dem Großfürsten verwendet wurden. Damit wurde die ursprünglich monarchische sprachliche Etikette auf die Stadtrepublik übertragen. Die Bezeichnung „Herr Pleskau“ (gospodin Pskov) entstand etwas später, wahrscheinlich nach dem Vorbild Novgorods. *A. S.*

S[vetlana] A[rkadijevna] Laščuk, *Lateinische und altrussische Inschriften auf der Magdeburger Tür* (Latinskije i drevnerusskije nadpisi na Magdeburgskich vratach, in: Novgorod i Novgorodskaja zemlja, pismennost' i knižnost 1, Veliky Novgorod 2021, 57–64). – Vf.in stellt die Frage nach Prinzipien der Übersetzung der lateinischen Inschriften auf den kupfernen Reliefbildern der sog. Magdeburger Tür an der Sophienkathedrale in Veliky Novgorod mit Szenen aus dem Leben Christi. Die lateinischen Inschriften wurden von einem deutschen Meister bei der Herstellung der Tür 1152–1154 gemacht. Darunter wurden einige wörtlich beim Zusammenbau der Türteile in Novgorod ins Altrussische übersetzt, es erschienen sogar einige originale altrussische Sätze. Es ist zu erkennen, dass der Meister, der sämtliche russischen Inschriften erstellte, konsequent bestrebt war, alle Figuren und Sujets auf den Bildern zu unterschreiben, was ihm aus unbekanntem Grund nicht gelang. Festzustellen ist auch, dass die altrussischen Inschriften zumeist auf der linken Seite der Tür platziert sind, die nach der Meinung von Vf.in als erste montiert wurde. *M. B.*

Zur Kenntnis der hansisch-russischen Kulturbeziehungen legt I[1'ja] V[ladimirovič] Antipov einen beachtenswerten Beitrag vor: *Der Palast von 1433 und die Novgoroder Architektur in der Zeit von der Mitte des 15. bis einschließlich zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts* (Palata 1433 g. i novgorodskaja arhitektura sere diny XV – pervoj četverti XVI v., in: Vestnik Sankt-Peterburgskogo universiteta. Iskustvovedenie 11, 2021, 2, 310–326). Dabei geht es um die Frage des weiteren Wirkens der deutschen Meister, die laut chronikalischem Bericht zusammen mit Russen 1433 in Novgorod den erzbischöflichen Palast vollendet hatten. Aufgrund kritischer Sichtung des in der Diskussion ins Spiel gebrachten Materials widerspricht Vf. der Auffassung, dass die Deutschen nach 1433 in Novgorod geblieben waren und ihre Tätigkeit dort fortgesetzt hatten. Dass in der Novgoroder Architektur der Folgezeit gotische Elemente festzustellen sind, erklärt Vf. mit einer vom Palast ausgehenden Wirkung. *N. A.*

Das Jahrbuch *Archäologie und Geschichte von Pleskau und dem Pleskauer Land* (Archeologija i istorija Pskova i Pskovskoj zemli. Ežegodnik seminarina imeni V. V. Sedova, Bd. 35, Moskau und Pskov 2020, Verlag Institut archeologii RAN, hg. von N[ikolaj] V[ladimirovič] Lopatin, E[lena] V[jačeslavovna] Salmına, 528 S., Abb.) enthält zahlr. gründliche Beiträge über die

Resultate der archäologischen Forschungen in Pleskau und Umgebung sowie an anderen Orten in Nordwestrussland, inklusive Novgorod und St. Petersburg. Ein besonderer Abschnitt des Bandes ist dem Andenken des verdienstvollen Pleskauer Archäologen Boris Nikolaevič Charlašov (1961–2018) gewidmet. Die Liste seiner Publikationen enthält Veröffentlichungen aus dem Zeitraum von 1980–2018. B[oris] A[ndreevič] Postnikov (1945–2020) präsentiert den Plan eines biografischen Nachschlagewerks über die frühneuzeitlichen Pleskauer Stadteinwohner; als Bsp. werden die Einträge über die Mitglieder der Familien Bachorev und Vekšin aus dem 17. und 18. Jh. publiziert (*Pskovskie posadskie ljudi Bachorevy i Vekšiny*, 209–238). P[etr] E[gorovič] Sorokin und O[l'ga] V[iktorovna] Andreeva betrachten gefundene Tonpfeifen, die aus dem schwedischen Nyen (auf dem Gebiet des heutigen St. Petersburg) stammen (*Kuritel'nye trubki iz raskopok goroda Niena*, 468–484). M[arina] B[orisovna] Bessudnova thematisiert die livländisch-russischen Grenzkonflikte am Peipussee; sie waren überwiegend mit der Landnahme und Intensivierung von Fischfang und Ackerwirtschaft verbunden (*Čudskoe ozero v sisteme pskovsko-livonskogo frontira XV – načala XVI veka*, 199–208). Roberts Spīrgis diskutiert das Verhältnis zwischen der katholischen und der orthodoxen Konfession auf dem Gebiet des heutigen Lettland im 13. Jh. Vf. bestreitet die frühere Vorstellung, dass der Wechsel der politischen Macht unbedingt eine sofortige Änderung der kirchlichen Kontrolle und Liturgie mit sich brachte. Die Bräuche der beiden Konfessionen konnten in einer Übergangszeit parallel existieren (*Istoriko-teologičeskij kontekst inkorporacii livov i latgalov v struktury latinskoj cerkvi: Livonskaja „unija“ XIII v.?, 500–515*). A. S.

S[ergej] A[natol'evič] Salmin und E[lena] V[jačeslavovna] Salmina, *Land und Glauben? Nein, Fisch und Wachs [die militärische und politische Geschichte des Grenzgebiets zwischen Pleskau und Livland als Geschichte des Kampfes um natürliche Ressourcen]* (Zemlja i vera? Net, ryba i vosk [voenno-političeskaja istorija pskovsko-livonskogo pogorič'ja kak istorija bor'by za prirodnye resursy], in: Russkij sbornik, Brjansk 2021, 187–193). Der Beitrag bietet überzeugende Erklärungen für die pleskauisch-livländischen Grenzkonflikte des 14. und 15. Jh.s. Danach ging es um Fische, für welche die Fangbedingungen im russischen Osten des Peipussees besonders günstig waren, und neben der Gewinnung von Heu auch um das Wachs der Waldbienen in der Landschaft Purnau. Dass die betroffenen Gebiete als solche kein Eroberungsziel waren, zeige sich am langen Ausbleiben von dortigem Festungsbau. Dagegen sei bezeichnend, dass livländische Angriffe in der Richtung von Fischgründen in Jahren des Hungers erfolgten. Das über den Fischfang Gesagte lässt verstehen, dass es

normalerweise eine recht bedeutende kommerzielle Ausfuhr von Fischen aus dem russischen Peipusseegebiet nach Livland gab. N. A.

G[eorgij] N[ikolaevič] Pronin und V[alentin] E[niseevič] Sobol', *Das alte Smolensk. Die Archäologie des Pjatnickij-Endes, Bd. 2* (Drevnij Smolensk. Archeologija Pjatnickogo konca, vyp. 2, Moskau 2020, Institut archeologii RAN, 335 S., zahlr. farb. Abb.) – Die Monografie ist eine Fortsetzung der früheren Publikation der beiden Vff. zu diesem Thema (2011) und berichtet über Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen des Pjatnickij-Endes der altrussischen Stadt Smolensk in den Jahren 2011–2012. Jenes war ein Handels- und Handwerksviertel mit dem mittelalterlichen Großen Markt (Boľšoj Torg) als Hauptobjekt. Es gibt im Buch einen Anfangsteil mit Beschreibungen der zweihundertjährigen Ausgrabungen in Smolensk sowie von dessen Natur- und Landschaftsmerkmalen. Im untersuchten Stadtraum, der in der Nähe des Dnepr-Ufers lag, wurden zehn Bauebenen aus dem 10. bis 19. Jh. mit vielfältigen Funden (v. a. Keramik und Metallprodukte) und mehreren Resten von hölzernen Wohn- und Nebengebäuden entdeckt. Das gefundene Material jeder Bauebene ist bildlich vorgestellt und ausführlich kommentiert. Die meisten Gegenstände aus den mittelalterlichen Bauebenen (6–10) sind altrussischen Ursprungs, es gibt aber einige recht weit verbreitete westeuropäische Produkte, die bestimmt auf den regen Handel von Smolensk mit den Nachbarländern hindeuten. Dazu gehören z. B. importierte schwarzpolierte Keramik und Bernstein. Viele Handelsplomben mit Zeichen und Gewichten aus Blei bezeugen ebenfalls das entwickelte Handelstreiben der Stadtbewohner. Beachtenswert ist auch das als Anlage von Vasilij Zajcev erstellte Verzeichnis der in Smolensk gefundenen Münzen aus dem 14.–18. Jh., einschließlich einiger aus Böhmen, Polen, Schweden, Livland und Preußen. M. B.

S[ergej] N[ikolaevič] Kisterev schreibt über *Die Goldmünzen in der Rus' in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts* [Zolotyje monety na Rusi vo vtoroj polovine XV veka, in: Okno v Evropu. Sbornik statej pamjati doktora istoričeskich nauk Tat'jany Aleksandrovy Laptevoj (1955–2018), hg. von P[etr] A[leksandrovič] Družinin und Ju[ri]j M[oiseevič] Ėskin, Moskau 2021, Verlag Drevlechranišče, 153–166). Vf. fasst die Informationen der schriftlichen Quellen über verschiedene Goldmünzen in der Moskauer Rus' zusammen. Es handelte sich nicht um Auszeichnungen bzw. Medaillen, sondern Verkehrsmünzen, obwohl solche sehr selten waren und wegen ihres hohen Wertes nur wenige sie je sehen konnten. Vertreten waren die englischen Nobel, die in der Rus' im Singular als korabelnik („Schiffsmünze“, entsprach mit 70,2 g Silber der Silbermünze von Ivan III.) bekannt waren, und Dukaten. Beide Arten wurden auch in Moskau geprägt. Gründlich diskutiert Vf. die

Rolle der italienischen Fachkräfte in Moskau. Er ist der Meinung, dass es sich um angestellte Meister, nicht Pächter der Münzstätte handelte. Anders wäre es schwer zu erklären, dass die italienischen Münzmeister wiederholt länger verweist waren und diplomatische Aufgaben des Großfürsten erfüllten. A. S.

M[arina] B[orisovna] Bessudnova, *Der russisch-hansische Handel in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts* (Russko-ganzejskaja torgovlja v pervoj polovine XVI veka, St. Petersburg 2021, Evrazja, 478 S.). – Die erste Hälfte des 16. Jh.s stand im Zeichen einer folgerichtigen Umstrukturierung des hansisch-russischen Handelsmechanismus, die in der Zurückdrängung der livländischen Städte bestand und die direkten Handels- und diplomatischen Kontakte Lübecks als Oberhaupt der „überseeischen“ Hanse mit Russland beinhaltete. Die Umstände, die diesen Prozess begleiteten, sind in den zwölf Kapiteln dieser Monografie dargestellt. Die Vf.in hat beim Schreiben bisher nicht veröffentlichte Dokumente aus den Beständen Ruthenica und Livonica des Archivs der Hansestadt Lübeck verwendet.

Das erste Kapitel ist der Wiederaufnahme des Hansehandels in Russland gewidmet, der durch die Schließung des Novgoroder Deutschen Hofes im Jahre 1494 und den russisch-livländischen Krieg von 1501–1503 unterbrochen war. Jene entsprachen den Interessen der Städte der preußisch-livländischen und wendischen „Drittel“ der Hanse, die sich darüber mehrmals auf Hansetagen von 1507–1514 erklärten. Der direkte Zugang der Hanse zu russischen Exportprodukten, die auf dem westeuropäischen Markt stark nachgefragt waren, brachte ihnen zwar hohe Gewinne, jedoch wurden die Mengen aufgrund der steigenden Konkurrenz durch die Nicht-Hanse reduziert. „Alte Zeiten“ und „Kaufmannsrechte“ bildeten im Entstehungsprozess der hansisch-russischen Abkommen eine starke Rechts- und Wertvorstellung, die den Hansen Exklusivrechte am russischen Markt verschaffen sollte und zugleich eine Plattform zur Bündelung ihrer Bemühungen beim Widerstand gegen äußere Eingriffe und innere Streitigkeiten schuf. Dabei hatten die livländischen, preußischen und wendischen Städte ihre eigene Sicht und individuelle Interessen. Die hansisch-russischen Verhandlungen über den Wiederaufbau des Deutschen Hofes in Novgorod zeigten Unterschiede in dem Herangehen der livländischen und der Städte in „Übersee“, und dies erlaubt, an der Existenz einer gemeinsamen Handelsstrategie zu zweifeln. Für Lübeck und die „überseeische“ Hanse war es von grundlegender Bedeutung, den Beschlüssen des Hansetags Folge zu leisten, insbesondere des Hansetags von 1507, der beschlossen hatte, die Arbeit des Deutschen Hofes nur unter der Bedingung der Rückgabe der vom Großfürsten Ivan III. bei der Schließung des Hofes 1494 beschlagnahmten hansischen Güter wieder aufzunehmen. Reval und Dorpat, vom Beschluss des Hansetags von 1442 geleitet, hielten es aber für möglich, je nach Situa-

tion mit dem Großfürsten von Moskau zu verhandeln. Eine eigene Sicht auf das hansisch-russische Abkommen über den Deutschen Hof wurde von den preußischen Städten unter der Leitung von Danzig vertreten, die als „Beschützer“ der Hanse den polnischen König Sigismund I. sehen wollten. Reval und Dorpat haben 1514 ihr Verständnis der „alten Zeit“ verteidigt und wollten damit ihre Handelsvermittlung zwischen Russland und den „Überseehändlern“ aufrechterhalten. Dabei hatten die wendischen und preußischen Städte die Möglichkeit, mit russischen Kaufleuten auf dem Deutschen Hof und in Livland zu handeln, als Gegenleistung für ihre auf dem Hansetag bestätigte Unterstützung der livländischen Städte.

Das zweite Kapitel „Ranefahrer, Fugger, Dänen und andere Konkurrenten“ berührt die Frage der Unterstützung der livländischen Städte durch die „überseeische“ Hanse beim Widerstand gegen die ausländische Konkurrenz, die sich im Rahmen des „ungewöhnlichen Handels“ und der Aktivität der „ausländischen Nationen“ zeigte. Der „ungewöhnliche Handel“, der entgegen hansischen Sitten geführt wurde, bewirkte die Erweiterung des Teilnehmerkreises am internationalen Handel und die Vermehrung von Konflikten. Der Übergang des Deutschen Hofes an „Ausländer“ war nur in Bezug auf die Dänen eine reale Möglichkeit, da diese durch Vertragsbeziehungen mit Russland verbunden waren. Die Hauptgefahr für die Hanseleute war die Verringerung des ihnen zur Verfügung stehenden russischen Exportvolumens und dessen Preissteigerung. Die Rechtsargumente der „alten Zeiten“ waren in Nichtanwesenheit ernsthafter Konkurrenten auf dem russischen Markt für die hansischen Kaufleute entstanden und konnten daher wenig zu ihrer Opposition gegen die „Ausländer“ beitragen. Es gibt viele Bsp. für ihre geschäftliche Zusammenarbeit (Danzig mit Fuggern und Holländern, Holländerfahrten nach Reval usw.), aber das Thema der externen Konkurrenz ist oft in rhetorischen Konstruktionen vorhanden, in denen der hansische Begriff „fremde Nationen“ nach bestimmten Mustern stilisiert ist; dazu gehört auch die „russische Bedrohung“. Die livländischen Städte verwendeten solche Klischeebilder über „Ausländer“, um die Mitglieder des Hansetages bei der Entscheidung über den Wiederaufbau des Deutschen Hofes und über die Quellen seiner Finanzierung in die nötige Stimmung zu versetzen.

Das dritte Kapitel, „Der Deutsche Hof im hansischen ‚Netzwerk‘“, stellt die wichtigsten Tendenzen in der Entwicklung der hansischen Niederlassung in Novgorod nach ihrem Wiederaufbau im Jahre 1514 vor. Die traditionelle Vorstellung vom Niedergang des Hofes und seiner Aussichtslosigkeit kann die Intensität nicht erklären, mit der die Hansestädte von Livland mit Unterstützung der „überseeischen“ Hanseleute versuchten, ihn wiederaufzubauen und zu unterhalten. Der Begriff des Niedergangs ist laut Vf.in nicht ganz objektiv und von Absichten seitens Revals geprägt. Wie die Äußerungen über die Be-

drohung der hansischen Prosperität durch „fremde Nationen“ war auch er ein Element der Überredungsstrategie gegenüber den „überseeischen“ Hansen, deren Hilfe Reval und andere livländische Städte in Anspruch nahmen, um den Hof in Novgorod zu begünstigen. In den 1520er und 1530er Jahren wurde dasselbe von den Revalern als Beweis für die ungenügende Eignung der von Dorpat ernannten Hofknechte vorgebracht, um den Einfluss seiner Oldermänner als Agenten von Revals Willen zu stärken. Die Begriffe „Untergang“ oder „Unordnung“ (*Gebreke*) enthielten keine Hinweise auf den wirtschaftlichen Niedergang des Kontors in Novgorod, sondern auf die problematischen Momente seines täglichen Lebens, verbunden mit einer Änderung der Ordnung des hansischen Handelsverkehrs und der Entwicklung der Handelskooperation innerhalb des hansischen „Netzwerks“. Nach 1514 waren die Hauptbewohner des Deutschen Hofes Gesellen aus den Hansestädten, hauptsächlich aus Reval und Dorpat. Die Verjüngung der Hansegemeinde von Novgorod wirkte sich auf ihre Disziplin und die Bewahrung hansischer Traditionen negativ aus. Die Gesellen wurden in den hansisch-russischen Verträgen nicht erwähnt und waren für deren Einhaltung nicht verantwortlich, was ihnen die Hinwendung zu vom Standpunkt des Hanserechts informellen, verwerflichen Handelsformen, v. a. Kreditgeschäften, erleichterte. In Novgorod mit seinen alten Traditionen von Kreditgeschäften galten sie nicht als illegal, aber das Fehlen einer angemessenen rechtlichen Basis für die Kreditgewährung und die unterentwickelte Sicherheit erhöhten die Zahl der Fälle, die mit einer Schädigung der Einwohner von Novgorod verbunden waren. Die angespannte Lage im Deutschen Hof wurde auch durch den Verlust des „Rechts der Kaufleute“, v. a. ihrer ursprünglichen Unabhängigkeit, und durch die Verstaatlichung des internationalen Handels verursacht, die in Novgorod aufgrund des Unterschiedes zwischen den westeuropäischen und russischen Verwaltungs- und Rechtstraditionen von den Hansen besonders schmerzlich empfunden wurden. Davon zeugen die Kommentare der hansischen Korrespondenz über die Willkür der Behörden von Novgorod, ihre Langsamkeit bei der Entscheidungsfindung, Bestechlichkeit und Abweichungen von den „alten Zeiten“ in den Fällen, in denen der Wille des Großfürsten von ihnen viel wichtiger als jedes rechtliche Argument angesehen wurde. Nach Meinung der Oldermänner des Deutschen Hofes brachte die starke Einmischung der russischen Verwaltung ihn in einen Zustand des „Niederganges“ oder der „Unordnung“. Die wirtschaftliche Funktionsfähigkeit des Deutschen Hofes wird durch eine anderthalbmalige Verteuerung hansischer Waren in Novgorod, die Aufhebung der Saisonabhängigkeit des Aufenthalts der hansischen Kaufleute am Hof, die Stabilität des Produktangebots, die Bedeutung des Novgoroder Kontors für den Stapel in Brügge und das Durchhalten der Hansen beim Streben, den Deutschen Hof zu erhalten, demonstriert, was alles nur verständlich ist, wenn es eine ver-

nünftige und sachgerechte kommerzielle Bedeutung hatte. Der Verringerung der Gästezahl des Hofes von 250 Personen in der Mitte des 15. Jh.s auf 40 im Jahre 1515 erklärt sich mit ihrem ständigen Wechsel, der durch eine Änderung des Handelsverfahrens und häufige Fahrten der Gesellen zur Erfüllung von Aufträgen und Kreditverpflichtungen verursacht wurde.

Die Existenzfähigkeit einer neuen Handelsordnung hing von der Kommunikationssicherheit zwischen dem Deutschen Hof und Reval sowie anderen Hansestädten ab. Diesem Thema ist ein Kapitel mit der Überschrift „Der Ivangoroder Transit“ gewidmet, in dem es um die Beziehung zwischen Narva und Ivangorod geht. Diese als Festung errichtete russische Stadt wurde ab dem zweiten Jahrzehnt des 16. Jh.s zu einem Ort des internationalen Handels, für den die Vertreter der großfürstlichen Behörden alle Verwaltungsressourcen einschließlich möglicher Handelsblockaden anwendeten. Nachdem Narva und Ivangorod eine Reihe von Krisensituationen überwunden hatten, glichen sie ihre Handelspotenziale aus, lernten produktiv miteinander umzugehen und stellten so den freien Durchgang der Waren sicher. Die Städte standen mehrfach im Konflikt miteinander, aber sie haben versucht, die Dinge nicht zu einer harten Kollision zu bringen, und bevorzugten, Missverständnisse aufgrund der Rechtsordnung zu lösen. Die Bürger von Narva ärgerten sich besonders über die Handelsreisen der Einwohner von Ivangorod nach Reval, die das Gleichgewicht zwischen der Beteiligung beider Städte am Warentransit und der Einkommensverteilung außer Kraft setzten. Es wird darauf hingewiesen, dass dieses Gleichgewicht durch den Übergang von Narva zur russischen Staatszugehörigkeit im Jahr 1558 und den Beginn der Ära der „Narva-Fahrten“ gestört wurde, die den Handel von Ivangorod auf einige Zeit behinderten. In der ersten Hälfte des 16. Jh.s hatten die periodischen Störungen in den Beziehungen zwischen Narva und Ivangorod in der Regel keine fatalen Folgen für die Verbindung zwischen Russland und den Hansestädten und verhinderten nicht die Belieferung der Städte von Livland mit russischen Waren. Revals Handel mit Russland vollzog sich in einem interessanten Doppelsystem – dem Handel zwischen Russen und Revalern direkt in der livländischen Stadt und demjenigen unter Vermittlung ihrer Gesellen am Deutschen Hof. Aufgrund von objektiven Umständen waren beide Formen des Handelsaustausches nicht sehr zuverlässig, aber ihre Kombination optimierte die Lieferung russischer Waren an Reval zum Verkauf an Bürger „überseeischer“ Städte. Der nichthansische Status von Narva bereicherte seine Zusammenarbeit mit Ivangorod durch Marktinnovationen im Zusammenhang mit Kreditgewährung und Vorschussleistung. Solche Geschäfte wurden von hansischen Kaufleuten aus verschiedenen Städten, darunter Lübeck, an beiden Ufern des Flusses Narova unter Vermittlung der Gesellen durchgeführt.

Der Handelsweg zwischen Novgorod und Reval mit einer Kreuzung im Grenzabschnitt Ivangorod-Narva bewirkte im hansisch-russischen Handel

eine integrative Ganzheit, doch hing das Funktionieren des gesamten Mechanismus nicht nur von der Sicherheit der Kommunikation ab, sondern auch vom Sachstand auf den wichtigsten „Plattformen“ des hansisch-russischen Handels in Novgorod und Reval. Das nächste Kapitel der Monografie „Reval und Dorpat: nichts Persönliches, rein geschäftlich“ befasst sich mit der Frage der Gegnerschaft zwischen den beiden Städten, die gemäß den „alten Zeiten“ mit der gemeinsamen Verwaltung des Deutschen Hofes betraut waren. Ihr Konflikt wegen der Führerschaft eskalierte infolge eines Streits um die Verteilung der Gelder aus dem Pfundzoll, der auf Beschluss der gesamten Hanse zur Deckung der Bedürfnisse des Deutschen Hofes kassiert wurde. Das Recht von Reval, über den Pfundzoll zu verfügen, stärkte seine Position als Novgorod-Stapel und half, Dorpat zu besiegen, aber gleichzeitig wurde seine Abhängigkeit von den „Überseestädten“ und Lübeck verstärkt, die in Fragen des Pfundzolls das letzte Wort hatten. Ihre Sanktionen waren auch für die Verlängerung der hansisch-russischen Verträge und die Aufrechterhaltung der „alten Zeiten“ erforderlich, da die Großfürsten von Moskau es bevorzugten, nicht mit den livländischen Städten, sondern mit der Hanseführung zu verhandeln. Der Hansetag von 1526 zeigte die erste Änderung in den Absichten von Lübeck, das die Beschuldigung willkürlichen Verbrauchs von Pfundzoll-Einnahmen durch Reval, dessen Streit mit Dorpat und die zahlr. Probleme des Deutschen Hofes nutzte, um seinen Einfluss auf die livländischen Städte zu vergrößern. Insbesondere zu diesem Zweck machte es Riga zum „Beschützer“ (*beschutter*) der livländischen „Gemeinden“ und wollte dessen Ratsherren verpflichtet sehen, die Situation im Novgoroder Kontor zu normalisieren und seine Finanzierungsprobleme zu lösen. Dasselbe Ziel wurde durch die Nichtanerkennung des von Reval und Dorpat unterzeichneten Vertrags von 1514 durch die „überseeischen“ Städte verfolgt.

Zwischenzeitlich eskalierte die Situation im Deutschen Hof weiter, was es den livländischen Städten nicht erlaubte, alleine damit zurechtzukommen. Das allzu freizügige Verhalten seiner Bewohner – junger Kaufleute, die nicht immer die Bestimmungen der „alten Zeit“ und die elementaren disziplinarischen Normen beim Aufenthalt in einem fremden Land berücksichtigten – führte dazu, dass rein alltägliche Fälle wie der in Kapitel 7 beschriebene „Fall der entlaufenen Priesterfrau“ für die Hansen zu Gerichtsverfahren, Haftstrafen, hohen Geldbußen, ärgerlicher Stimmung der Novgoroder sowie der Wahrscheinlichkeit des Bruchs von hansisch-russischen Abkommen führte. Solche pöbelhaften Vorfälle wurden auf dem Hansetag besprochen und damit als allgemeine hansische Probleme gesehen.

Das Kapitel „Zaubermacht des Silbers“ berichtet von der Bedeutung der hansischen Silberversorgung, die das Ungleichgewicht zwischen der geringen Menge an hansischen Waren und den stetig anwachsenden russischen

Exportmengen beseitigte. Der hansisch-russische Handel in der ersten Hälfte des 16. Jh.s besaß einen Tauschcharakter („Ware für Ware“), doch importiertes Silber, dessen Qualität durch die Kennzeichnung der Manufakturstadt bescheinigt wurde, begann als Zahlungsmittel, das die Eigenschaften einer von den Russen geforderten „Währungsware“ hatte, verwendet zu werden. Diese eigenartige „Monetarisierung“ des hansisch-russischen Handels wurde von einer Konzentration von Silber am Deutschen Hof in Novgorod begleitet, der damit die Bedeutung einer Geldstelle erhielt, was der Kreditverbreitung zugutekam. Dieser Umstand gab Reval vielleicht einen weiteren Grund, sich für den Erhalt des Deutschen Hofes einzusetzen. Silber war ein obligatorischer Bestandteil des hansisch-russischen Handels, und daher wurde die Silberknappheit infolge der Währungsreform des livländischen Meisters Wolter von Plettenberg für die livländischen Städte zu einem großen Problem. Die Reform begann gegen 1520 als Teil von Maßnahmen zur Stabilisierung der innenpolitischen Lage im Land, führte aber stattdessen zu einer Masse geringwertiger Münzen und zu Inflation auf dem livländischen Markt. Die Reform war von einer zwanghaften Abführung eines erheblichen Teils des nach Livland importierten Silbers zugunsten des Staates begleitet, weshalb die livländischen Städte ihren Handel mit russischen Kaufleuten unter Bedingungen eines Silberdefizits treiben mussten. Das Problem wurde durch die Anwesenheit einer großen Anzahl von Kaufleuten aus „überseeischen“ Städten und Danzig in Livland verschärft, die kein Silber zugunsten der livländischen Münzhöfe zahlten, was es ihnen möglich machte, ohne große Schwierigkeiten russische Partner anzuziehen.

Das Kapitel „Gast handele nicht mit Gast“ enthält eine Analyse der Einschränkungen der direkten Handelskontakte der „überseeischen“ Hansekaufleute mit russischen Kaufleuten in den livländischen Städten, die seit der zweiten Hälfte der 1530er Jahre stattfanden. Das Prinzip „Gast handele nicht mit Gast“ wurde an sich auf die Hansen nicht angewendet, aber die Livländer beriefen sich auf die lokale rechtliche Erfahrung und fanden darin Argumente für ihre Position. Die Frage nach den ursprünglichen Motiven für Gasthandelsbeschränkungen in livländischen Städten ist diskursiv, aber es sollte beachtet werden, dass die Gründe dort unter Umständen gewichtiger wurden, die sich auf den livländischen Markt negativ auswirkten. Dazu gehören Silbermangel, Inflation sowie die Konkurrenz der „Ausländer“ und gebietsfremder Hansen. Hinzu kam die Einrichtung des Deutschen Hofes in Pskov und der Marienburger Straße, die die Lieferung russischer Waren nach Reval und Dorpat begrenzten. Im Sinne von diesen Umständen könnten Gasthandelsverbote als Abwehrmaßnahmen angesehen werden, die darauf abzielten, die ursprüngliche Vermittlung dieser Städte im hansisch-russischen Handel zu retten. Die dramatische Situation von Reval und Dorpat in den frühen 1540er Jahren wurde dadurch verschärft,

dass russische Kaufleute unter Umgehung der livländischen Städte tief in den Hanseraum vorgedrungen sind, was durch die von Danzig eingebrachte Idee erleichtert wurde, den russischen Warenfluss durch Polen zu lenken. Die livländischen Städte versuchten, den Handel der russischen Kaufleute außerhalb der kontrollierten Stapel zu verhindern, um die Versorgung ihrer eigenen Stadtmärkte und des Deutschen Hofes in Novgorod mit russischen Waren zu gewährleisten.

Das nächste Kapitel ist der Rolle der livländischen Meister, v. a. Wolters von Plettenberg, im hansisch-russischen Handel in der ersten Hälfte des 16. Jh.s gewidmet. Auffällig sind Plettenbergs Bemühungen, die Handelsbeziehungen zwischen den Hansestädten von Livland und Russland zu stabilisieren, die er bei der Unterzeichnung der livländisch-russischen Verträge zeigte. Gleichzeitig versuchte der Meister als Oberhaupt des livländischen Teils des Deutschen Ordens, der über großen Grundbesitz und eine entwickelte Gutswirtschaft verfügte, die Realisierungsbedingungen der eigenen Handelsware zu optimieren. Das mangelnde Interesse des russischen Markts, der die vom Orden angebotenen landwirtschaftlichen Güter nicht benötigte, verschob die Handelsinitiativen seines Oberhauptes in Richtung des von der Hanse beherrschten westeuropäischen Wirtschaftsraums. Zu den bekanntesten Projekten von Plettenbergs gehört der scheiternde Plan, das hansische Kontor aus Novgorod nach Narva (eine Ordensstadt) zu verlegen. Folgenreich war dagegen die Eröffnung der Marienburger Straße, die durch die Hauptbesitzungen des Ordens in den Mittelgebieten von Livland führte und diese mit Riga verband. Damit erweiterte Riga sein Hinterland durch die Ordensgebiete, und als Gegenleistung konnte der Orden den Rigaer Hafen für den Export seiner Produkte nutzen. Andererseits wirkte sich die Eröffnung der Marienburger Straße zusammen mit anderen o. g. Faktoren auf den russischen Handel von Reval und Dorpat negativ aus.

Das nächste Kapitel charakterisiert die wichtigsten Erscheinungsformen der Krise im hansisch-russischen Handel in den 1540er Jahren. Es ist zu bemerken, dass die Interessen der livländischen Städte in Bezug auf den Handel mit Russland immer weiter auseinandergingen. Dank der Marienburger Straße erweiterte Riga seine Exportmöglichkeiten. Narva hoffte gegen den Willen von Reval und Dorpat, den Status und die Privilegien einer Hansestadt zu erlangen und verstärkte die direkten Beziehungen mit Lübeck, und dieses nutzte Narva als Hauptlieferanten für Leinen und Hanffaser, an denen auf dem europäischen Markt ein starker Bedarf bestand. Für Dorpat wurde der Deutsche Hof in Pskov zu einer großen Hilfe, weil das Kontor in Novgorod schon unnötig war. Reval hatte große Schwierigkeiten, als das von ihm geschaffene Doppelsystem des russischen Handels aufgrund objektiver Umstände ins Stocken geraten war. Nach einem verheerenden Brand am Novgoroder Deutschen Hof im Frühjahr

1542 schlug Dorpat dessen Liquidation vor, aber Reval stellte sich mit Unterstützung von Lübeck dagegen. Lübeck mobilisierte die wendischen Städte, um das Kontor in Novgorod wiederaufzubauen, dies mit der Absicht, es in Zukunft zu übernehmen. Bereits zehn Jahre zuvor hatten am Deutschen Hof in Pskov die Gesellen aus Lübeck ihren Sitz aufgeschlagen. Lübeck hatte auch bereits erste Versuche unternommen, unter Umgehung von Reval und Dorpat diplomatische Verbindungen mit dem russischen Herrscher aufzunehmen. Die Position von Lübeck zum Deutschen Hof von 1543 bis 1549 wird als Vorbereitung der Idee eines „russischen Stapels“ angesehen, die in den Jahren des Livländischen Krieges auftaucht. Im Jahr 1549 hatte Lübeck direkte diplomatische Beziehungen zum 1547 gekrönten Zaren Iwan IV. aufgenommen, dem die Anerkennung seiner Würde durch die Kaiserstädte imponierte, und es setzte fort, die Handelsvorrechte der livländischen Städte anzugreifen.

Das letzte Kapitel trägt den Titel „Lübeck auf dem Weg zur Idee eines ‚russischen Stapels‘“ und zeigt die Bemühungen der Stadt, die Ordnung des hansisch-russischen Handels neu zu organisieren und die livländische Handelsvermittlung zu beseitigen. Beachtung wird der Gesandtschaft der „überseeischen“ Hanse in Moskau im Jahre 1558 gewidmet, die vom russischen Monarchen die Erlaubnis zur Eröffnung des Deutschen Hofes erreichen wollte. Die Beweggründe der Politik von Lübeck hinsichtlich des Russlandhandels der Hanse verbindet die Vf.in v. a. mit strukturellen Veränderungen innerhalb der Hanse während der Reformen der 1550er Jahre, insbesondere mit der Gründung der Vereinigung der Hansestädte im Jahre 1554. Die Zerstörung der Hanse-Netzwerkorganisation und ihre Umstrukturierung auf eidgenössischer Basis hätte Lübeck zu einem einfachen Mitglied der Union machen können, das sich hinfort keine Autorität und Handelsprofite mehr durch die Regulierung der Warenflüsse und deren Umverteilung zwischen Stapeln und Kontoren sichern kann. Der Ausweg aus dieser Situation konnten die aktive Tätigkeit von Lübeck im hansisch-russischen Handel und die Umwandlung des Nordwestens Russlands in sein Hinterland sein. Unter dem Vorwand, die hansischen Privilegien zu bewahren, wurden Bedingungen für die Umstrukturierung der gesamten Basis der hansisch-russischen Beziehungen geschaffen, die um die Wende des 16. zum 17. Jh. mit der Übertragung der Hauptrolle von den livländischen Handelsstädten zu Lübeck endete. Mit Gnade der russischen Herrscher gelang es Lübeck, die Idee eines „russischen Stapels“ zu verwirklichen und ein Netz von Lübecker Handelshöfen in Russland zu eröffnen sowie die in den russischen Städten geltenden Hanseprivilegien auf sich umzustellen. Der Grundstein für diesen Erfolg wurde laut Vf.in der Monografie in der ersten Hälfte des 16. Jh.s gelegt. Als Anhang zu dieser Monografie werden Dokumente aus den Beständen Ruthenica und Livonica des Archivs der Hansestadt Lübeck veröffentlicht. *Selbstanzeige*

Siergiej Polechow [Sergej Vladimirovič Polechov] hat *Moskauer Autographen des Fürsten Michail Glinskij in Riga* veröffentlicht (Moskovskie avtografy knjazja Michaila Glinskogo v Rige, in: Drevnjaja Rus'. Voprosy medievistiki 2020, 3, 13–31). Im ehemaligen Rigaer Stadtarchiv werden zwei Briefe des Fürsten samt dazugehörigen Begleitbriefen des Großfürsten Vasilij III. aus den Jahren 1528–1529 aufbewahrt. Die Briefe Glinskijs sind auf Russisch verfasst, enthalten aber die eigenhändige lateinische Unterschrift des Fürsten. Glinskij, der 1527 in Russland aus langer Gefangenschaft befreit worden war, hatte den großfürstlichen Dolmetscher Istoma Malyj nach Riga geschickt, um dort Arzneimittel zu kaufen. Weil die in der Rigaer Apotheke vorhandenen Mittel teuer und unpassend waren, teilte der Rigaer Apotheker „Mikolai Dubos“ etwa ein Jahr später dem Fürsten mit, dass neue Medikamente aus Indonesien angekommen seien, wonach Istoma wiederum nach Riga reiste. Bemerkenswert sind die frühen Warenlieferungen aus Sumatra nach Livland und die persönlichen Kontakte zwischen Moskau und Riga (vgl. HGbl. 115, 1997, 167). A. S.

Reinhard Frötschner [Rajnchard Frëčner], Über Besonderheiten der Moskauer Diplomatie in der Mitte des 16. Jahrhunderts: neue Quellen zur Mission von Hans Schlitte (Ob osobennostjach moskovskoj diplomatii serediny XVI v.: Novye istočniki o missii Gansa Šlitte, in: Drevnjaja Rus'. Voprosy medievistiki 2019, 3, 90–103). – Der Kaufmann Hans Schlitte aus Goslar warb 1547/48 zahlr. Fachleute für den Dienst in Moskau an, die ihr Ziel wegen Hinderung durch den Deutschen Orden in Livland und durch Lübeck allerdings nicht erreichten. Umstritten ist, ob Schlitte im Auftrage des Zaren oder auf eigene Initiative handelte. Vf. vertritt seit Längerem die erstere Auffassung, die er hier unter Heranziehung bisher unbeachteter Quellen neu begründet, wobei er seine Sicht gewissenhafterweise als Vermutung präsentiert. Im Interesse der Fachleutewerbung und weiterer Anliegen hatte Schlitte Kaiser Karl V. aufgesucht, laut Vf. im Auftrage der Moskauer Regierung, aber ohne die üblichen Verhaltensvorschriften für Diplomaten. Wie hier betont wird, stellte diese Beauftragung eines Kaufmanns im Rahmen des Moskauer Gesandtschaftswesens etwas Einmaliges und Beachtenswertes dar. N. A.

D[mitrij] I[vanovič] Veber und E[katerina] I[gorevna] Nosova, *Eine Episode aus der Geschichte des Ostseehandels: die Einfuhr von Papier in den Moskauer Staat* (Ėpizod iz istorii baltijskoj trgovli: import bumagi v Moskovskoe gosudarstvo, in: Peterburgskie slavjanskije i balkanskije issledovanija 2021, 1, 63–76). – Vff. blicken kurz auf das späte Mittelalter zurück, in dem Papier, das von Russland importiert werden musste, über die livländischen Hansestädte vermittelt wurde. Konzentriert behandeln sie

dann die Papierlieferungen nach Narva in der Zeit, als dieses während des Livländischen Krieges unter russischer Herrschaft stand (1558–1581). Von den Kaufleuten verschiedener Nationen, die damals Narva aufsuchten, waren es speziell Franzosen, die aufgrund der führenden Position ihres Landes bei der Erzeugung von Papier solches dorthin lieferten. Auskünfte darüber bieten die für diesen Beitrag bearbeiteten Sundzollregister. Da über den Papierhandel mit Russland bislang wenig geforscht wurde, verdient diese Arbeit besondere Beachtung. N. A.

Zur Kenntnis und weiteren Erforschung der lübisch-russischen Beziehungen im späten 16. Jh. trägt M[arina] B[orisovna] B[essudnova] mit ihrer Publikation *Der Gesandtschaftsbericht des Zacharias Meyer über die Reise nach Moskau* förderlich bei (Posol'skij otčet Zacharii Mejera o poezdke v Moskvu, in: Vestnik Sankt-Peterburgskogo universiteta. Istorija 66, 2021, 4, 1349–1378). Der Beitrag veröffentlicht den bisher ungedruckten Bericht des lübischen Abgesandten Meyer von 1587 aus dem Lübecker Stadtarchiv sowie eine russische Übersetzung dieses deutschen Textes. Zacharias Meyer war im Auftrage des Lübecker Rates 1586 nach Moskau gereist und erwirkte die Einrichtung von Handelshöfen für die lübischen Kaufleute in Novgorod und Pleskau. Sein aufschlussreicher Bericht enthält auch den Text der damaligen Gnadenurkunde des Zaren Fedor Ivanovič für Lübeck und die Texte der Moskauer Anweisungen an die Statthalter jener Handelszentren für die Einrichtung der beiden Höfe. In ihrer kenntnisreichen Einleitung stellt Vf.in den wiederholten Aufenthalt von Meyer in Moskau und seine dabei verfolgten Ziele in den Zusammenhang einer neueren Lübecker Russlandpolitik, die nur am Interesse der eigenen Stadt orientiert war. N. A.

Hinzuweisen ist auf die kleine Studie von Ju[lija] V[jačeslavovna] Kolpakova und M[aksim] J[ur'evič] Kolpakov, *Der Alltag des ausländischen Reisenden in Russland* (Byt inostrannogo putešestvennika v Rossii, soglasno slovarju-razgovorniku Ioganna Arnol'da Branda, 1673 god, in: Žurnal Frontirnych Issledovanij 2021, 3, 113–137). Sie basiert auf dem 1702 publizierten kurzen Sprachführer von Johann Arnold von Brand, der mit der Brandenburger Gesandtschaft 1673 Moskau besucht hatte und dessen Wortschatz mehrere Aspekte des Unterwegsseins wie Karren, Unterkunft, Essen, Trinken usw. widerspiegelt. A. S.

V[iktor] N[ikolaevič] Zacharov, *Der Außenhandel Russlands in der Zeit Peters I.* (Vnešnjaja torgovlja Rossii pri Petre I., in: Vestnik Moskovskogo gosudarstvennogo oblastnogo universiteta. Serija Istorija i političeskie nauki 2021, 4, 91–103). – Der mit zahlr. Publikationen zum russischen Außenhandel

des 18. Jh.s und den ausländischen Kaufleuten in Russland hervorgetretene Experte Zacharov liefert hier einen Überblick zum Außenhandel in der petrinischen Epoche. Dabei stützt er sich auf statistische Angaben wie den Sundzoll oder die Akten der Zollbehörden russischer Häfen sowie auf die gesammelten Gesetze und Erlasse des Russischen Reiches (PSZ). Nach einer sehr knappen Einführung stellt er die westliche Handelsrichtung vor, wo bis zum Großen Nordischen Krieg der Außenhandel weitgehend in Archangel'sk konzentriert war, allerdings mit dem Aufschwung des noch schwedischen Narva gegen Ende des 17. Jh.s die künftige Verlagerung an die Ostsee sich abzuzeichnen begann bzw. Peter I. inspiriert worden sein dürfte, 1703 St. Petersburg zu gründen. Dessen Dominanz gegenüber Archangel'sk konnte sich trotz zollpolitischer Förderung erst nach dem Ende des Großen Nordischen Krieges durchsetzen. Dann allerdings entwickelte sich die neue Hafenstadt sprunghaft und die Engländer verdrängten hier schon früh ihre westlichen Konkurrenten aus den Niederlanden und Norddeutschland. Allerdings gelang es Peter nicht, russische Kaufleute aktiv am Außenhandel zu beteiligen. Ebenso wenig erfolgreich war der Versuch, durch Zollpolitik, namentlich den Zolltarif von 1724, die heimische Produktion von Luxusgütern gegen die Konkurrenz aus dem Ausland zu schützen. Es folgen zwei kürzere Abschnitte zum Außenhandel nach Süden und nach Osten. In Richtung Süden spielten das Kaspische Meer und die Hafenstadt Astrachan sowie armenische Kaufleute eine Schlüsselrolle, um den Handel mit dem Iran zu forcieren. Teilweise gelang es Russland hier, am Transithandel teilzunehmen, langfristig ließ sich das Osmanische Reich aber nicht als Zwischenhändler aus diesem Geschäft verdrängen. Auch Indien und China stellten für Peter I. attraktive Handelspartner dar, die auch über Astrachan erreicht wurden. Stationen der Handelskarawanen waren Chiva und Buchara. Auch der Seeweg um Afrika mit einem Handelsstützpunkt auf Madagaskar wurde kurzzeitig in Erwägung gezogen. Insgesamt erreichten die verwirklichten Handelsrouten über Land jedoch niemals dem westlichen Handel vergleichbare Handelsvolumina. Der Text bietet einen kompetenten Überblick zur Handelspolitik und zum Außenhandel der petrinischen Zeit, enthält allerdings keine über den aktuellen Forschungsstand hinausgehenden Erkenntnisse. Auffällig ist, dass Vf. hier wie auch in seinen anderen Forschungen den Handel über Riga oder Reval/Tallinn noch nicht als russländischen Handel betrachtet und so auch hier nicht einmal erwähnt, obwohl beide Häfen seit 1710/1721 zum Russischen Reich gehörten.

Tilman Plath

Autorenverzeichnis

für die Umschau

Mitarbeiterverzeichnis

für die Umschau

Angermann, Norbert (N. A.); Bessudnova, Marina (M. B.); Biermann, Felix; Brüggemann, Karsten (K. B.); Dumschat, Sabine; Grabkowsky, Anna-Therese; Henn, Volker (V. H.); Hoyer, Sarah; Huang, Angela; Jahnke, Carsten (C. J.); Jörn, Nils (N. J.); Jürjo, Inna (I. J.); Kieseler, Andreas; Neumann, Sarah (S. N.); Osterschlte, Christian; Plath, Tilman; Pelc, Ortwin (O. P.); Rasche, Anja; Ruchhöft, Fred; Schleinert, Dirk; Selart, Anti (A. S.); Siebenbürgen, Carsten (C. S.); Springmann, Maik-Jens (M.-J. Sp.); Zapnik, Jörg

